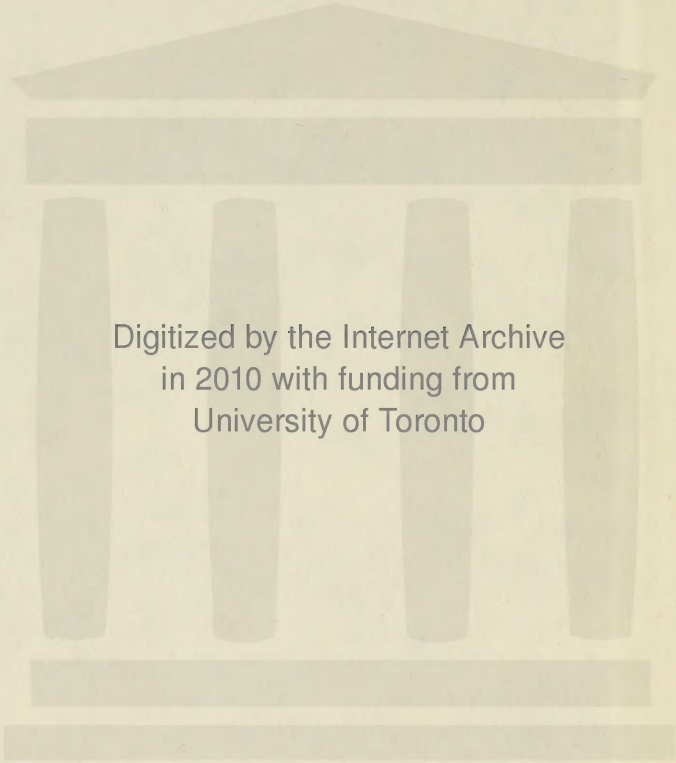
3 1761 06741639 6



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diephilosophiede00stei

Die

Philosophie des Krieges

215 c

Natur- und kulturphilosophische Bibliothek.

Die neue Bibliothek wird Monographien zur Philosophie der Natur- und Geisteswissenschaften bringen. Schon lange hat bei den Forschern wie bei den weiteren Kreisen der Gebildeten das Genügen an der Spezialität aufgehört, man strebt wieder eine „Weltanschauung" zu gewinnen. Aber man will nicht mehr, wie ehedem, spekulieren, auch nicht fertige Dogmen empfangen, sondern auf der Kenntnis der Ergebnisse der Natur- und Geisteswissenschaften sich seine Weltanschauung aufbauen. Dafür will die Natur- und kulturphilosophische Bibliothek Bausteine liefern, indem sie mancherlei Gebiete der Natur und der Kulturwelt in philosophische Beleuchtung bringt. Erschienen sind bisher:

Band I. **Philosophie der Botanik** von Professor Dr. J. Reinke in Kiel. (VI, 201 S.) 1905. Mk. 4.—, geb. Mk. 4.80

Journal f. Neurologie u. Psychologie: Der besonders neuerdings durch seine naturphilosophischen Schriften in weiteren Kreisen bekannt gewordene Kieler Botaniker eröffnet mit der vorliegenden „Philosophie der Botanik" eine Serie von monographischen Schriften, deren Aufgabe es sein soll, dem Leser Material zum Aufbau einer eigenen Weltanschauung aus den verschiedensten Gebieten menschlicher Geistesarbeit zusammenzutragen. Dieser Aufgabe wird Reinke durchaus gerecht.

Zeitschr. f. physikal. Chemie: Die eifrige naturphilos. Arbeit des Kieler Botanikers bringt immer erfreulichere Früchte zutage.

Band II. **Die geistige Überbürdung in der modernen Kultur** von Maria von Manacéine. Übersetzung, Bearbeitung und Anhang: Die Überbürdung in der Schule von Dr. med. Ludwig Wagner, Oberlehrer und approb. Arzt in Oberstein (Nahe). (VI, 200 S.) 1905. Mk. 4.—, geb. Mk. 4.80

Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung: Das Buch ist vor zwei Jahrzehnten von einer inzwischen verstorbenen russischen Ärztin geschrieben worden und ist heute noch lesenswert. Besonders spricht der ideale Schwung und die männliche Kraft an, mit welcher an die Leidenden appelliert wird.

Band III. **Der Vitalismus als Geschichte und als Lehre** von Dr. Hans Driesch. [X, 246 S.] 1905. Mk. 5.—, geb. Mk. 5.80

Deutsche Lit.-Zeitung: Das Buch bietet, wie es von dem Verf. nicht anders zu erwarten ist, eine große Menge anregender und aufklärender Ideen und scharfsinniger Überlegungen, die jeder, der ein selbständiges Urteil in den gedachten Fragen besitzt, wird schätzen müssen.

Band IV. **Leib und Seele.** Darstellung und Kritik der neueren Theorien des Verhältnisses zwischen physischem und psychischem Dasein von Dr. Rudolf Eisler. [VI, 217 S.] 1906. Mk. 4.40, geb. Mk. 5.20

Deutsche Lit.-Zeitung: Die Arbeit zeichnet sich durch Knappheit und Übersichtlichkeit aus; sie ist wohl geeignet, einen umfassenden Einblick in den gegenwärtigen Stand der betreffenden Frage zu ermöglichen . . . .

Band V. **Raum und Zeit in Geographie und Geologie.** Naturphilos. Betrachtungen von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Herausgeg. von Prof. Dr. Paul Barth. VIII, 177 S. 1907. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.40

Frankfurter Zeitung: Kein naturwissenschaftlich Gebildeter wird diesen neuesten interessanten Band der „Natur- und kulturphilosophischen Bibliothek" ohne mannigfache tiefgehende Anregung daraus empfangen zu haben, aus der Hand legen.

In Vorbereitung sind:

Professor Dr. A. Goette, Straßburg i. E.: **Die Grenzen des Lebens.**

Professor Dr. H. Haas, Kiel: **Philosophie der Erdgeschichte.**

Natur- und kulturphilosophische Bibliothek

Band VI.

Die Philosophie des Krieges

Von

Dr. S. Rudolf Steinmetz

im Haag.

Leipzig 1907.

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

LIBRARY
JUN 6 1963
UNIVERSITY OF TORONTO
844398
U
21
S8

Vorwort.

Mit schwerem Herzen habe ich mich der Aufgabe unterzogen, eine „Philosophie des Krieges“ zu schreiben. Nicht weil ich schon mehr als einmal meine Gedanken über den Gegenstand veröffentlicht habe,[1]) auch nicht so sehr weil die Literatur darüber jetzt bereits ziemlich ausgedehnt ist, sondern des Gegenstandes selbst wegen. Ich weiß natürlich sehr wohl, daß mein Buch nicht einen Krieg mehr oder weniger verursachen wird, und doch ergreift und drückt mich die Verantwortung. Ich meine, das ist bei einem solchen Thema selbstverständlich. Meine schwache Stimme ist doch auch eine Stimme.

Seit Jahren beschäftigt mich also das Problem des Krieges und immer aufs Neue wälze ich es in meinem Geiste hin und her. Ich glaube nicht, daß berufliche oder nationale Vorurteile mich blenden. Der Einfluß des Charakters kann natürlich nicht ausgeschaltet werden. Weil aber der Leser nur auf die objektiven Gründe, die ich anführe, acht zu geben hat, wird der Wert meiner Schlußfolgerungen dadurch kaum beeinträchtigt. Ich hoffe, mein Buch wird dem Leser, der selbst nach einem objektiven Urteile strebt, be-

[1]) Zuerst: L'Abolition de la Guerre, réponse à une Enquête de L'Humanité Nouvelle, Paris 1899; dann Der Krieg als soziologisches Problem, Amsterdam 1899, und endlich: Oorlog of Eeuwige Vrede in De Tydspiegel 1899. Das zweite wird jetzt in französischer Übersetzung durch den Kürassierrittmeister Constantin bei Alcan, Paris, erscheinen.

weisen, daß ich mit dem vollsten Ernste alle Seiten der Sache ins Auge zu fassen gesucht habe. Nicht eine Streitschrift zu liefern war mein Ziel, sondern eine Philosophie, d. h. eine Anstrengung nach allseitiger und tiefster Erfassung der Probleme. Ob mir das gelungen ist? Jch fühle mich klein und schwach der großen Aufgabe gegenüber.

Haag (Holland), Januar 1907.

S. Rudolf Steinmetz.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort.

Kapitel 1.

Einleitung . . . . . 1—15

Notwendigkeit aller Kriege S. 1. Dennoch Beurteilung möglich S. 1. Einfluß dieser Beurteilung S. 2. Jetzt zeitgemäß S. 2f. Bekämpfung aus Gefühlsgründen S. 4. Wert derselben S. 4f. Abstrakt moralische Beurteilung S. 6. Ungenügen der abstrakten Moral S. 6f. Sozialer Utilitarismus Inhalt aller Moral S. 7. Notwendigkeit der Beachtung künftiger Bedürfnisse S. 8. Interesse des Einzelmenschen und der Gruppe immer fest verbunden S. 9. Liebe zum Nachwuchs, eine Hauptvorbedingung der menschlichen Entwicklung S. 9. Moralische Wirkung des Ahnenkultes S. 9. Größerer Wert des Enkelkultes S. 10f. Interesse der Rasse, höchstes Ziel S. 11. Wert des Krieges zu beurteilen aus den Folgen vergangener Kriege S. 11. Geschichtsphilosophie leider noch mangelhaft S. 12. Deshalb eigene Nachforschung in Vergangenheit und Gegenwart S. 13f.

Kapitel 2.

Der Krieg als kulturelle Triebkraft . . . . 16—45

Zur Erforschung der ersten Kriegsursachen Kenntnis des Charakters des Urmenschen erfordert S. 16. Seine ersten Angreifer waren die Tiere S. 17. Selbsterhaltungstrieb und Mut führten zur Verteidigung S. 17f. Aggressivität, notwendig zur Behauptung und Entwicklung S. 18. Deshalb auch Grausamkeit und Begehrlichkeit Eigenschaften des Urmenschen S. 18f. Dazu die Not eine Triebkraft zum Kampfe S. 20. Diese trieb auch zum Kampfe mit den Artgenossen S. 20. Dieser förderte die Intelligenz, verstärkte die Sympathie und nötigte zum Anschluß S. 21f. Engere Familie als Keim dieses Anschlusses

Seite

S. 22. Dieser Hauptbedingung höherer Entwicklung S. 23. Kampf der Gruppe führt zum Altruismus innerhalb derselben S. 23 f. Als Triebkraft zur Gruppenbildung genügte der Kampf mit den wilden Tieren nicht, sondern nur der gegen sich auch anschließende Artgenossen S. 25. Krieg der größeren Gruppen ermöglichte die Erwerbung von Sklaven S. 26. Damit Arbeitsabschiebung S. 27. Und schließlich Erweiterung der Arbeitspflicht S. 28. Ohne Aggressivität keine Ausbreitung S. 29 f. Kampf mit Menschen schärferer Stachel als der mit der Natur S. 30 f. Die Kleinheit des Stammes zwang zur Anstrengung der Kräfte aller Mitglieder S. 31. So wurden individuelle und soziale Tugenden verstärkt durch indirekte Selektion S. 32. Dadurch auch die Gruppenorganisation gefördert S. 33. Einfluß des Krieges auf die Verfassung S. 34 f. Zufolge der Aggressivität isolierte Gruppen S. 36. Folge dieser Isolierung war Durchbildung der Eigenart S. 36. Aggressivität der Gruppen begründete höhere Religionen S. 37. Resultat war auch die Bildung größerer Reiche S. 37. Belege dafür S. 38 ff. Größere Reiche der Kultur förderlich S. 41 f. Vergrößerung der kämpfenden Gruppen führt zur Pazifikation S. 42. Ohne Krieg und die zu ihm führenden Eigenschaften keine Erhebung des Menschen S. 43. Entwicklung der altruistischen Wertgefühle abhängig von der intellektuellen und emotionellen Entwicklung S. 44 f.

Kapitel 3.

Die Nachteile des Krieges . . . . . 46—154

§ 1. Beabsichtigte Menschenopfer . . . . . 47—74

Verluste im deutsch-französischen Kriege von 1870—71 S. 48 f. Verluste im preußisch-österreichischen Kriege von 1866 S. 49. Verluste im italienischen Kriege S. 49. Verluste im Krimkriege S. 49. Kriege im 19. Jahrhundert S. 50 ff. Kriege der Naturvölker S. 52 ff. Kriege der Barbaren in Asien S. 57 f., in Amerika S. 59, in China S. 60, in Europa S. 60 f. Kriege des Mittelalters S. 63 f. Kriege der Renaissance S. 64 f. Dreißigjähriger Krieg S. 65. Zunehmende

Seite

Blutigkeit der Kriege bis zur Festigung der Staaten und Differenzierung der Regierung S. 66 f. Letztere führte zur Differenzierung der Kriegführung S. 67. Demzufolge eine mehr friedliebende Stimmung S. 66. Bei größeren Gruppen Abnahme der Kriegsveranlassungen S. 69. Bei den heutigen Kriegen Zunahme der absoluten Blutigkeit und Abnahme der relativen Verluste S. 70 f. Die normalen Schwankungen in der allgemeinen Sterblichkeit größer als die Kriegsverluste S. 71 f. Je absolut blutiger die Kriege, je seltener S. 73.

§ 2. Unbeabsichtigte Kriegsopfer . . . . . 74—85
Leiden indirekt durch den Kampf verursacht S. 74 f. Grausamkeiten an den Nichtkombattanten verübt S. 76 f. Ursache, die Zusammensetzung der Armee und die besonderen Umstände S. 78 f. Trostgründe S. 80 ff. Weitere Leiden und deren Linderung in künftigen Kriegen S. 83 f.

§ 3. Die ökonomischen Nachteile der Kriege . . . . 85—104
Die akuten Kriegslasten S. 86 ff. Militärische Zerstörungen S. 86. Zerstörungen öffentlicher und privater Besitzungen S. 87 f. Diese noch immer unvermeidlich S. 88 f. Das Kriegstheater aber meistens klein S. 90. Bei einem gesunden Volke diese Verluste schnell ersetzt S. 90 f. Direkte Kriegskosten Frankreichs im Jahre 1870—71 S. 92. Kosten des Krimkrieges S. 93, des russisch-türkischen Krieges S. 93, des Burenkrieges S. 93, des russisch-japanischen Krieges S. 93. Folgen des letzten Krieges S. 93 f. Die konstanten Kriegslasten S. 95 ff. Friedensbudgets in den Jahren 1904/1905 S. 96. Volkseinkommen und Militärausgaben S. 96 f. Alkohol- und Tabakausgaben S. 98. Kriegsbudget im Vergleich mit anderen Ausgaben S. 99 f. Ökonomischer Zustand ohne Krieg S. 101 f. Entziehung von Arbeitskräften aus der Produktion S. 103 f.

§ 4. Die durch die Kriege verursachten ökonomischen Verwirrungen . . . . . 105—108
Ökonomische Nachteile der napoleonischen Kriege S. 105. Die des Burenkrieges und der Kriege überhaupt S. 106. Ökonomische Vorteile der Kriege S. 106 f.

Seite

§ 5. Die Demoralisation im Kriege und im Heere . . 108—139
Verrohende Wirkung wahrscheinlich S. 108 f. Kriege immer weniger grausam S. 109. Ursachen davon S. 109 ff. Verrohende Wirkung bleibt wahrscheinlich S. 111 f. Urteil einiger Kriminalsoziologen S. 113 f. Krieg und Kriminalstatistik in Frankreich S. 114 ff. In Deutschland S. 117 f. Verrohungswirkung des heutigen Krieges unbedeutend S. 119. Zunahme der jugendlichen Kriminalität S. 119. Der Krieg nicht Schuld daran S. 120. Demoralisierender Einfluß des Heeres im Frieden S. 122 f. Eine moralisch gereinigte Disziplin notwendig S. 124 f. Die Gesellschaft braucht moralisch kräftige Mitglieder S. 126 f. Die jetzige Kasernenerziehung ungenügend S. 128. Traurige Folgen des Kasernenlebens S. 129. Moralische Zustände bei den Fabrikarbeitern S. 130. Bei den Dienstmädchen in den Großstädten S. 130 f. In der Studentenwelt S. 131 f. In den Kolonien S. 132 f. Allgemeine Ursachen dieser Immoralität S. 133. Wie dieser in der Armee abzuhelfen S. 134 f. Das Heer eine Volksbildungsanstalt S. 135. Bürgerliche und militärische Bedürfnisse fordern Verbesserung der militärischen Erziehung S. 136 f. Das moderne Heer Volks- nicht Standesheer S. 138.

§ 6. Die Wehrverfassung als Stütze der Feudalität und der absoluten Monarchie . . . . . 139—154
Embryonale Anfänge stehender Heere im Mittelalter, Stützen des Adels S. 140. Funktion des damaligen Adels S. 141 u. 143. Seine jetzige Wertlosigkeit S. 142 f. Vom Fürsten besiegter Adel, Kern des Heeres S. 144. Wert des Adels für die Armee S. 145. Heutiger Militarismus S. 146 f. Volksheer essentiell demokratisch und konstitutionell S. 147 ff. Moderner Krieg dem intellektuellen Fortschritt günstig S. 151. Modernes Heer, weil der Gesellschaft angepaßt, keine Gefahr für die Nation S. 152 f.

Kapitel 4.

Zusammenfassendes Urteil über die Nachteile des Krieges . . . . . 155—162

Seite

Menschenverluste S. 155 f. Unbeabsichtigte Leiden S. 157. Die Freuden des Krieges S. 158. Seine wirtschaftlichen Nachteile S. 159 f. Kompensation und Trostgründe S. 160 ff.

Kapitel 5.

Die wesentliche, noch heute giltige Funktion des Krieges . . . . . 163—237

Geschichtsphilosophie der Friedensschwärmer S. 163 f. Kriegsveranlassung an sich unbedeutend S. 165. Ohne tieferen Grund und Funktion hätte der Krieg längst aufgehört S. 166. Ursachen des Sieges und der Niederlage S. 166 f. [1]) Bevölkerungszahl S. 168. Diese historisches Produkt S. 169 f. [2]) Reichtum der Völker S. 171. Vielfach historisch bedingt S. 172 f. [3]) Staatsform S. 176. Auch Folge der Vergangenheit S. 177. [4]) Physische Gesundheit des Volkes S. 178. Folge von allerlei Bedingungen u. m. des Volksreichtums S. 178. [5]) Hohe Moralität S. 179. Volksarmut wirkt auch moralisch nachteilig S. 179. [6]) Geistige Begabung, Bildung und Entwicklung S. 180. Einfluß von Kirche und Staat darauf S. 181 f. [7]) Das ganze Sein und Haben des Volkes S. 184. Dies Ausfluß der Vergangenheit S. 185 ff. Wert des Sieges S. 188. Vorteile des Krieges S. 189 f.

[1]) Ohne Krieg kein Staat S. 190. Wert des Staates S. 190 f. Art der Staatenentstehung an sich bedeutungslos S. 192. Der Staat das weiteste Kollektivleben des Volkes S. 193. Seine festeste Kraft wird erreicht, wenn alle Individuen sich an seinem Leben beteiligen S. 194. Erzieherischer Wert des Staates S. 195. Der Staat muß sich behaupten und erweitern können S. 196 f. Dadurch Liebe erwecken S. 197 f. Vaterlandsliebe mehr wert als allgemeine Menschenliebe S. 199.

[2]) Der Krieg ist die essentielle Anwendungsform der Gesamtkräfte S. 200. Aufgabe des Staates S. 200 ff. Der Krieg die einzige Kollektivwaffe S. 203 f. Hingebender Heroismus Bedingung des Sieges S. 204 f. Kampf der Kollektivitäten altruistisch, der Individuen egoistisch S. 206. Der Krieg die einzige wirkliche Staatenkonkurrenz S. 207. Jetzige Indifferenz dem staatlichen Kollektivleben gegenüber S. 208 f. Der Patriotismus muß gestärkt werden S. 209 f.

Seite

[3]) Der Krieg ist die äußerste, die allerhöchste Anstrengung und darf als solche niemals aufgehoben werden S. 211. Unterschied zwischen Privatfehden und Staatenkriegen S. 211 f. Würde die ganze Menschheit zu einem einzigen Staate, so finge die Geschichte von neuem an S. 214. Weil Privatfehden abgeschafft, brauchen nicht alle Kämpfe dieses Schicksal zu teilen S. 214. Die Einzelpersonen müssen auf die äußerste Hilfe ihrer Staaten, nötigenfalls durch den Krieg, zurückgreifen können S. 215. Die Kollektivkraft darf als letztes Mittel den individuell Schwachen nicht genommen werden S. 216. Die Konkurrenz nicht weniger schmerzlich als der Krieg S. 217. Äußerste Kraftanstrengung von großer pädagogischer Bedeutung S. 218 f. Der Krieg schafft ein Kollektivleid S. 220. Völker wie Individuen brauchen Leid und Gefahr zu ihrer Erziehung S. 221.

[4]) Der Krieg als Weltgericht S. 222. Das alte Preußen verdiente seine Besiegung im Jahre 1806 S. 223. Gründe S. 223 ff. Frankreich verdiente in 1870—71 seine Niederlage S. 228. Ursache seiner schnellen Erholung S. 228. Die verlorenen Kriege haben den Fortschritt Rußlands gefördert S. 229. Der Burenkrieg S. 230. Seine wahrscheinlichen Folgen S. 231. Die staatliche Auflösung Polens war völlig verdient S. 232 f. Die Bedrohung mit einem Kriege verfrühte Japans Emanzipation um vieles S. 234. Die Kriegsentscheidungen sind die notwendigen Resultanten der inneren Entwicklung der Völker S. 234 f. Dies vermögen die Friedenstheoretiker nicht zu sehen S. 235 f.

Kapitel 6.

Die Ersetzung der Staatenkriege durch die Wirkung der freien Vereine . . . . . 238—245

Die Freiheit der Vereine hindert eine opferfreudige Hingebung S. 239 f. Durch ihre Gesinnungseinheit verarmt ihr inneres Leben S. 240. Der freie Verein verfolgt nur einen einzigen Zweck S. 240. Des Staates Ziele sind zahllose S. 241. Minderwertigkeit der freien Vereine im Vergleiche mit dem Staate liegt auch in ihrer Kleinheit S. 241 f. Des Staates Größe nur durch Zwang, Tradition und Gegensatz zu anderen erhalten S. 242. Freie Vereine erwecken, weil nicht genügend in Gegensatz zueinander,

Seite

kein so kräftiges Gefühl als die Staaten S. 243 f. Weil der Krieg fehlt, keine völlige Hingebung der Individuen S. 244. Schätzung eines sozialen Zustandes abhängig von dessen Werte für die Erhöhung des menschlichen Gefühlslebens S. 245.

Kapitel 7.

Die Kollektivauslese durch die Kriege . . 246—266

Das Wesen der Individual- und der Kollektivselektion S. 247 ff. Erblichkeit der Gruppencharaktere S. 250. Verschwinden ganzer Rassen mitsamt ihrem erblichen Charakter S. 251. Anteil der Kriege der Vorzeit und der Barbarei daran S. 252. Zukünftiger Ringkampf zwischen Asien und Europa S. 252. Demzufolge eine direkte Auslese durch den Krieg S. 253. Ebenso zwischen Afrika und Europa S. 253 f. Kriege zwischen Kulturvölkern noch immer von selektorischer Wirkung S. 255 f. Aber nur sehr allmählicher S. 257 f. Krieg darf nur im Notfall geführt werden S. 257. Kultureller Rückschritt bisweilen von biologischem Aufleben begleitet S. 258 f. Ersetzung der Auslese durch Invalidenversorgung hätte vermehrtes Leiden zur Folge S. 259. Folgen der Kollektivauslese durch den Krieg S. 260. Die Rasseneigenschaften größtenteils erblich S. 260. Drei Eigenschaftsarten machen die Gruppe stark S. 262. Kinderreiche Völker werden die mit dem Zweikindersystem vernichten S. 262. Harmonische Mischung von Altruismus und Egoismus dem Staate nötig S. 263. Einseitigkeit darin vom Kriege bestraft S. 264. Ohne Krieg nur Personalauslese S. 265. Die durch menschliche Einsicht gelenkte Personalauslese ungenügend S. 265 f.

Kapitel 8.

Die Kontraselektion . . . . . 267—279

Die alten Kriege übten schon kontraselektorische Einflüsse S. 268. Die jetzigen aber mehr S. 269. Weil im Volksheere alle Stände gleichmäßig vertreten, fallen mehr Begabte S. 269. Ihre Zahl dennoch klein S. 270. Die gesunden jungen Männer werden in die Armee gesteckt S. 271. Dienstzeit aber kurz und Verehelichungsalter immer mehr erhöht S. 272. Die Heiratchance günstiger S. 272 f. Die Besten und Tapfersten zuerst getroffen

Seite

S. 273. Diese vertragen aber besser Verwundung und Kriegsstrapazen S. 274. Es fallen mehr Offiziere S. 274. In nichtmilitärischen Ländern diese meistens die weniger Begabten S. 275. In militärischen Ländern verhält es sich anders S. 275 f. Vom selektorischen Standpunkte dennoch nicht sehr wichtig, weil die Zeugungspflicht zum größten Teil erfüllt S. 277. Die Sterblichkeit des Militärs auch im Frieden erhöht S. 277. Aber auch hier kommen die kräftigsten am besten davon S. 278. Für die Evolution der menschlichen Beanlagung ist die Bedeutung dieser Kontraselektion nicht groß S. 278 f.

Kapitel 9.

Das eherne Gesetz des steigenden Kriegsbudgets . . . . . 280—284

Militärausgaben Europas haben immer zugenommen S. 280 f. Werden sich aber nicht auf Kosten der anderen Ausgaben vermehren S. 281. Kriegstüchtigkeit wird nur erreicht, wenn das Kriegsbudget in Harmonie mit den anderen Staatsausgaben ist S. 282. Einseitigkeit zu seinen Gunsten vom Kriege selbst bestraft S. 283. Dennoch muß es bei zunehmendem Reichtum mit den anderen Ausgaben steigen S. 283 f.

Kapitel 10.

Der künftige Krieg . . . . . 285—293

Die größere Treffsicherheit der Waffen beeinflußt die Verlustgröße des Krieges nicht S. 285. Die Verluste stehen im geraden Verhältnisse zur Kraft des Siegeswillens S. 286. Der Schwächere gibt nach, wenn ihm die Kriegsopfer schwerer dünken als die Nachteile des Friedensabschlusses S. 287. Von großem Einfluß ist die friedliebende Masse der Bevölkerung und die Frauen, die bald zum Frieden neigen S. 288. Entscheidend wirkt die Bedeutung des betreffenden Krieges für die Nation S. 288. Auch das Temperament des Volkes von großem Einflusse S. 289. Die erhöhte Vernichtungskraft der Kriegsmittel wirkt nur erschreckend, die Seelen entscheiden S. 288. Moderner Krieg auch kürzer weil mehr seelenanstrengend S. 290. Weniger grausam weil er keine Ausrottung sondern Unterwerfung beabsichtigt S. 291. Wirksame Waffen erschrecken und bekürzen demzufolge den Krieg S. 292.

Seite

Kapitel 11.

Die Abnahme des kriegerischen Geistes . . . 294—322

Das Verfahren bei dieser Untersuchung S. 295 f. Die Elemente der kriegerischen Gesinnung S. 296 f. Egoismus im Sinne von Selbstbehauptung und Erweiterungssucht hat nicht abgenommen S. 298 f. Auch nicht die Wagelust S. 300 f. Weder der Mut 301 f. Noch die Grausamkeit S. 302 f. Noch kein einziges Element des kriegerischen Geistes fehlt S. 303. Dies auch von der Geschichte erwiesen S. 303 ff. Die Friedensbewegung und ihre Vorkämpfer S. 306 f. Die Friedensvereine S. 308. Ihre geringe Bedeutung S. 309. Umstände, die der Fortdauer des kriegerischen Geistes entgegenwirken S. 309. Ungeachtet des zunehmenden Verkehrs, Verbrüderung der Völker noch immer Schein S. 310. Der Intellektualismus breitet sich nicht sonderlich aus S. 311. Demokratie auch kriegslustig S. 312 f. Die Wirkung der absoluten Sozialdemokratie würde keine friedliche sein S. 313. Frauen unter Umständen auch dem Kriege wohlgesinnt S. 314. Dennoch alle diese Tendenzen kriegshemmend wirkend S. 314 f. Einwirkung der modernen Gesellschaft auf die Möglichkeit des Krieges S. 315. Einige Schriftsteller darüber S. 315 ff. Ferguson unterscheidet „warlike“ und „commercial“ Völker S. 315 f. Saint-Simon und Spencer bauen ihre Theorie darauf auf S. 316. Spencers Irrtum an England selbst bewiesen S. 317 f. Er legte auch dem Staate eine zu geringe Bedeutung bei S. 319. Er beachtete die Gegensätze der Völker und der Rassen nicht S. 319. Brooks Adams teilt die Völker in Bankiers und Arbeiter ein S. 319. Der kriegerische Typus ist aber auch noch anwesend S. 320. Bardoux entdeckt in England einen ausgeprägt kriegerischen Geist S. 321 f.

Kapitel 12.

Die Friedenskongresse und die Schranken ihrer Wirksamkeit . . . . . 323—334

Abrüstung als Mittel den Kriegen ein Ende zu machen S. 323. Festhaltung des jetzigen Budgets und Soldatenzahl ungerecht S. 324. Die anderen Faktoren der Kriegstüchtigkeit können nicht festgelegt werden S. 324. Krieg würde doch erfolgen, nur improvisiert statt vorbereitet S. 325. Bedeutung der Schiedsgerichte S. 326. Veranlassung

Seite

des Krieges kein durch den Richterspruch zu begleichender Zwist S. 327. Der Krieg bestimmt die Zukunft der Völkergeschichte S. 328. Der menschliche Richterspruch dazu unfähig S. 328 f. Die Arbitrage, wenn auch ausgedehnt, würde dennoch die Zahl der Kriege nicht wesentlich vermindern S. 330. Ersetzung des Krieges durch Schiedsgerichte würde die Staatsmacht aufheben S. 331. In der daraus erfolgenden chaotischen Masse finge die Menschheitsgeschichte von neuem an S. 332. Aufgabe des Kriegrechts 332 f.

Kapitel 13.

Endurteil . . . . . 335—339

Das Wesen der Kriegsgegner S. 335. Mitleid und mangelndes Verständnis für das Wesen des Staates, die sie beseelenden Tendenzen S. 335. Verständnisvolles Mitleid kann den Krieg nicht verurteilen S. 336. Verurteilung des Krieges rührt von zu wenig Staatsgefühl her S. 337. Wert des Staates S. 338. Verkennung der Lebenstragik und Überschätzung des menschlichen Könnens ebenfalls Ursache der Kriegsfeindschaft S. 339.

1. Kapitel.

Einleitung.

Jeder Krieg ist eine Notwendigkeit wie jede andere Erscheinung, wie alles was geschieht notwendig ist. Das Weltganze gegeben wie es war, war jeder einzelne Krieg unvermeidlich. Können wir, dies aus vollster Überzeugung anerkennend, dennoch den Krieg als allgemeine Erscheinung beurteilen? Ist der Versuch dieses Urteils nicht schon widersinnig, überflüssig? Die Bejahung dieser Frage beruht auf einem noch immer ganz gewöhnlichen Mißverständnisse. Warum sollten wir nicht irgend einen konkreten Krieg unserem Fühlen und unseren Idealen gegenüberstellen können, d. h. beurteilen, so gut wie wir einen Sonnenuntergang schön, irgend eine Frucht schmackhaft nennen können, obwohl es keinem einfällt, die naturgesetzliche Notwendigkeit dieser Erscheinungen anzuzweifeln. Der nächste Krieg könnte notwendig, unvermeidlich und doch schrecklich sein, unser Fühlen verletzen wie das nächste große Erdbeben!

Unsere Beurteilung einer anerkannt notwendigen Erscheinung, andere als notwendige gibt es ja gar nicht, besagt weiter nichts, als daß wir die angenehmen oder unangenehmen Gefühle äußern, die diese Tatsache in uns hervorruft, und den Widerspruch oder die Übereinstimmung mit unseren Bestrebungen. Mehr bedeutet unser Urteil nicht, und die Notwendigkeit der betreffenden Erscheinung

Seite

des Krieges kein durch den Richterspruch zu begleichender Zwist S. 327. Der Krieg bestimmt die Zukunft der Völkergeschichte S. 328. Der menschliche Richterspruch dazu unfähig S. 328 f. Die Arbitrage, wenn auch ausgedehnt, würde dennoch die Zahl der Kriege nicht wesentlich vermindern S. 330. Ersetzung des Krieges durch Schiedsgerichte würde die Staatsmacht aufheben S. 331. In der daraus erfolgenden chaotischen Masse finge die Menschheitsgeschichte von neuem an S. 332. Aufgabe des Kriegrechts 332 f.

Kapitel 13.

Endurteil . . . . . 335—339

Das Wesen der Kriegsgegner S. 335. Mitleid und mangelndes Verständnis für das Wesen des Staates, die sie beseelenden Tendenzen S. 335. Verständnisvolles Mitleid kann den Krieg nicht verurteilen S. 336. Verurteilung des Krieges rührt von zu wenig Staatsgefühl her S. 337. Wert des Staates S. 338. Verkennung der Lebenstragik und Überschätzung des menschlichen Könnens ebenfalls Ursache der Kriegsfeindschaft S. 339.

1. Kapitel.

Einleitung.

Jeder Krieg ist eine Notwendigkeit wie jede andere Erscheinung, wie alles was geschieht notwendig ist. Das Weltganze gegeben wie es war, war jeder einzelne Krieg unvermeidlich. Können wir, dies aus vollster Überzeugung anerkennend, dennoch den Krieg als allgemeine Erscheinung beurteilen? Ist der Versuch dieses Urteils nicht schon widersinnig, überflüssig? Die Bejahung dieser Frage beruht auf einem noch immer ganz gewöhnlichen Mißverständnisse. Warum sollten wir nicht irgend einen konkreten Krieg unserem Fühlen und unseren Idealen gegenüberstellen können, d. h. beurteilen, so gut wie wir einen Sonnenuntergang schön, irgend eine Frucht schmackhaft nennen können, obwohl es keinem einfällt, die naturgesetzliche Notwendigkeit dieser Erscheinungen anzuzweifeln. Der nächste Krieg könnte notwendig, unvermeidlich und doch schrecklich sein, unser Fühlen verletzen wie das nächste große Erdbeben!

Unsere Beurteilung einer anerkannt notwendigen Erscheinung, andere als notwendige gibt es ja gar nicht, besagt weiter nichts, als daß wir die angenehmen oder unangenehmen Gefühle äußern, die diese Tatsache in uns hervorruft, und den Widerspruch oder die Übereinstimmung mit unseren Bestrebungen. Mehr bedeutet unser Urteil nicht, und die Notwendigkeit der betreffenden Erscheinung

hebt die Möglichkeit und Rationalität dieses Urteils gar nicht auf.

Bleibt diese Beurteilung aber wirkungslos wie die des Sonnenuntergangs und des Gewitters, wenigstens auf diese Vorgänge selbst, denn auf unser Verhalten ihnen gegenüber sind auch diese nicht ohne Einfluß? Oder hat unsere Bewertung eine größere Macht wie wenn sie eine Frucht betrifft, deren Züchtung durch die Tatsache unseres Geschmacks geändert resp. zunehmen oder aufhören kann. Ich brauche kaum zu sagen, daß das letztere der Fall ist. Die Kriege, obwohl notwendige Erscheinungen, sind unserem Einflusse keineswegs entzogen. Sie sind schließlich nichts anderes als die Resultanten menschlicher Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen; ändern sich diese durch die Veränderung der Umstände, durch bestimmte Erfahrungen und daran geknüpfte Überlegungen, so muß ihr notwendiges Resultat auch notwendige Veränderungen erfahren. Offenbar ist dieses nicht im Widerspruch mit der Überzeugung der allgemeinen Notwendigkeit, sondern ist es vielmehr eine logische, nicht abzulehnende Folgerung aus derselben. Was für den einzelnen Krieg gilt, ist auch für den Krieg als allgemeine Erscheinung gültig.

Die Beurteilung des Krieges ist also logisch unanfechtbar und praktisch wertvoll, weil dieses Urteil unser Verhalten ihm gegenüber beeinflussen kann, ja sogar unvermeidlicherweise bestimmen wird. Es ist aber auch zeitgemäß, daß wir den Krieg vor unseren wissenschaftlichen und moralischen Richterstuhl laden, weil die gebildeten Völker erstens Volksheere besitzen, zweitens auch eine Volksregierung, d. h. sich selbst regieren, denn ein Volk kann unmöglich gebildet, erwacht heißen, das die Gestaltung des eigenen Lebens und Schicksals anderen überläßt, so nötig diese Überlassung zu anderen Zeiten gewesen sein mag. Und drittens sind alle diese Völker mehr oder weniger in das Stadium der kritischen Überlegung einge-

treten.[1]) Sie nehmen nicht mehr ohne Murren ruhig hin, was die Verhältnisse, geschweige die Regierungen, ihnen bieten.

Ich weiß sehr wohl, daß man sich in dieser Beziehung keine Illusionen machen darf, daß nur wenige unter den gebildet genannten Völkern zu freiem Leben ganz erwacht sind, daß die politische Emanzipation auch bei den freiesten Völkern noch sehr mangelhaft ist, Byzantinismus und Bureaukratismus sind ja eigentlich nirgends ganz beseitigt und bedrohen uns alle immer aufs neue, aber dennoch möchte ich aufrechterhalten, daß die Besseren und sogar ein Teil der anderen den politischen Anforderungen kritisch gegenüberstehen.

Es ist nur selbstverständlich, daß diese Kritik so gewaltigen und entsetzlichen Erscheinungen als dem Krieg gegenüber zuerst laut wird und sich nicht länger ablehnen läßt. Wir wollen uns auch mit vollem Herzen hierüber freuen. Der zum hellen Bewußtsein erwachte Mensch kann so Schreckliches nicht länger wie ein unabwendbares Fatum über sich ergehen lassen, er muß prüfen, urteilen, ob er diese Last nicht von sich abwälzen kann. Es läßt sich nicht leugnen und nicht aufschieben: dem Kriege wird der Prozeß gemacht, der Gewaltige muß sich zur Verantwortung bequemen.

Die Beurteilung des Krieges ist also zeitgemäß.

Großartiger Augenblick! Der Krieg, der die Jahrhunderte mit seinem Schrecken erfüllte, der einen so großen Teil der menschlichen Kräfte beanspruchte, dessen Lenker unsere angebeteten Heroen gewesen, denen keiner zu widerstehen wagte, der ganze Krieg mitsamt seinen Apparaten wird jetzt zur Verantwortung gezogen, auf seinen Wert geprüft. Die Entscheidung, wie sie ausfallen möge, wird

[1]) Vgl. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker, 1896, S. 407 ff.

jedenfalls einen Faktor zu seiner künftigen Entwicklung abgeben.

Ich werde jetzt näher untersuchen, wie wir unseren Prozeß führen werden.

Wir können ohne weiteres unsere subjektiven Gefühle als letzten Maßstab anlegen, wie das zahllose Bearbeiter der öffentlichen Meinung getan haben und immer wieder tun. Die ganze populäre Bekämpfung des Krieges tut eigentlich nie etwas anderes. Und gewiß ist sie hiermit vollständig in ihrem Rechte, ja handelt sie ihrem Charakter, ihrer Aufgabe gemäß. Letztere ist aber sehr beschränkt. Die öffentliche Meinung horcht nur auf Gefühlsgründe und sie ist wenig fähig ihren Wert abzuschätzen. Ich meine, es ist von großer Bedeutung, daß die öffentliche Meinung aufgerüttelt wird, es ist gut, daß auf die riesigen Opfer des Krieges aufmerksam gemacht wird, und die volkstümliche Agitation wider den Krieg hat das getan und hat hier noch immer eine Aufgabe zu erfüllen. Aber hier hört ihre Kompetenz auf. Nur eine Seite, und zwar nur die oberflächliche Gefühlsseite kann sie vollwertig beleuchten. Die künstlerisch wertlosen, seichten Romane Bertha v. Suttners haben hier mit dem größten Erfolge gewirkt. Wer aber einigermaßen tiefer über das Problem nachsinnt, der muß doch begreifen, daß die Sache hiermit nicht abgetan ist. Es kommt hier nicht allein auf die an erster Stelle betroffenen Gefühle an. Schließlich sind es immer unsere Gefühle und nur sie, die unsere Urteile bestimmen, aber nicht ein einziges Gefühl und erst recht nicht seine oberflächlichste Reaktion darf hier das letzte Wort sprechen.

Ein Beispiel! Als die Abschaffung der Todesstrafe an der Tagesordnung war, haben alle die gefühlsseligen Vorleuchter der öffentlichen Meinung nur an die schaurigen letzten Stunden der Mörder gedacht, an die der Ermordeten dachte keiner, sie hätten es als Roheit verschrieen, auch dieser zu gedenken. Die arme unvorbereitete Seele des Mörders!

Aber an die ebensowenig präparierte Seele des Opfers dachte keiner. Mitleid mit den Verbrechern hat hier die Sache einseitig entschieden, es wurde nicht an allererster Stelle gefragt, ob die Morde durch diese Veränderung abnehmen würden, und ich glaube kaum, daß diese Erwägung bei der Entscheidung über die vielen Gnadengesuche vorliegt. Und nicht nur die eventuellen Opfer und ihre Angehörigen erfordern unser Mitleid, sondern auch alle diejenigen, welche durch die nicht mit voller Kraft unterdrückten Mordgelüste in Furcht und Abhängigkeit erhalten werden, wie so manche Frauen und schwache Gemüter in den betreffenden Kreisen. Wenn die Gesetzgeber ihnen näher gestanden hätten, ich denke, die Todesstrafe wäre noch nicht abgeschafft oder praktisch aufgehoben. Und ob das jetzt, nachdem das hitzige Mitleid etwas abgekühlt ist, überhaupt geschehen würde? Man sollte jetzt doch eingesehen haben, daß hier noch mehr in Betracht kommt, als nur das Gefühl erster Instanz.

Diese oberflächliche, sentimentale Beurteilung ist also die allerniedrigste, völlig unzureichende. Sie bietet auch in den einfachsten Fällen gar keine Gewähr dafür, daß das Angestrebte erreicht, das betreffende Gefühl selbst auch nur befriedigt wird. Der gerade Weg ist hier nicht der kürzeste. Welcher nur halbwegs vernünftige Mensch würde daran denken, die Schmerzen und die Strafen aus der Welt schaffen zu wollen, weil sie auch Wehe tun, ungeachtet des viel größeren Wehes, das sie uns ersparen!

Die sentimentale, populäre Beurteilung des Krieges genügt also nicht, weil sie subjektiv, oberflächlich, einseitig ist und ihrer Art gemäß sein muß. Ihre Aufgabe kann nie mehr als eine vorbereitende, präludierende sein. Sie macht eine neue Stimmung, bricht die alte Denkgewohnheit, schüttelt die Fühl- und Denkfaulen aus ihrem Schlummer auf, sie bereitet die echte bewußte Behandlung

des Problems vor, mehr kann und darf sie nie und nimmer. Bertha v. Suttner und ihre Genossen haben ein Gewicht auf die Wage gelegt, ein schweres, aber das ist noch kein Wägen!

Eine ganz andere Behandlung erfährt das Problem durch die Berufung an die abstrakte, die altgefeierte Moral. Ihre Sätze, durch Religion und Metaphysik approbiert, sind über alle Prüfung weit erhaben. Und da sie tatsächlich auf uralten Erfahrungen der Menschheit beruhen, durch die Erlebnisse und die neuen Einsichten der Jahrhunderte einigermaßen kontrolliert wurden, dürfen sie unsere volle Achtung beanspruchen. Aber ihre Gebote sind viele, ihre Anwendung ist gar nicht einfach und selbstverständlich, die Wahl zwischen ihnen bleibt dem subjektiven Ermessen überlassen. Bei ihrer Anwendung muß noch gar manches hinzukommen. Da spürt man bald, daß die erhabenen Sätze sekundäre, abgeleitete Schlüsse sind, die ihren Inhalt bestimmten zeitlichen Verhältnissen und deren Anschauungen und Wertungen, also ganz anderen und höheren Maßstäben entnehmen. Wer es unternehmen wollte, eine Gesellschaft auf das ewige Gebot der Gerechtigkeit aufzubauen, der würde die Wahrheit dieser Behauptungen bald anerkennen. Welcher Preis, welche Entlohnung ist eben die gerechte? Sollen Frage und Angebot hier entscheiden? Welchen Maßstab soll man anlegen? Welche Schätzung soll entscheiden? Wessen Bedürfnis? Das der Menge? Da bliebe das Höchste oft ungelohnt! Das der besten? Wer zeigt sie auf? Was ist gerechter: der Individualismus mit seinen vielen begabten Armen und dummen Millionären oder der Kommunismus mit gleicher Entlohnung ungleicher Werte? Das Gebot der Gerechtigkeit, schön und ehrwürdig wie es ist, belehrt uns nicht, wie zu entscheiden.

Die abstrakte Moral durchschaute ihre eigenen Sätze nicht, sie gab den zufälligen Zeitinhalt für eine ewige

Wahrheit aus, oder besser ihre abstrakte Leere füllte sie jedesmal mit den sehr konkreten Wertungen der Zeit aus, die, weil zeitentsprechend, nicht diskutiert wurden; so schien das Gebot ganz scharf bestimmt, indem und weil es nebelhaft und vieldeutig war. Es nützt uns nichts, wenn die abstrakte Moral uns die Anwendung der Gewalt versagt, während sie zugleich die Strafe, die ohne Gewalt undenkbar, zuläßt und zulassen muß, ja aus einem anderen ebenso abstrakten Grunde sogar fordert!

Oberflächliches Gefühl und abstraktes Räsonnement führen uns nicht zum Ziele.

Und doch sind menschliche Gefühle die Voraussetzung überhaupt jeder Beurteilung, nur muß nicht auf ein einziges sondern auf alle, und nicht auf eine oberflächliche Forderung sondern auf die tiefste Konsequenz aus ihrer Gesamtheit geachtet werden. Und anderseits: wir sahen, wie die abstrakte Moral auf menschliche Gefühle und Bedürfnisse zurückgreift, wie sie tatsächlich nur bestimmte soziale Erfahrungen hypostasiert, zu ewigen Wahrheiten aufbläht.[1])

Der soziale Utilitarismus tiefster Fassung wäre also der eigentliche Inhalt aller Moral. Es kann gar nicht anders sein. Was anderes könnte der Menschheit je vorgeschrieben werden als ihr eigenes Heil? die Befriedigung ihrer eigenen eigentlichsten und wesentlichsten Bedürfnisse? Aber nicht

[1]) Der oberflächliche Utilitarismus stand in dieser Beziehung hinter der abstrakten Moral zurück, er kannte nur den Einzelmenschen, der tatsächlich nicht existiert. Wie die Soziologie ausführlich nachgewiesen hat, sind alle menschlichen Gefühle und Bestrebungen nur aus dem Zusammenleben der Menschen mit ihren Artgenossen zu erklären. Sehr eingehend wird dies erörtert durch Rée, Der Ursprung der moralischen Empfindungen, 1877, und Die Entstehung des Gewissens, 1885; Rolph, Biologische Probleme, 1884; Guyau, Esquisse d'une Morale sans obligation ni sanction, 1885; Ribot, La Psychologie des Sentiments, 1896; und natürlich durch Spencer und die evolutionistischen Ethiker; vgl. über dieselben Williams, Areview of the systems of Ethics founded on the theory of evolution, 1893.

die einer einzigen beschränkten Seite unseres Seelenlebens, nicht nur die materiellen oder nur die geistigen, sondern die des ganzen sozialen Menschen resp. die der ganzen Menschheit. Es versteht sich, daß diese Bedürfnisse sich ändern, und daß auch die Einsicht in dieselben nicht eine immer gleiche Größe ist. Die Bedürfnisse müssen aber selbstverständlich nach der jeweilig erreichten Einsicht beurteilt werden. Keiner kann mit der Weisheit handeln, die er im nächsten Jahre besitzen wird. Wohl aber müssen die künftigen Bedürfnisse, so gut wir jetzt dazu fähig sind, mit in die Rechnung aufgenommen werden. Es ist das unbedingt nötig, weil unsere Entscheidungen nun einmal das Wohl der Zukunft im höchsten Grade beeinflussen, und weil die Bedingungen ihres Glückes nun einmal in unserer Gegenwart liegen. Wir müssen also im voraus die Arbeit verrichten, die sie vorzunehmen nötig achten wird, weil sie selbst dazu zu spät kommen wird. Wir sind ihr Säemann. Sie kann nur ernten. Von unserer Bestellung des Ackers, von der Güte unseres Samens, von unserem Jäten hängt der Reichtum ihrer Ernte ab.

Ich meine, der evolutionistische Utilitarismus tiefster Fassung, um das Rassenideal bereichert, bildet die höchste und weiteste Ethik, die wir uns denken können, die einzige auch, die uns kritisch befriedigen kann.[1])

Die Vorwelt lebt nicht mehr, die Mitwelt lebt so kurz, die Nachwelt lebt ewig. Das Fühlen der ersteren ist uns nur Objekt des Studiums, es muß mit dem eigenen verglichen uns dienen um die Zukunft vorzubereiten. Der

[1]) Paulsen in seiner bekannten Einleitung in die Philosophie S. 457 ff. hängt ihr auch an, ebenso wie in seinem System der Ethik; vgl. auch Schallmayer, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker, 1903, S. 241 ff. und mein Artikel Bedeutung und Tragweite der Selektionstheorie in den Sozialwissenschaften, in Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1906, S. 549.

Mensch war nie vollständig egoistisch, er hat immer in der Gruppe, in irgend einem Ganzen, nie absolut isoliert gelebt. Das Interesse der Gruppe ging ihm immer zu Herzen, schon weil es unverbrüchlich mit dem seinigen verbunden war, wenigstens zum Teil. Fest verbunden waren die beiden Interessen immer, ganz zusammen fielen sie nie. Der absolute Einzelmensch und der absolute Sozialmensch sind beide Fiktionen. Und so ging das Fühlen der Menschen auch zeitlich über das eigene hinaus.

Die Menschen waren nie ohne Liebe zum Nachwuchs, weil derselbe ohne diese Liebe nie hätte existieren können. Warme Hingebung an die eigenen Kinder gehört zu den Hauptvorbedingungen der menschlichen Entwicklung, wie Sutherland in vorzüglicher Weise nachgewiesen hat.[1]) Absolute Egoisten müssen immer die seltene Ausnahme gebildet haben, die eigene Gruppe und das eigene Kind hätten sonst nie existieren, ja nie entstehen können.[2])

Und auch nach rückwärts wandte sich die Sympathie des Menschen, die Toten entschwanden nicht sofort aus seinem Gedächtnisse. Schon sehr früh und fast allgemein hat sich aus der Totenfurcht der Ahnenkult entwickelt. Wohl keine Religionsform hat je eine so weite Herrschaft geübt als diese, und für die gesunde Kraft der Japaner ist es gar nicht ohne Bedeutung, daß sie noch im Besitze dieser urwüchsigen, natürlichen Religion sind.[3]) Der Ahnenkult hat eine hochbedeutende moralische Wirkung ausgeübt, indem er den Willen der Ahnen zur lenkenden Macht

---

[1]) The Origin and Growth of the Moral Instinct, 1898, in Deutschland zu wenig beachtet.

[2]) Bücher in seiner Entstehung der Volkswirtschaft vergaß das in merkwürdiger Weise, wie ich in meinem Artikel Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern bei den Naturvölkern, in der Zeitschr. f. Sozialw., 1898, nachgewiesen habe.

[3]) Vgl. die schönen Bücher Hearne's Glimpes of unfamiliar Japan, und Out of the East.

erhob, die Befolgung der alten Sitten zur heiligen Vorschrift, die von der unheimlichen Macht der Ahnen unterstützt wurde. Die Folgen waren wohl sehr gute, wenigstens zum Teil. Der Friede und die Einheit innerhalb der Gruppe wurden durch diesen Kult in tatkräftiger Weise gefördert, die bestehende Moral befestigt, aber der Einfluß des Ahnenkultes war wesentlich konservativ: die Erhaltung des Alten war sein höchstes Ziel.[1]) Wir brauchen mehr.

Die Erweiterung der Sympathie über die Toten beruhte auf der Annahme ihres Fortlebens, die wir aufgegeben haben. Das Leben des Nachwuchses ist aber eine Gewißheit. Entweder die Toten leben nicht, oder sie kümmern sich nicht um uns, und jedenfalls ist ihr Wohlergehen nicht von uns abhängig. Das Glück unserer Nachkommen aber wird bis in weite Zukunft durch unser Verhalten bedingt, deshalb verlangen sie im Voraus gebieterisch unsere Liebe, unsere Wahrung ihrer Interessen. So sind wir zum Enkelkulte verpflichtet. Unsere Menschheitsliebe muß zum Enkelkulte werden.

Wir leben zu kurz, um nur egoistisch zu sein. Wir müssen die Nachwelt in unser Fühlen aufnehmen. Die Enkel sind unser Morgen, unsere reale Ewigkeit. Für sie können wir hoffen, sie werden erreichen.

Auf keinem anderen Fundamente können wir eine so weitsichtige Moral aufbauen als auf unserer Liebe zu unserem Nachwuchse. Unser tiefstes Wissen kann keine höhere Aufgabe haben als uns vorzuleuchten über die wahrscheinlichen Bedürfnisse unserer Kinder und Enkel. Im Gegensatze zum Ahnenkulte wird sich der Enkelkult als fortschrittlich erweisen. Und zwar fordert er zugleich den bedachtsamsten

[1]) Über das Wesen des Ahnenkultes vgl. die bekannten Werke von Tylor und Spencer, über seinen moralischen Einfluß mein Buch. Erste Entwicklung d. Strafe, 1894, I S. 278 ff.; über seine allgemeine Verbreitung daselbst S. 141 ff.; vgl. auch Fustel De Coulanges, La cité antique, 1878, p. 15 ff.

wie den schnellstmöglichen Fortschritt. Denn das Kind kann nicht warten und der Enkel würde zu lange unter den schlechten Folgen eines vorschnellen Fehlgriffes leiden. Die Mitwelt darf sich über solche Folgen nicht beklagen; denn sie teilt gewöhnlich die verursachende falsche Einsicht und sie genießt von den anfänglich guten Folgen. So zwingt uns der Enkelkult zur tiefsten Überlegung der weitesten Konsequenzen unserer Handlungen. Die rasche Oberflächlichkeit des Egoismus und die der Sentimentalität werden beide durch ihn ausgeschlossen.

Die primäre Einheit im Fundamente unserer Moral ist also das eigene Gefühl; dieses muß sich über die ganze Menschheit und ihre Interessen ausbreiten und wird das notwendig tun, sofern es gesund ist; aber es darf und kann hierbei nicht stehenbleiben, die Folgen unserer Taten und unsere Liebe reichen weiter, sie umfassen in ihrer weitesten Umarmung auch unsere Nachkommen, und zwar die entfernteren so gut wie die eigenen Kinder. Das Interesse der Rasse, d. h. aller Rassen, wird so zum eigentlichen Maßstabe, ein weiteres Objekt gibt es nicht.

Da wir jetzt im Besitze unseres Prüfsteins sind, können wir uns fragen, wie wir unsere Untersuchung einrichten wollen.

Unser Problem ist also der Wert des Krieges. Wir können hierüber gar nicht gerecht urteilen, bevor wir die Folgen der Kriege in der Vergangenheit erkannt haben. Wir wollen verstehen, was die Kriege früher als Triebkraft geleistet haben, wir wollen sie als Kulturmacht aus der Geschichte kennen lernen. Es wird uns dies um so eher gelingen, als wir dieser Vergangenheit und ihren herrschenden Mächten weit objektiver als unserer Gegenwart gegenüberstehen. Die Gegenwart ist so kurz, die Geschichte schon so lang, der große Reichtum an Erscheinungen wird uns die Vergleichung und damit die Analyse, die

Trennung des Wesentlichen vom Nebensächlichen erleichtern. Natürlich wird uns hier der große Übelstand Schwierigkeiten bereiten, daß die Gesetze der Geschichte noch nicht ermittelt sind.

Noch wird dem großen Zweige der Soziologie, der Philosophie der Geschichte, so gut wie ihr selbst das Existenzrecht bestritten. Die Historiker begreifen noch immer nicht, daß wir doch nicht auf ewig in den konkreten Beschreibungen stecken bleiben können, daß die Organisation selbst unseres Denkens uns unerbittlich weiter zwingt. Es ist keine Unart, daß wir auch hier nach Verallgemeinerungen (und was anders sind denn Gesetze?) verlangen. Warum sollten wir hier nicht weiter kommen können als bis zur Materialsammlung? Auch die Naturwissenschaft kann uns nie mehr als empirische Gesetze offenbaren, nie abstrakte d. h. die regelmäßigen Beziehungen zwischen den faktisch letzten Elementen, weil diese nie etwas anderes sein können als eben bloße Hypothesen.[1])

Die jetzige kritische Betrachtung der Naturwissenschaft wird uns hoffentlich von der falschen übertreibenden Wertung ihrer Resultate befreien, die mehr vielleicht noch als die Abneigung der Supranaturalisten der objektiven Würdigung der Soziologie und der von ihr erreichbaren Resultate im Wege stand. Merkwürdiges Zusammentreffen! Das Erwachen aus dem naturwissenschaftlichen Traume wird der Soziologie zur Existenz verhelfen, deren höchste Aufgabe es sein wird, die Methoden und den ganzen Geist der Naturwissenschaft auf dem Gebiete der sozialen und

[1]) G. Simmel, Die Probleme der Geschichtsphilosophie, 1905, S. 67 ff. scheint dies nicht genügend zu berücksichtigen; vgl. dazu R. Thurnwald, Historisch-soziale Gesetze, in Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1906, S. 558. Richtiger als Simmels Ansichten scheinen mir die von Breysig, Der Stufenbau u. die Gesetze d. Weltgeschichte, 1905. und die von Lindner, Geschichtsphilosophie, 1901.

historischen Erscheinungen zur Anwendung zu bringen. Wie ein junger Baum, der erst recht dem hohen Nachbar nachstreben kann, wenn dieser ein bißchen von seiner Krone eingebüßt hat.

Die Naturwissenschaft vermag nicht alles und die Geisteswissenschaft ist nicht ganz unvermögend, das wird die schließliche Überzeugung der Zukunft sein, die sich immer wieder zur hoffnungsvollen lebensmutigen Skepsis hinaufarbeiten wird.

Wir können also nur zum kleinen Teile auf die Resultate der Sozialwissenschaft zurückgreifen, wir werden die uns nötigen Einsichten uns selbst erwerben müssen.[1]) Die Vergangenheit wird uns also die Kenntnis von dem Wesen des Krieges als eines Rades im Mechanismus der Kulturentwicklung verschaffen, anderen Seiten seines Wirkens werden wir hauptsächlich in der Gegenwart nachspüren, weil ihre Untersuchung uns hier leichter wird. Besonders wird das der Fall sein bei den üblen Folgen der Kriege, schon weil wir die von uns selbst empfundenen Nachteile viel schwerer einschätzen als die in längst vergangenen Zeiten erlittenen. Also gerade das Umgekehrte als bei dem Studium der Kriege als kultureller Triebkräfte! Hier nützt die Fernsicht, dort würde sie vielmehr schaden. Auch kommt es gerade und allein auf unsere Schätzung der dem Kriege inhärenten Nachteile bei der schließlichen Abwägung seiner guten und schlechten Folgen an.

Es versteht sich, daß nichts uns ferner liegen wird als die Vertuschung der unseligen Konsequenzen eines jeden Krieges; denn nicht Lobreden, sondern Untersuchen ist unsere Absicht, und, es sei erlaubt es zu bemerken, die eigentlichste Neigung unseres Geistes. Wir werden uns an-

[1]) Einen merkwürdigen Beleg für die Unreife und mangelhafte Systematik der soziologischen Handbücher bildet die Tatsache, daß Prof. Giddings in seinem Principles of Sociology, 1896. den Krieg gar nicht erwähnt.

strengen, den üblen Folgen der Kriege und denen ihrer Voraussetzung, des gewaffneten Friedens, nach allen Seiten und so vollständig wie nur möglich gerecht zu werden, denn nur so wird es uns gelingen, zu einem billigen und erschöpfenden Urteile, das mehr als subjektiven Wert haben wird, zu kommen. Und danach streben wir in aller Bescheidenheit und in allem Ernste.

Wir werden die beabsichtigten und die eigentlich nicht gewollten aber doch unvermeidlichen Schmerzensfolgen der Kriege eingehend und ausführlich beleuchten, die ökonomischen Nachteile aufdecken, und auch hier die indirekten, nicht weniger schlimmen keineswegs vernachlässigen. Die Frage der Demoralisation infolge der Kriege und der militärischen Zustände auch im Frieden werden wir so unparteiisch wie nur möglich zu lösen versuchen.

Wir werden uns fragen, ob das Kriegswesen notwendig mit politischer Rückständigkeit und mit Mangel der vollen gesellschaftlichen Freiheit verbunden ist. Alle diese Nachteile des Unfriedens werden wir endlich zusammenfassen, um ihr volles Gewicht richtig abwägen zu können. Sodann werden wir die wesentliche Funktion der Kriege, welche für alle Zeiten gültig ist, zu entdecken versuchen, und uns danach fragen, ob die friedliche Wirkung der freien Vereine die Kämpfe der Völker nicht zum Vorteile der Menschheit ersetzen könnte?

Ein bestimmter Vorteil, die strenge Kollektivauslese wird für den Krieg besonders geltend gemacht: wir werden untersuchen, welche Bedeutung ihr wirklich zukommt und ob die Nachteile der angeblichen Kontraselektion im Kriege sie nicht überwiegen. Auf die große Fatalität der immer steigenden Kriegsausgaben im Kriege wie im Frieden werde ich speziell aufmerksam machen und die plastischen Grenzen dieser Steigung angeben. Ob der künftige Krieg sich durch ein nicht länger zu ertragendes Übermaß von Schrecken auszeichnen wird, werden wir uns ernsthaft

fragen. Vielleicht auch wird der Krieg mehr oder weniger bald durch das völlige Schwinden des ihn einzig ermöglichenden Geistes zur Vergangenheit gehören; ob dies nicht bloß denkbar, sondern auch möglich und wahrscheinlich ist, werden wir prüfen. Über die Aufgaben der Friedenskongresse und über das, was sie tatsächlich werden erreichen können, werden wir uns aussprechen.

Und endlich werden wir den Schluß aus allen diesen Betrachtungen und Untersuchungen zu ziehen versuchen, wir werden uns klarmachen, welche Antwort wir auf die große Frage zu geben haben, ob der Krieg für unsere Gesellschaft und ihre Entwicklung noch einen wesentlichen Wert habe oder keinen.

Und hiermit wäre unsere Aufgabe, die einer Philosophie des Krieges, vollständig gestellt.

2. Kapitel.

Der Krieg als kulturelle Triebkraft.

Wir wollen jetzt die Bedeutung des Krieges als treibende Kraft in der menschlichen Entwicklungsgeschichte betrachten.

Unsere erste Frage muß da sein: was hat das Kriegführen unter den Menschen verursacht? Nicht alle Tiere, nicht einmal alle höheren Tiere, kämpfen untereinander und mit fremden Arten. Zahllose Arten sind friedfertig wie die Hasen, die Kaninchen und die Gazellen. Warum kämpfen gerade die Menschen? Wir wollen uns in diesem Abschnitte auf unsere Vorfahren beschränken. Also warum haben die ältesten Ahnen der heutigen friedfertigen Generation sowie die näheren durch alle Jahrhunderte einander mit den Waffen in der Faust befehdet, und zwar nicht bloß notgedrungen, durch Despoten gepreßt, nein auch in derber Lust, aus reiner Liebe zur Sache? Das ist durchaus nicht selbstverständlich, sondern ein Problem, das wir zu lösen versuchen wollen.

Spencer hat uns ein gutes Vorbild gegeben. Als er die primitive Religion sowie die primitive soziale Verfassung schildern wollte, hat er erst das intellektuelle und emotionelle Wesen des Naturmenschen dargestellt, weil dieses in Verbindung mit der weiteren Natur die Quelle aller jener Erscheinungen abgegeben haben muß. So fragen wir uns jetzt: wie muß der primitive Mensch beschaffen gewesen sein, damit er zum verteidigenden und anfallenden Krieger wurde?

Die Frage ist zweiteilig. Weshalb leistete er seinen ersten Angreifern, den Tieren, Widerstand? und wie wurde er selbst zum Angreifer von Menschen und Tieren? Es ist gar nicht selbstverständlich, daß er den angreifenden Tieren Widerstand leistete. Hätte er die Natur eines Hasen oder Tolstois Charakter besessen, so wäre er bloß geflüchtet oder hätte er sich gar zum Fraße hingegeben. Im letzteren Falle ergaben sich zwei Möglichkeiten: entweder das leblose, langweilige Fleisch des Ur-Tolstoi wäre den Löwen und Hyänen widerlich geworden und die Menschen so weiterhin geschont geblieben, oder andernfalls, was auch möglich, es gäbe längst keine Menschen mehr. Eine dritte Möglichkeit wäre noch die, daß sie ihren Charakter geändert und, nehmen wir erst an, zur Flucht gegriffen hätten. Wir werden sehen, daß sich in diesem Falle allerlei nicht ereignet hätte, was so ziemlich die ganze Weltgeschichte ausgemacht hat.

Es bleibt uns die Frage: wie war der Urmensch doch eigentlich beschaffen, daß er sich nicht Buddha-gleich dem Tiger zum Fraß hingab und ebensowenig das Hasenpanier ergriff? Indem wir sein Wesen zu ergründen versuchen, wollen wir zugleich den Folgen des Besitzes dieser Eigenschaften nachspüren. Der bloße Trieb nach Selbsterhaltung genügt zur Erklärung seines Handelns nicht; denn dem hätte die passive Flucht genug getan, obwohl auch nur in den allerärmsten Zeiten, denn bei solcher widerstandslosen Flucht muß natürlich alles Besitztum im Stich gelassen werden. So würde die Schaffeigheit, wäre sie das Angebinde unserer Urahnen gewesen, schon die allerbescheidenste Entwicklung äußerer Kultur unmöglich gemacht haben! Ein Glück, daß Tolstoi nicht unser Stammvater gewesen!

Welche Eigenschaften mußten also zum Selbsterhaltungstriebe hinzutreten, um wenigstens die Verteidigung gegen angreifende Tiere zu ermöglichen? Dieselbe Eigenschaft, die dem Menschen ermöglichte, in die Welt hinaus

zu schreiten und die Natur, die riesige unbekannte, auf die Mittel zur Erfüllung seiner Bedürfnisse hin zu durchspähen, der Mut allein schon hieß ihn nicht flüchten, sondern den Tieren gegenüber wenigstens standhalten. Damit war aber schon viel gewonnen. Unserer jetzigen Voraussetzung nach gab es also, vorläufig, keine aggressiven Menschen, Menschen aber auch Tiere wurden vom Menschen nicht angegriffen; es gab noch weiter nichts als bloß defensive Selbstbehauptung den wilden Tieren gegenüber. Es ist leicht einzusehen, daß die guten Folgen für die Entwicklung der Menschheit dementsprechend sehr beschränkte waren. Nicht einmal der Wettbewerb mit den Tieren war dem gebundenen Menschen so recht offengestellt. Er suchte sie ja nicht auf, er jagte ihnen ihre Beute nicht ab, er rang nicht mit ihnen um den besten Platz. Und dann, wer sich allein verteidigt, ist auch hierin den Angreifern gegenüber im Nachteil. So geartet, hätte der Mensch sich wohl nie weit, wenn überhaupt, über die Tiere erhoben, er hätte sich nicht einmal auf dem Boden aufrechterhalten können, er hätte sich auf sein Urgebiet, die Bäume, beschränken müssen. Welch ein ungeheurer Nachteil für die Entwicklung seiner sonstigen ihn zu Höherem befähigenden Eigenschaften! Nicht einmal ein sehr schlaues Tier wäre er so geworden.

Glücklicherweise fehlten ihm die von uns hypothetisch weggedachten Eigenschaften keineswegs. Welche waren diese, die zum passiven Selbsterhaltungstriebe hinzutreten mußten, um den Menschen aggressiv zu machen? Neben dem Mute, der an sich noch nicht hinaustreibt, der allein noch nicht zum Angriffe führt, brauchte er noch eine gewisse, wenigstens negative Grausamkeit und eine mehr dehnbare Begehrlichkeit. Im Besitze dieser Eigenschaften war er endlich voll ausgerüstet zum Kampfe um das Dasein, befähigt, seine weitere Natur, auch seine schönsten Anlagen, bis zur hohen Vollkommenheit zu entwickeln.

Seine angeerbte Anlage enthielt alle diese Eigenschaften, wenn wir annehmen, wozu die vorurteilsfreie Wissenschaft immer aufs neue hingedrängt wird, daß der Stammvater des Menschen mit den anthropoiden Affen mehr oder weniger nahe verwandt war.[1])

Diese Affen sind aber als Omnivoren zu betrachten, obwohl gerade die anthropoiden Affen diese Eigenschaft am wenigsten deutlich aufzeigen.[2]) Der Urmensch war also aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls Omnivor, d. h. auch Karnivor. Er griff seine Beute an, er mußte dieselbe den Wettbewerbern abjagen, das alles setzt Aggressivität voraus und fördert diese Eigenschaft zugleich in nicht geringem Grade.[3]) Die negative oder passive Grausamkeit, die zur Aggressivität unentbehrlich ist, fehlte dem Urmenschen gewiß nicht, wie seine auffallende Geschmacksanästhesie, seine Geringschätzung des Menschenlebens schon beweisen würden, wenn dieselbe nicht bereits aus seiner ganzen psychischen Struktur gefolgert werden müßte.[4]) Die Affen gehören nach Romanes zu den sehr wenigen positiv grausamen Tieren. Die zweite Voraussetzung, die wachsende Begehrlichkeit des Menschen, war

---

[1]) Man vgl. bloß Huxley, Stellung des Menschen in der Natur, 1863; Wiedersheim, Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit, 1893; Dubois, Pithecanthropus erectus, 1894; Schwalbe, Die Vorgeschichte des Menschen, 1904, und die glänzende Bestätigung dieser Theorien durch die Serumexperimente Friedenthals (Uhlenhuth, Ein neuer biologischer Beweis für die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Affengeschlecht, im Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, 1904, S. 688 f.).

[2]) Vgl. mein Buch „Endokannibalismus", Wien 1895, S. 35 und Sarrasin, Die Weddahs von Ceylon S. 401; Junker, Reisen in Afrika Bd. 3 S. 299 erzählt von einem Schimpansen, der nach Fleischkotelettchen verlangte.

[3]) Mein „Endokannibalismus" S. 36 ff.

[4]) Vgl. meine Ethnol. Stud. z. ersten Entw. d. Strafe, 1894, Bd. 1 S. 5—98 und meinen „Endokann." S. 39 ff.; Dimitroff, Die Geringschätzung des menschlichen Lebens bei den Naturvölkern, 1891.

wahrscheinlich zuerst nicht in demselben Grade erfüllt, an ihre Stelle trat aber die herbe Not, die den karnivoren Menschen, das Raubtier Mensch zu immer gefährlicheren Kämpfen mit seiner Beute und seinen Mitbewerbern zwang.[1])

Die Lust am Kampfe und am Siege mußte zu einer positiven Eigenschaft werden, um des Menschen Streitfähigkeit auf immer höhere Stufen zu heben. Diese ganze Entwicklung wurde noch in nicht unerheblicher Weise dadurch gefördert, daß auch die Verteidigung durch die Fähigkeit und die Neigung zum Angreifen ganz bedeutend gewinnt. Wer sich nur verteidigt, kann sich nicht einmal verteidigen.

Die Ernährung des aggressiven, karnivoren Urmenschen wurde reichlicher, die Hungersnot trat infolgedessen nicht so leicht an ihn heran, seine Gesundheit und seine Kraft mußten sich heben. Mit immer größeren Tieren konnte und mußte er sich bald messen. Die selektorische, unausbleibliche Folge war die Verstärkung seiner Fähigkeiten in der Richtung, worin der Wettbewerb das meiste forderte und sie gemäß seiner bisherigen Anlage am ehesten eintreten konnte. Richtung und Höhe der Veränderungen, durch die Selektion verursacht, werden ja vollständig durch die Höhe und die Art der Mitbewerber bestimmt. Gerade deshalb war es von großem, ja unermeßlichem Vorteile, daß der Urmensch vermöge seiner Aggressivität auch mit Menschen und nicht nur mit Tieren in den Ringkampf trat. So wahr es ist, daß Englands militärische Macht zu Lande deshalb so gering ist, wie im Burenkriege klar zutage trat, weil England seit sehr langer Zeit keinen Krieg mit einem ebenbürtigen Feinde zu führen hatte, ebenso wahr ist es, daß die Urmenschen, wenn sie aus mangelhafter Aggressivität auf den Kampf mit den Tieren beschränkt geblieben wären, nie diejenige Förderung gerade ihrer

[1]) Vgl. über die große Bedeutung des intervarietalen und interspezialen Kampfes als artbildender Faktoren Müller de la Fuente, Die Vorgeschichte der Menschheit, 1906, S. 86.

menschlichsten Eigenschaften erfahren hätten, die der harte Kampf der Not mit den Artgenossen mit sich führte.

Es wäre zweifellos hübscher gewesen, wenn es anders hätte geschehen können, aber es konnte nur so geschehen, wie es eben geschah. Nur im Kampfe mit dem Löwen brauchte er nur den Löwen, den einseitigen, anscheinend wenig entwicklungsfähigen zu besiegen: er wäre zu keinen weiteren Fortschritten gezwungen worden, solange und sobald er nur dem Löwen überlegen blieb. Dem vielseitigen, reich beanlagten Menschen gegenübergestellt, mußten sich beide wechselseitig immer höher entwickeln

Es war damals schon des Menschen größter Vorteil, daß er den Menschen zum Feinde bekam. Die notwendige Voraussetzung war ein nicht zu stark entwickeltes Artgefühl, die Möglichkeit passiver Grausamkeit gegenüber Artgenossen. Dieser anscheinende Mangel hatte aber die reichsten Folgen; denn nur so konnte der Mitmensch zu seinem Gegner werden, der aber das intelligenteste aller Tiere war. Zu den besten Gottesgaben gehört ein guter Feind. Nichts anderes auf der Welt hätte so sehr die Übung sowie die Selektion gerade dieser Eigenschaften fördern können, als der stetige Wettbewerb mit dem Allerintelligentesten.

Ein wenig mehr Artbewußtsein[1]) hätte die Aggressivität durch Aufhebung der Grausamkeit unmöglich gemacht und damit die intellektuelle Entwicklung des Menschen zurückgehalten ohne die Sympathie für die Mitmenschen dauernd zu erhöhen, die ja eine ganz erhebliche Entwicklung der Intelligenz zur Vorbedingung hat. Natürlich müssen wir uns hüten, uns die Menschen willkürlich ganz anders zu denken als sie nun einmal waren. Der menschliche Intellekt muß damals im Anfange seiner Geschichte sehr beschränkt gewesen sein, es galt seine Fähigkeit zu vergrößern und zu-

[1]) Die „consciousness of kind" von Giddings. Principles of Sociology, 1896 p. 17 sq. und Waxweiler „Esquisse d'une Sociologie" 1906 p. 51 sq.

gleich die Sympathie, d. h. die Grundlage alles höheren moralischen Lebens zu verstärken. Wir werden sehen, daß dies durch nichts besser als gerade durch den Kamp mit seinesgleichen geschehen konnte.

Je aggressiver die Menschen wurden und durch die Not des Lebens werden mußten, um so mehr mußten sie sich zur Offensive wie zur Defensive zusammenschließen. Der erste Keim der Gruppe war aber durch die engere Familie, die doch eine gewisse Höhe der sympathischen Gefühle bedingt, gegeben. Die Anforderungen des Angriffes wie die der Verteidigung nötigten zum weiteren Anschlusse.

Die elterlichen Gefühle waren unbedingt notwendig, als die Periode der Kindheit länger dauerte und die Zahl des Nachwuchses kleiner wurde,[1]) sie setzen die Vermögen der Liebe und der Sympathie voraus, aber nur in beschränktem Grade. Eine sehr gering entwickelte Phantasie genügte, um den Eltern die Bedürfnisse sowie die Wünsche der eigenen Kinder verständlich zu machen, besonders da beide stetig zusammen lebten. Mit dem Verständnis war der Drang zur Befriedigung von selbst gegeben, die Selektion der besten Eltern durch die erhöhte Lebenschance der bestgesicherten Kinder tat das ihrige, um diese Sympathie für die eigenen Kinder zu erhöhen, aber immer nur bis zu der Grenze, die das vitale Bedürfnis des Nachwuchses setzte. Wären die Eltern nicht aggressiv gewesen, so hätten sie sich mit den geliebten Kindern geflüchtet, aber zur Erweiterung der Sympathie über die sehr enge Grenze der eigenen Familie hinaus brauchte die elterliche Liebe allein nicht zu führen. Ebensowenig hätte sie die Selektion in die Richtung zur Hebung und Schärfung des Intellektes geleitet.

[1]) Sutherland. Origin and Growth of the Moral Instinct, 1898 Bd. 1 p. 30sq.

Also direkt führte die Aggressivität zur Vergrößerung der ursprünglich kleinen Gruppe mittels der Anforderungen des Kampfes, und indirekt durch die Erhöhung der intellektuellen Befähigung, selbst eine Folge des gesteigerten Wettbewerbes. Erreicht wurde dies alles auf dem Wege der Auslese ebensowohl als auf dem der Übung.

Ohne Aggressivität also keine Erweiterung der Gruppe über die ersten Anfänge hinaus! Da diese Zunahme des menschlichen Zusammenlebens aber die Hauptbedingung der höheren Entwicklung in allen möglichen Richtungen war, so können wir uns der anscheinend paradoxalen Folgerung nicht verschließen: ohne Aggressivität keine Erhebung des Urmenschen über den tierähnlichen Zustand hinaus!

Hiermit hörte die Wirkung dieses Faktors aber gar nicht auf. Die etwas vergrößerte Gruppe mußte also fortwährend kämpfen; ob man selbst angreifen oder sich verteidigen mußte wider anderer Angriffe, immer aufs neue drohte Gefahr, der man sich durch kein erreichbares Mittel wirksamer entgegensetzen konnte als durch den engstmöglichen Anschluß aneinander. So wiederholte sich hier, aber innerhalb viel weiterer Grenzen, dasselbe Verhältnis wie zwischen Eltern und Kindern: fremde Gefahr wird zur eigenen, fremder Verlust wird als eigener empfunden, nur Treue macht stark. Es müssen diese Zusammenhänge den Leuten selbst klar geworden sein, wenigstens finden wir schon frühzeitig die Bestrafung der Untreue und des Verrats.[1]) Aber auch ohne diese bewußte Schätzung besorgte die notwendig eintretende Selektion schon die hereditäre Verstärkung dieser Gefühle und Triebe, was natürlich von viel größerem Werte ist, weil erst in dieser Weise ihre Erwerbung zu einem ganz sicheren Besitze wird. Die

[1]) Steinmetz, Erste Entwicklung der Strafe, 1894, Bd. 2 S. 320 ff.

Gruppe, deren Mitglieder zu egoistisch waren, mußte untergehen.[1]) So ermöglichte gerade die Beschränkung der Sympathie auf ein Gebiet von mittlerer Weite ihre wachsende Intensität.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse zu bemerken, daß wir diesen Zustand von ausgeprägtem Altruismus im engen Kreise der eigenen Gruppe, die wir uns immerhin nicht allzu klein vorzustellen haben, unter den jetzigen Naturvölkern noch vielfach antreffen. Kulischer hat ihn schon mit dem Namen „Dualismus der Ethik" angedeutet.[2]) Die Literatur bietet aber eine unendlich größere Zahl von Fällen als die, auf welche er sich stützte. Die Erscheinung selbst jedoch hat er ganz richtig charakterisiert: überall warme und tatkräftige Sympathie für die Genossen und dagegen die roheste Gleichgültigkeit und die herzloseste Grausamkeit den Stammfremden gegenüber!

Man könnte geneigt sein hier einzuwerfen: gerade der Krieg habe diese Gegensätze im Empfinden für Freund und Feind verursacht! Dementgegen möchte ich aber betonen, daß doch tatsächlich unter dem Regime des Krieges, also bis auf unsere Zeit, die Sympathie sich immer erweitert und verstärkt hat, und vor allem: wenn der Mensch mit großer und weiter, alle umfassender Sympathie angefangen hätte, ja da wäre der Kampf zwischen Menschen gewiß auf immer unmöglich gewesen und, soviel unsere jetzige Argumentation anbetrifft, auch unnötig. Unser Ausgangspunkt muß aber festgehalten werden, weil er der der Wirklichkeit gewesen ist: der Urmensch fing im Gegenteil gerade mit sehr geringer intellektueller und emotioneller Anlage an, die universelle Sympathie war

[1]) Steinmetz, Les sélections indirectes ou corollaires, in Annales de l'Institut International de Sociologie Bd. 4. 1898.

[2]) Kulischer, Der Dualismus der Ethik bei den primitiven Völkern, in Zeitschr. f. Ethnologie 1885.

ihm eo ipso versagt, dazu hätte es einer ganz anderen Begabung bedurft, als er nun einmal hatte! Wir versuchten dann darzutun, wie er nur durch den Krieg über diesen Anfang hinaus gelangen konnte.

Ein anderer Einwurf wäre: hätte die engere Familie nicht als Triebkraft dieses ganzen Entwicklungsganges nur verbunden mit dem Kampfe wider die wilden Tiere genügt? Ich möchte hierauf folgendes antworten: Nein. Denn erstens ist die Voraussetzung falsch: die Aggressivität, die zum Kampfe mit den Tieren führte, genügte auch, um den Kampf zwischen den Menschen entbrennen zu machen, dieser war also bei der Annahme unvermeidlich, und zweitens wäre nie abzusehen gewesen, weshalb der Familiensinn mit seiner sehr speziellen Grundlage sich sonst je hätte erweitern müssen. Den sich nicht vereinenden Raubtieren gegenüber wäre die engere Familie allein stark genug gewesen; hier gab es keine Nötigung zum Anschluß und erst recht zu keinem stetigen, treuen Anschlusse, der aus sich selbst heraus zu immer größerer Ausbreitung drängte.

Auf einer ganz anderen Linie hatte das Streben nach Selbstbehauptung, der feste Wille, nicht in andere zu zerfließen, zukunftschwere Folgen, namentlich auf dem Gebiete der ehelichen Verhältnisse. Sutherland bemerkt, daß bei nicht „self-assertive peoples", wo die Männer ohne Eifersucht sind, Promiskuität herrsche, keine Familie sich bilde und die Moral dementsprechend schlaff bleibe.[1]) Wahrscheinlich hat er recht. Ohne den Willen, die eigene Frau für sich zu behalten, wäre ein feineres Familienleben, die endliche Entwicklung der beiden größten Genüsse des Lebens und zugleich der beiden sichersten und höchsten

[1]) Sutherland l. c. Bd. 2 S. 130—133, 138, und mein Artikel: Die neueren Forschungen zur Geschichte der menschlichen Familie, in Z. f. Sozialwiss. 1899 S. 820.

Leiter unseres Fühlens, der Ehe und der elterlichen Gefühle, unmöglich gewesen. Zerfließen wäre auch hier die allergrößte Gefahr gewesen. Im Anfang, bevor viele andere Motive entwickelt, viele andere Schranken aufgerichtet waren, mußte der frische Egoismus des Mannes die engere Familie, in der allein die feineren Gefühle sich ausbilden konnten, vor den Einfällen anderer schützen. Das vorzeitige Aufkommen allumfassender Sympathie, die Neigung, alle in die Arme zu schließen und in das Ehebett zuzulassen, wäre gar kein Vorteil gewesen.

Wie hier, so werden wir immer wieder auf den großen, viel zu wenig geschätzten Wert der wenigstens im Anfang kleinen Kreise stoßen. Antizipation wäre hier wie überall vom Übel gewesen. Auch ist das Weiteste gar nicht immer das Beste, es ruht sich nicht am schönsten im weitesten Stuhle.

Kehren wir jetzt zu der weiteren Entwicklung der Gruppe zurück.

Nieboer hat uns gezeigt, wie bald nach der Entwicklung der größeren Arbeitsteilung es der Krieg war, der die Erwerbung von Sklaven ermöglichte.[1]) Wir sehen jetzt die Sklaverei nicht mehr mit denselben Augen wie vor fünfzig Jahren an, obwohl unser Mitleid mit ihren scheußlichen Folgen gar nicht abgenommen zu haben braucht. Ich glaube, wir können jetzt in der Sklaverei eine der großen erzieherischen Mächte der Weltgeschichte erblicken und würdigen. Unser Gefühl mag sich anfangs dagegen sträuben, in dem so unheilschwangeren Institute eine Macht zum Guten zu erkennen, aber tatsächlich sehen wir doch fortwährend, wie aus Bösem Gutes hervorgeht. Die Geschichte der Staaten wie der Individuen ist nur eine lange Bestätigung dieses Erfahrungssatzes. Wer möchte

[1]) Nieboer, Slavery as an Industrial System, 1900.

sich oder sein Vaterland gegen alle bösen Erfahrungen gefeit wissen? wer sie seinem Kinde vollständig ersparen? Wes Menschen Erziehung war denn je ein unausgesetztes Vergnügen?

Ferrero[1]) hat uns auf die langwierige Erziehung aufmerksam gemacht, die der Mensch, unser armer Urahn, durchmachen mußte, um sich an stetige Arbeit zu gewöhnen, um sich also in die Möglichkeit zu versetzen, die unentbehrlichen Mittel zu aller höheren Kultur, sowie zur Unterhaltung seiner stets zunehmenden Zahl zu erwerben.

Dem Jäger war alles stetige Arbeiten, wie jede dauerhafte Anstrengung, verhaßt, ja fast unmöglich: die Spanier haben mit ihrer Erzwingung solcher Arbeit im Anfange ihrer amerikanischen Kolonisation diese Erfahrung gemacht, und doch waren diese Völker schon über das Jägerstadium hinausgeschritten. Es versteht sich, daß die Naturvölker nach allen Mitteln griffen, um dieser unangenehmen Notwendigkeit der schweren nicht halb spielenden Arbeit zu entgehen, aber die Not drängte unaufhaltsam. Die meist vor der Hand liegende Rettung war die, die Arbeitspflicht anderen zu übertragen, schwächeren, solchen, die man zwingen konnte.

Wie unendlich viel Gutes, ja Notwendiges wäre ungetan geblieben, wenn der, welcher das Bedürfnis fühlte oder die Einsicht hatte, die Arbeit immer selbst hätte unternehmen müssen! wie gut, daß es sich so fügte, daß der eine befehlen konnte, der andere ausführen mußte! Ich halte diese Arbeitsteilung für die nützlichste und folgenreichste in der ganzen Menschengeschichte. Es ergibt sich so ein Gesetz der Abschiebung der Arbeitspflicht: auf Frauen, Sklaven, Tiere, Arbeiter, Maschinen .... Es blieb aber nicht bei der Abschiebung. Durch sie wurde nicht

[1]) Ferrero, La Morale primitiva e l'atavismo del delitto. in Archivio di Psichiatria, Scienze Penali ed Antropologia Criminale, 1895, p. 1 ff.

nur die Arbeitsleistung auf dem bisherigen Wege bedeutend vergrößert, sondern wurden auch neue Wege beschritten, neue Arbeitsweisen wurden versucht, vor allem eine neue und ergiebigere Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung durchgeführt.

Die beabsichtigte und erreichte Folge war eine ganz enorme Steigerung der Arbeitsleistung und des weiteren eine bedeutende Erhöhung der allgemeinen Wohlfahrt mit ihren unausbleiblichen Folgen: Vermehrung und Verfeinerung der Bedürfnisse und Zunahme der Bevölkerung.

Zum Schluß mußte sich hieraus jedesmal wieder eine größere Intensität des ganzen wirtschaftlichen wie überhaupt alles sozialen Lebens ergeben, die eine Rückwälzung der erschwerten Arbeitspflicht auf zuvor nicht von ihr gedrückte Kreise zur endlichen Folge hatte. So leitete die Abschiebung der Arbeitspflicht die Zwangserziehung aller zur Arbeit ein, ja letztere kann füglich als ein Ergebnis der ersteren betrachtet werden, ohne sie hätte man von vornherein zu ganz anderen evasiven Mitteln gegriffen.

Der Instinkt der Fortpflanzung gehört nicht zu den festesten, sein Drängen läßt bedeutend eher nach als das Verlangen nach sexueller Lust, womit man ihn zu oft verwechselt hat.[1]) Schon primitive Völker haben rohe Mittel zur Beschränkung des Nachwuchses angewendet, der Neo-Malthusianismus ist gar keine Äußerung moderner Hyperkultur, sondern vielmehr eine allgemein-menschliche Erscheinung.[2]) Höherer Luxus und Komfort, aber auch alle höhere Kultur wurden erst möglich, als die Arbeitsleistung größer wurde, was erst mit der Sklavenarbeit ge-

[1]) Vgl. Lasch, Über Vermehrungstendenzen bei den Naturvölkern und ihre Gegenwirkungen, Zeitschr. f. Sozialwiss. 1902, und Nieboer, Die Bevölkerungsfrage bei den Naturvölkern, in Korresp.-Blatt d. Deutschen anthropol. Gesellschaft 1903.

[2]) Nieboer l. c. sagt sogar: „Die kleinsten Veranlassungen genügen, um die Kinder zu töten oder ihrer Geburt vorzubeugen", S. 149.

schah. Als die schwere Arbeit auf die Sklaven abgewälzt werden konnte, wurden die freien Frauen wieder höher geachtet, und zugleich erhielten wenigstens die vornehmeren Männer Muße zu höherem Leben und zu edlerer Arbeit.[1])

Diese sind einige der kulturfördernden Folgen der Sklaverei, die aber ohne den Krieg wohl nie entstanden wäre, und die jedenfalls schon selbst die Aggressivität, die Neigung des Menschen, zum eigenen Nutzen Gewalt zu gebrauchen, zur Voraussetzung hat. Ich betone noch einmal, daß ich gar nicht für die Sklaverei schwärme, daß ich alle ihre gräßlichen Auswüchse so sehr verabscheue und mit ebensoviel Mitleid wahrnehme wie irgend ein anderer, nur behalte ich deßungeachtet ein weit offenes Auge für ihren Wert als Faktors in der Sozialgeschichte. Es sind nun einmal nicht allein schöne, ethische Mittel gewesen, welche die Menschheit emporgehoben haben.[2])

Nicht allein nach Selbstbehauptung ging des Menschen Sinn, sondern auch nach Selbsterweiterung. Je mehr seine Bedürfnisse befriedigt wurden, desto mehr neue traten hinzu; die Gruppe, der die Selbstverteidigung gelang, mußte an Zahl zunehmen, die beschränkte Heimat konnte ihr nicht länger genügen, sie mußte einen weiteren Raum erwerben, wenn nötig ihn anderen abgewinnen. Hier zeigte sich das große tragische Glück der Beschränktheit aller wirtschaftlichen Güter. Die Gruppe, die sich auszubreiten gezwungen sah, stieß nach allen Seiten auf Widerstände der Natur und Widerstände der Menschen. So übte sich ihr Mut und stählte sich ihr Intellekt, mußte ihre Erfindungsgabe zunehmen. Es gehörte Mut dazu, immer wieder die Natur

[1]) Nieboer, Slavery, p. 214, 223.

[2]) Bagehot, Ursprung der Nationen, S. 89: „Es ist dem Wesen des Fortschritts eigen, daß seine Anfänge für diejenigen nicht anziehend sein können, die weitab davon leben."

auf neue Befriedigungsmittel zu erproben, und Mut auch, um immer weiter von der Heimat abzuschweifen. Wie hätte je der Mensch ohne aggressive Eigenschaften dieser Sachlage genügen können? Der empfindliche, zarte, feige Mensch hätte sich zurückgezogen und wäre in Armut untergegangen. Dieses Leben, und kein anderes war eben möglich, forderte einen aggressiven Menschen und zugleich machte es ihn stets aggressiver, immer mehr dem süßen, faulen Frieden abgeneigt.

Bei dem noch sehr mangelhaften Intellekte, bei dem dürftigen Kulturbesitze war es dem Menschen unmöglich, nur durch Anstrengung seiner Erfindungsgabe und seines Verstandes seine wachsenden Bedürfnisse zu befriedigen, die Bedingungen ihrer Entwicklung waren offenbar so gestaltet, daß eine höhere Stufe erst sehr spät erreicht werden konnte; der Kampf mit den Artgenossen gehörte aber zu diesen Bedingungen, nichts zwang so sehr zur Anstrengung aller und besonders der höchsten Kräfte als gerade dieser Kampf.[1])

Wer im Kampf mit der Natur unterliegt, wird in seinem Verlangen nicht befriedigt, vielleicht, in seltenen Fällen, verliert er sogar sein Leben, aber wie unendlich viel mehr steht im Kampfe mit Menschen auf dem Spiele: entsetzliche Marter oder bestenfalls Sklaverei, nicht nur eigene, sondern auch der Frau und des Kindes, Verlust alles Besitzes, jedenfalls Schande und Erniedrigung, auch wenn das Leben gerettet wurde. Und umgekehrt welcher Lohn, wenn der Sieg errungen wurde, wie mußte alles andere dagegen verblassen! Reiche Beute, Frauen, Sklaven, Befriedigung der mächtigen Rachsucht, Ruhm und Ehre,

[1]) Headley, Problems of Evolution, 1900, betont, wie die Wilden fast immer Krieg führen (wenn ein Afridi der Ruhe bedürftig ist, soll er in englischen Kriegsdienst treten), und wie Mut, Energie, Lust Schwierigkeiten zu überwinden die Folge dieses Zustandes sind, p. 207.

alles das erwarb sich der Sieger. Wie anders als jeder Sieg über die Natur muß das den Menschen zur äußersten Anstrengung aller Kräfte angestachelt haben! Und man bedenke, dieser Mensch war ein Naturmensch von kurzsichtiger Phantasie, bald ermattet, der unmöglich lang voraussehen, den nur ein schneller Sieg verführen konnte.[1]) Ja, wenn er ganz anders gewesen wäre! Es galt nun einmal, ihn, wie er war, zu Höherem zu erziehen. Da nützten allein für ihn geeignete Mittel. An Menschen-, nicht an Engelserziehung haben wir zu denken.

Es war ein Glück, daß die alten Stämme klein waren und wegen mangelnden Kittes klein sein mußten, so waren ja alle Männer ohne Ausnahme gezwungen alle Kräfte anzustrengen und mußte die Auslese auch alle ohne Ausnahme unerbittlich treffen: die absichtliche sowohl wie die natürliche. Wer nicht focht, wurde ausgestoßen: ein Stamm, mit auch nur wenigen Feiglingen beschwert, konnte sich nicht erhalten; glücklicherweise galt damals noch nicht, je tapferer die eine Hälfte, je erbärmlicher dürfe die andere sein, wie das in unseren sentimentalen Gemeinschaften der Fall sein mag, wo die Starken eine Menge Schwacher mit sich schleppen. In den martialischen kleinen Gruppen der Urzeit war das unmöglich, hier wurden die Kräfte aller zu sehr in Anspruch genommen, und außerdem war die Stimmung zu ungebrochen. Jedermann war erfüllt von den Bedürfnissen des Ganzen, die Feigen und Elenden waren sehr verhaßt und wurden dementsprechend behandelt. Welch ein Glück, daß damals wenigstens und während vieler Jahrhunderte ein strenges Regime gehandhabt wurde. Wir hätten es nie bis zur Sentimentalität

[1]) Vgl. Spencer, Principles of Sociology vol. 1, 1893: The primitive Man p. 40–92, und F. Schultze, Psychologie der Naturvölker, 1900, S. 36 ff.

gebracht, wenn unsere Ahnen nicht zur Härte gezwungen gewesen wären![1])

Nicht nur die individuellen Tugenden wurden so gezüchtet, sondern auch die sozialen erfuhren in dieser Weise eine tiefgehende Verstärkung. Weil die Gruppe mit den schwachen Mitgliedern zugrunde gehen mußte, wurden auch alle diese Individuen ausgerottet, und zwar mußten mit dem Untergange einer an Schwachen zu reichen Gruppe immer eine größere Zahl derselben vernichtet werden, als beim Siege der starken Gruppe erhalten blieben, weil eine solche Gruppe natürlich an Schwachen arm war. So mußten die persönlich stark machenden Eigenschaften durch Gruppenselektion sich heben und vermehren. Aber nicht allein solche Eigenschaften der Individuen machten den Stamm stark, sondern ebensowohl ganz andere, nämlich die, welche die einzelnen zusammenkitten, wie Treue, Achtung vor den Genossen, Selbstbeherrschung, und später Liebe zum Ganzen, Patriotismus. Ein Stamm mit lauter starken Mitgliedern ohne diese Eigenschaften, ohne Zusammenhang also, mußte genau so wie ein aus schwachen Feiglingen bestehender zugrunde gehen. Die indirekte Selektion besorgte die Hebung dieser Eigenschaften, obwohl das Individuum an sich durch sie keine Verstärkung erfährt. So mußten die persönlichen wie die moralischen Qualitäten durch direkte und indirekte Auslese stets mehr gekräftigt werden.[2])

Aber viel weiter noch reichte das Gebiet der indirekten Selektion! Um im Kampfe bestehen zu können, verlangt die Gruppe noch andere Eigenschaften als solche, die an den Personen haften, sie selbst muß gewisse Qualitäten aufzeigen, die sie als neue Einheit stark machen. Mehr

[1]) Vgl. zu allen diesen Ausführungen Bagehots noch immer wertvolles Buch Der Ursprung der Nationen, 1883, S. 49—93: Der Nutzen des Kampfes.

[2]) Vgl. meinen Artikel „Les Sélections indirectes ou corollaires", Ann. Institut Intern. d. Sociologie vol. 4, 1898.

als bei irgend einer anderen Veranlassung muß das Bedürfnis einer guten Organisation sich im Wettbewerb der Gruppen empfindlich gemacht haben.[1])

Das zwingende Bedürfnis zu siegen muß fast mit gleicher Macht eine gute Regierung erwünscht gemacht haben.[2]) Eine kräftige Regierung und weitere Organisation können aber unmöglich improvisiert werden, sie sind nicht nur Ergebnisse vieler nicht immer angenehmer Erfahrungen, sondern auch nur als Ausflüsse bestimmter Charaktere denkbar. Ja, hier wie überall sind manche Erfahrungen ohne gewisse Eigenschaften der Subjekte von vornherein unmöglich, ohne andere würden sie doch unfruchtbar bleiben. Es gehören hierzu an erster Stelle Eigenschaften, die im Besitze des ganzen Volkes sein müssen, und dann solche, die sich besonders bei den Regierenden vorfinden, und andere, welche die Regierten speziell auszeichnen müssen. Weil im Kampfe die schlechtestorganisierten Völker untergehen mußten, war es eine notwendige Folge, daß diejenigen Volkseigenschaften, welche zur Organisation führten, durch indirekte Auslese eine erhebliche Förderung, die entgegengesetzten eine ebenso bedeutende Beeinträchtigung erfuhren. Außer-

[1]) Die sonst tapferen Araber wurden im algerischen Kriege durch die Franzosen hauptsächlich darum besiegt, daß sie nur individuelle Heldentaten verrichteten, aber keine vereinten Anfälle: vgl. Rambaud in „L'Armée à travers les âges" vol. 3, 1902, p. 355. — Sehr richtig erinnert Von der Goltz, Das Volk in Waffen, S. 148, an Darwins Bemerkung, daß die Wilden vor allem deshalb den Truppen der Kulturvölker gegenüber schwach sind, weil sie einander gegenseitig nicht vertrauen und deshalb nicht eigentlich zusammenwirken.

[2]) Headley, Problems of Evolution, 1900, p. 343 meint, daß auch jetzt die Möglichkeit der Kriege die staatliche Korruption zurückhalte und schreibt die der Vereinigten Staaten dem Mangel an Kriegen zu, die Tüchtigkeit der preuß. Regierung umgekehrt der stetigen Kriegsgefahr, S. 344: nur diese soll die französische Republik imstande halten. — Ob es ein Glück, daß die Türkei durch die Eifersucht Europas vor Kriegen behütet ist?

dem mußte das Streben nach der widerstandsfähigsten Organisation durch Übung aller Seelenkräfte diese gekräftigt haben, soweit dies eben möglich.[1])

Abgesehen von dieser Entwicklung der zugrunde liegenden Eigenschaften, hat wohl nichts mehr zur Ausbildung der Verfassung beigetragen als gerade die Anforderungen, die der Krieg stellte. v. Jhering und Bagehot haben dies seinerzeit vorzüglich dargestellt.[2]) Von den primitiven Perioden gilt gewiß: ohne Krieg kein Staat! Die Regierung mußte gekräftigt und differenziert werden, Kriegshäupter entstanden, an die Verwaltung wurden immer höhere Ansprüche gestellt, der Staat mußte sich mit der Rechtspflege befassen, denn keine Kraft nach außen ohne Frieden im Innern. Nichts hat die Verstaatlichung der Blutrache mehr gefördert als dieses zwingende Bedürfnis nach innerer Eintracht, und damit wurden erst die barbarischen Blutfehden beseitigt, das friedliche, gesittete Leben ermöglicht, die höhere Auffassung der Strafe vorbereitet.

Man könnte hier füglich einwerfen: ohne die Aggressivität hätte es überhaupt keine Fehden, keine Rache gegeben! Aber hiermit hätte man unsere Ausführungen vergessen. Jene waren unbedingt nötig, um die kleine Gruppe auszubilden, ja eigentlich um sie überhaupt entstehen zu machen. Man vergesse nur nicht die sehr geringe Kraft der damaligen Sympathie, und im allgemeinen nicht, daß die Menschen

---

[1]) Die Frage nach der Erblichkeit erworbener psychischer Eigenschaften wurde leider noch gar nicht in Angriff genommen. Die psychische Erblichkeit selbst erhielt eine prächtige Förderung durch die Arbeiten von Heymans und Wiersma in Z. f. Psychologie 43. Bd. 1906.

[2]) v. Jhering im Geist des röm. R. Bd. I S. 245 ff., besonders S. 262 ff. über den kulturhistorischen Einfluß der militärischen Disziplin auf das römische Volk: „Ein Volk, das etwas Großes erreichen will, bedarf der militärischen Erziehung"; S. 263: der Krieg lehrt Ordnung.

waren, wie sie nun einmal waren und nicht wie wir sie gern gesehen hätten.

Dieses ganze Staatsleben nach allen seinen Seiten hatte aber noch ganz andere Folgen als eben die Erfüllung der Aufgaben, wofür es geschaffen wurde. Fast ebenso hoch möchte ich seine erzieherische Wirkung anschlagen. Es würde uns zu weit führen, dies im Detail durchzugehen, ich möchte es nur in wenigen Worten zusammenfassen. Verwaltung, Rechtspflege, Heer lehrten alle Gehorchen, Disziplin, Zusammenwirken, Unterwerfung unter höhere Zwecke, und zwar mit viel größerem Nachdruck als alle anderen erzieherischen Agentien, eben weil am Ende der Krieg diesen Nachdruck verlieh. Und hiermit wurde das ganze höhere Kulturleben mit allen höchsten Leistungen des gesellschaftlichen Wirkens vorbereitet. Wie der verschrobene Unsinn der Scholastik den europäischen Geist zu der wissenschaftlichen Arbeit der Neuzeit vorbereitet hat, so konnten wir nur durch Rache und Fehde hindurch zu unserer heutigen intensiven Kooperation gelangen. Das menschliche Geschlecht brauchte nun einmal eine ganz andere Erziehung, als unsere Pädagogen sie für unsere Jugend träumen, die wirkliche Erziehung derselben durch das Leben gleicht der der Menschheit in ihren weiten Umwegen und kostspieligen Opfern gewöhnlich mehr. Die regelrechte Schnellerziehung ist wohl die weniger nachdrückliche und dementsprechend die weniger erfolgreiche!

Auf allen diesen verschlungenen Wegen führte der Krieg die minimale Sympathie, die ursprünglich zwischen den Menschen herrschte, zur maximalen hinüber. Die marxistischen Geschichtsphilosophen bilden sich ein, daß die Arbeitsteilung, das Bedürfnis gegenseitiger Hilfe der Kitt der primitiven Gesellschaft gewesen seien, dieselben waren aber damals und noch lange nachher viel zu gering, um diese schöne Rolle spielen zu können; mit alleiniger Ausnahme des Krieges konnten die Leute allein oder im

kleinsten Kreise viel zu gut auskommen, um einer größeren Gesellschaft zu bedürfen, erst viel später führten die wirtschaftlichen Faktoren die Menschen zusammen.

Hier aber hört die Führerrolle des Krieges gar nicht auf. Unter seinem Einflusse und dem seiner grundlegenden Eigenschaft, der Aggressivität, hatten sich die Menschen zu festgefügten selbständigen Gruppen gebildet, die in der Hauptsache ein isoliertes Leben führten. Die natürliche Folge davon war die Entwicklung des Selbstbewußtseins dieser Gruppen, und die der besonderen Gruppencharaktere. Psychische Erblichkeit, Isolierung, verschiedene geographische Umstände, die aus den dreien sich ergebende verschiedene Geschichte mußten andersgeartete Volkscharaktere zur unausbleiblichen Folge haben. Die geographische Verschiedenheit wurde durch die Migration gefördert, die selbst manchmal eine Folge des Krieges war. Hauptbedingung war aber die Isolierung, die Trennung der Völker. In einem späteren Abschnitte werde ich näher auf die prinzipielle Bedeutung dieser Isolierung für den ganzen Mechanismus der Kulturentwicklung eingehen, vorderhand möchte ich nur darauf hinweisen, daß diese reiche Fülle in ihrer Verschiedenheit vollausgebildeter Völker wohl in sehr bedeutender Weise zur Entfaltung der höheren Kultur beigetragen hat.

Ohne Aggressivität und Krieg keine Isolierung, ohne diese keine Durchbildung der Eigenart, denn nur in der Trennung von anderen, nicht im ewigen Hinüberfließen kann ein Charakter sich entwickeln, und keine kräftigere Stütze gibt es hierbei als gerade den Kampf mit den anderen, die Anstrengung, sich selbst aufrechtzuhalten. Genau wie in der Ausbildung des Individuums der Kampf um die Selbsterhaltung, mit anderen kräftigen und aggressiven Individuen geführt, unendlich nützlicher ist als das friedliche Zerschmelzen in andere Weichlinge, genau so verhält es sich im Völkerleben. Reichtum des Ganzen ist nur möglich bei reicher Entwicklung aller zusammen-

setzenden Teile. Zusammenschmelzung der ganzen Menschheit war im Anfang, wie wir gesehen haben, unmöglich, sie wäre aber auch zum allergrößten Nachteile für die weitere Entwicklung gewesen.

Erst viel später, als die Völkerindividualitäten sich in der Sonderung ausgebildet hatten, war es der Krieg, der sie wieder zusammenfügte. Wie anders waren aber jetzt die Folgen! Sehen wir sie uns einmal auf einem besonderen Gebiete an. Die getrennten Völker hatten alle ihre besonderen Götter entwickelt. Hätten sie immer alle ein Ganzes gebildet, so hätten sie auch alle dieselben Götter gehabt, jedenfalls wären ihre Götter im Range einander gleich geblieben, hätte es keinen Grund zur Konsolidation, zur höheren Vereinigung gegeben, die jetzt mit der Eroberung einiger ihrer Anbeter durch andere gegeben wurde, und deren Folge die Hierarchie der Götter in den Gesamtstaaten war, aus welcher sich endlich der Monotheismus ergeben mußte. Die Menschheit hätte es sicher ohne Aggressivität, Sonderung, Kampf, Unterordnung der Völker nie zu höheren Religionen gebracht.

In derselben Weise wurden die großen Völker gebildet. Als die ganz kleinen Einheiten ihre erzieherische Wirkung erfüllt hatten, brauchte die Menschheit zu ihrer weiteren Entwicklung der größeren Zusammenballungen. Die Habsucht der Völker, ihre Gier nach Land und Gütern aller Art, die Herrschsucht der Fürsten war die Veranlassung zahlloser Unterwerfungskriege, deren Folgen man nur nicht nach diesen Gelegenheitsgründen beurteilen soll. Die Resultate, nach deren Wert für die Weltgeschichte sie allein beurteilt werden dürfen, waren erstens die von uns schon geschilderte Auslese, und zweitens die Bildung größerer Reiche. Allerdings für den optimistischen Geschichtsphilosophen ist das letzte gar kein Verdienst, ohne die entsetzlichen Kriege wären die großen Völkerverbindungen wohl auch zustande gekommen, meinen sie, wohl nur durch

die inhärente Verbrüderungssucht der Menschen. Sie vergessen dabei, daß diese Neigung in diesem Stadium keine sehr große war und durch die Nichterfüllung ihrer psychischen und kulturellen Bedingungen auch keine große sein konnte. Zu diesen Bedingungen gehörte die höhere geistige Entwicklung der Menschheit, nicht allein die intellektuelle, sondern besonders die emotionelle: die Menschen waren noch gar nicht fähig, größere Massen mit ihrem Denken und Fühlen zu umfassen. Die abstrakte Ethik der Moralisten und Philosophen hat uns dran gewöhnt, die moralische Befähigung der jeweiligen Menschen als Idealgummi zu betrachten, dem alle Anforderungen, die dem Philosophen eben einfielen, mit Erfolg gestellt werden könnten. Da experimentelle Neigungen diesem ebensowohl als eigentlicher moralischer Ernst fehlten, fiel es ihm nie ein, einmal nachzusehen, ob die hohen Anforderungen denn auch tatsächlich erfüllt wurden, worauf einem realen Menschen gerade alles angekommen wäre. Jenem aber genügte die erhabene Forderung, er moralisierte mehr zu eigenem Vergnügen als der armen Menschheit zu Willen. Die war ihm offenbar ein viel zu niedriges Objekt.

Die andere Bedingung des Zusammenschlusses einer größeren Menschenzahl sind der intensivere Verkehr und die Arbeitsteilung gewesen, diese konnten sich aber erst nach der vorläufigen Vereinigung entwickeln. Der Trieb hierzu fehlte, die Kenntnis von den nachträglichen guten Folgen ebenso. Eine ganz andere Kraft mußte da die Menschen zusammenschweißen und so lange zusammenhalten, bis die Bedingungen erfüllt, das eigene Verlangen nach Vereinigung entstanden war.

Diese Kraft, eine von den vielen, die das Böse wollen und das Gute schaffen, war die Eroberungssucht. Diese gab wahrlich ein kräftiges Motiv in der Menschenseele ab, und darum war es zunächst zu tun. Ein kräftiges niedriges nützte unendlich viel mehr als ein kraftloses hohes

Motiv, selbstverständlich, aber man vergißt es doch immer.

Wir können uns hier auf die Zeugnisse der Historiker berufen, die, jeder für sein Gebiet, zu demselben Schlusse gekommen sind, und gerade das gibt ihnen eine große Wahrscheinlichkeit. Wellhausen spricht sich gleich ganz allgemein aus: „Der Krieg ist es, was die Völker macht.“ [1]) Die zerstreuten Niederlassungen der Phönizier wurden durch die Gefahr, welche ihnen von der hellenischen Seite her drohte, bewogen, sich um Karthago zu einem Staate zusammenzuschließen, jedenfalls wurde Karthago das Werk der Einigung dadurch wesentlich erleichtert.[2]) In der Geschichte Japans finden wir dasselbe. Sie „beginnt mit der Zeit des Kampfes des Yamatostammes um die Herrschaft über Japan. Das durch diese Kämpfe gegen fremde Stämme und gegen das Ausland gesteigerte Stammesbewußtsein und die daran sich knüpfende Weckung der gesamten Spannkraft haben mit der Zeit die Yamatos befähigt, ein Herrschervolk zu werden, und bereiteten den Weg zur Entstehung des japanischen Staates vor.“ [3]) Genau so soll sich in Frankreich das nationale Gefühl erst im hundertjährigen Kriege gebildet haben, wodurch der französische Staat bedeutend gekräftigt wurde.[4]) Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, daß die leider ungenügende Einheit, die sich in der Republik der Vereinigten Niederlande fand, dem achtzigjährigen Kriege mit Spanien zu verdanken war, genau so wie die deutsche Einheit erst im Kampfe mit Frankreich, und nicht allein in dem letzten, zustande kam.

---

[1]) Wellhausen, Israelitische und Jüdische Geschichte. 1901, S. 26.

[2]) J. Beloch, Griechische Geschichte, 1893, Bd. 1 S. 187.

[3]) Tokuzo Fukuda, Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Japan, 1900, S. 4; vgl. dazu Nachod, Geschichte von Japan Bd. 1, 1906, S. 100.

[4]) A. Coste, L'Expérience des Peuples, 1900, p. 137.

Die neueste Zeit hat hierin also keine Veränderung gebracht, wie noch dadurch bestätigt wird, daß auch die Buren nicht vor dem ersten Kriege mit England das Bewußtsein ihrer Volkseinheit gewannen.[1])

Wie der große siebenjährige Krieg eigentlich das Königreich Preußen und das preußische Nationalgefühl gebildet hat, ist allbekannt, aus einem Aggregat von Provinzen und Provinzensplittern machte er ein einheitliches Gemeinwesen, oder legte er wenigstens ein Fundament zu diesem Bau.[2])

Umgekehrt wurden das alte Ägypten, Rom, China bald altersschwach, als sie nicht länger mit gleichwertigen Feinden zu kämpfen hatten.

Ich glaube, Fairbanks hat vollständig recht, wenn er, nachdem er an die Einigung Nordamerikas durch die Revolution vom Jahre 1776 erinnert hat, folgenderweise schließt: Auch die Menschen einer Rasse erkennen ihre angeborene Gleichheit nur, nachdem sie dieselbe kennen gelernt haben; erst der äußere Zwang führt zur festeren Einigung. Er erhebt sich sogar zu dem allgemeinen Gesetze: jede Form des Kampfes hat zur Folge, eine größere oder kleinere Gruppe zum festeren Zusammenschlusse zu bringen.[3])

Eine bloß trennende, brüdermordende Macht ist der Kampf also wohl nicht, im Gegenteil, er führt die sich bisher verkennenden Brüder zusammen. Erst Alexanders Eroberung gab den Ländern der alten Kultur eine allgemeine Sprache, eine lingua franca, und damit erhielten alle das Verlangen, der gemeinsamen Kultur teilhaftig, in die große Einheit aufgenommen zu werden. Es war kein geringer Gewinn, wie Mahaffy bemerkt, jedenfalls eine Tatsache von ungeheueren Folgen, daß Paulus

[1]) Jorissen, Transvaalsche Herinneringen, 1897.

[2]) Vgl. R. Koser, König Friedrich der Große Bd. 2, 1900, S. 331, 334, und Lehmann, Freiherr von Stein Bd. 2, 1903, S. 12, 13.

[3]) A. Fairbanks, Introduction to Sociology. 1899. p. 72/73.

in der griechischen Sprache predigen konnte vor Juden, Ägyptern, Griechen, Römern. Mit dem Griechischen konnte man von Gades bis nach Ceylon kommen.[1]) Und haben die Römer mit ihren Kriegen, vor allen Cäsar, nicht dieselbe Aufgabe für Europa erfüllt? Rom hat zweifelsohne die spätere Allgemeinherrschaft der römischen Kirche vorbereitet, die während eines Jahrtausends der einzige kräftige Kitt der europäischen Völker war. Nur in dieser Periode besaß Europa eine lingua geral, das Lateinische, und die verdankte es ebenfalls der römischen Weltherrschaft. Wie lange hätte es dauern können, ehe der Handel und der friedliche Verkehr dasselbe zuwege gebracht hätten? Man vergleiche bloß den Kultureinfluß des kriegerischen Roms mit dem des friedlichen Karthago![2])

Vor kurzer Zeit würde der Hinweis auf die staatenbildende Tendenz des Krieges an sich genügt haben, wie großen Wert man weiter dem Argumente auch noch beimessen wollte. Der Staat galt damals als ein unantastbar wertvolles Gut, die Anarchisten der Theorie, die viel zahlreicher sind als man meint, und die Kosmopoliten haben das geändert.[3]) Ich möchte das nicht bedauern, es ist eine Veranlassung, Worte einmal wieder durch Begriffe zu ersetzen. Also der Vorteil der größeren Reiche für die Menschheit und die Kulturentwicklung! Ich könnte die Sache kurz abfertigen, indem ich sagte: Alles was die soeben genannten Träumer von dem Menschheitsstaate erwarten, das wurde in den größeren Staaten, soweit es eben zur Zeit möglich, bereits zur Realität. Keine Kleinigkeit fürwahr! Wirtschaft-

[1]) J. P. Mahaffy, The Progress of Hellenism in Alexander's Empire, 1905, passim.

[2]) Headley, Problems of Evolution, 1900, p. 342. 356.

[3]) Ein prächtiges Beispiel von vollständiger Verkennung der Bedeutung des Staates bietet J. M. Robertson, in mancher Beziehung ein sehr verdienstvoller Schriftsteller, in seinem „Patriotism and Empire".

lich, politisch, geistig entstand hier eine wirkliche, lebendige Einheit, dadurch, daß die Leute in allen diesen Beziehungen miteinander zusammentrafen und zusammenwirkten, einander wahrhaftig kennen und verstehen lernten. So wurden sie sich ihrer Einheit bewußt, indem dieselbe zur nützlichen Realität wurde. Durch die harten und derben Mittel dieser Realpädagogik wurden eine sehr große Anzahl Menschen zu wirklichen Genossen, von denen der eine das Leid des anderen mitempfand. Zugleich hob die Bildung der größeren Reiche die im vorhergehenden Stadium noch notwendigen Entwicklungsopfer auf, die kleineren Gruppen kamen zum Frieden, sie durften jetzt dazu kommen, weil die Kriege der großen Staaten genügten; wir werden später sehen, warum.

Die Ersetzung der Fehden kleiner und ganz kleiner Gemeinschaften durch die Kriege größerer war von erheblicher Bedeutung, weil die größeren Verbände nicht so leicht durch Kriegswut ergriffen und hingerissen wurden: die Zahl der bei der ursprünglichen Veranlassung Beteiligten war ja eine viel kleinere. Die Häufigkeit der Kriege nahm also ab, die Gemüter waren nicht so heftig dabei interessiert. Die Vergrößerung der kämpfenden Gruppen, die Vergrößerung der Kriege selbst war also doch ein Schritt in der Richtung der Pazifikation.[1])

Nicht allein die ganz großen Reiche zeigten diese Vorteile, vielleicht wurden sie in diesen sogar am meisten durch die inhärenten Nachteile der Riesenreiche kompensiert, sondern alle Staaten von den kleinsten aufwärts, die über die ursprünglichen Stammstaaten hinausgingen. Welche Größe nun gerade die vorteilhafteste war, läßt sich nicht im allgemeinen bestimmen, das hing von den geographischen

[1]) In meinen Ethnologischen Studien zur ersten Entwicklung der Strafe Bd. 2 S. 130ff. habe ich zu zeigen versucht, daß die Fehden den kleinen Gruppen viel schädlicher sind, ja sie manchmal ganz aufreiben.

Umständen ab.[1]) Sie alle waren, wenn auch in verschiedenem Grade, höhere Organisationen mit allen Vorteilen derselben. Weil infolge des nun einmal erreichten psychischen Niveaus das ganze menschliche Geschlecht nicht zu einer lebendigen Familie werden konnte, kam hier die jeweilig mögliche weiteste Annäherung daran zustande. Mit blutigen Opfern, durch Gewalt und Zwang, gewiß, aber beruhten die anderen Familien auf idyllischerer Grundlage, oder auf Raub- und Kaufehe? Die damals zur Verfügung stehenden Menschheitserziehungsmittel waren eben keine sehr lieblichen. Die so gegründete Individualfamilie erfüllte dennoch ihren Zweck und hat zweifelsohne die Menschheit zu einer höheren Stufe hinaufführen geholfen, genau dasselbe muß meiner Überzeugung nach der Volksfamilie, dem größeren Staate nachgerühmt werden.

Machen wir uns noch einmal ganz klar, wie sich die Menschheit entwickelt haben müßte, wenn der Krieg und die Eigenschaften, die notwendig zu ihm führen mußten, von Anfang an gefehlt hätten? Was hätte aus dem feigen, sich nicht erhaltenden, nicht emporstrebenden Geschöpfe werden können? Menschen hätte es nicht angegriffen, gegen Tiere hätte es sich nicht verteidigt, die Bäume wären wohl auf ewige Zeiten seine Zuflucht geblieben! Und doch war die Bedingung zum Menschwerden das Hinuntersteigen auf die Erde, ohne das wäre der Urmensch ewig Urmensch geblieben. Aber denken wir uns ihn bereits ein bißchen weiter entwickelt, zum Menschen geworden, obwohl das, wie gesagt, ohne Hilfe des Kampfes und der ihn bedingenden Eigenschaften eigentlich schon unmöglich! Der Sporn zur Gruppen-, ja sogar zur dauerhaften Familienbildung wäre viel, sehr viel schwächer gewesen. Denn wir dürfen nur nicht vergessen, und deshalb wage ich

[1]) Vgl. Schneider, Die großen Reiche. 1904. über die Bedingungen ihres Werdens, S. 51 ff.

nochmals es zu wiederholen, daß der primitive Mensch auf jeden Fall ein beschränkter Egoist geblieben wäre, weil die Bedingungen des Altruismus nun einmal nicht erfüllt waren; der Urmensch, wenn auch nicht aggressiv, wäre dennoch jedenfalls stumpf, träge, gedankenlos gewesen![1])

Die Gruppe hätte er wohl nie gekannt, jedenfalls wäre sie ohne den festen Kitt des Kampfes schwach geblieben, zur Menschheit, zur allgemeinen Sympathie hätte er sich gleichwohl nicht erhoben. Alle die sehr realen Vorteile der Sonderung, der Übung im Zusammenleben innerhalb enger Grenzen wären ihm in jedem Falle entgangen. Im Fühlen wie im Denken wäre er ein Stümper geblieben.

Der Gewinn war also die ganze Kultur, alles, was uns von ziemlich niedrigen Tieren unterscheidet, — aber ich gestehe, der Preis ist ebenfalls ein ungeheuer hoher gewesen. Wie unendlich viel Leid wurde den Menschen durch das Rachebedürfnis allein schon zugefügt! Aber die Rache war unvermeidlich, wenn Angriffe möglich waren, d. h. wenn der Mensch mit Mut, Hunger und Selbstgefühl beseelt war.

Eigentlich ist die ganze Frage eine verkehrte: der Mensch wie er nun einmal war, war aggressiv, er griff an, er war egoistisch und grausam, wir haben bloß zu erkennen, wie er durch die Wirkung dieser Eigenschaften selbst zu ihrer teilweisen Überwindung kam. Eine andere Einsicht, die wir hierbei gewinnen, ist diese: die Sympathie, der Altruismus konnten sich nur innerhalb be-

---

[1]) Wie auch von Th. Lipps, Die ethischen Grundfragen, 1905, S. 34 anerkannt wird: die Entwicklung der altruistischen Wertgefühle sei abhängig von der Entwicklung der Beziehungen zwischen den Individuen. Nur beruht der Gedanke an Beziehungen zwischen Individuum und Menschheit wohl nicht auf den Tatsachen: bei zahllosen Primitiven bedeutet der eigene Stammesname: Menschen, nur die Genossen kennen und erkennen sie als Menschen an.

stimmter Organisationen, nicht zwischen lockeren, unverbundenen Individuen entwickeln. Sie können ja nie etwas anderes als ein Gleichgewicht zwischen den Individuen und ihren notwendigen Ansprüchen darstellen, und dieses Gleichgewicht konnte erst allmählich gefunden werden, um so mehr, weil es selbst von den jeweiligen Verhältnissen vollständig abhängig, durchaus keine feststehende Größe war.

Es bedeutet also nichts, daß unsere Phantasie vollständig unfähig ist, einerseits die Vorteile der Kulturförderung, andererseits die durch die Aggressivität und den Krieg verursachten Leiden gegeneinander abzuwägen. Der Mensch, wie er war, mußte mit Gewalt angreifen und sich behaupten, er mußte notwendig, unausbleiblich Krieg führen, und gerade hierdurch mußte er sich zur höheren Gesittung erheben. Er hat sich das nicht gewählt, so wenig wie wir, die Kultur war nicht seine Vorliebe, sondern sein Verhängnis.

3. Kapitel.

Die Nachteile des Krieges.

Bevor wir uns klar zu machen versuchen, was die kulturelle Funktion und damit die Berechtigung des Krieges in unserer Periode sein kann, ist es gut, daß wir erst den furchtbaren Schäden des Krieges in die Augen sehen. Bei einer solchen Erscheinung ist es ja selbstverständlich, daß wir nie mehr tun können, als Vorteile gegen Nachteile abwägen. Zwar sind die Kosten des Krieges in der letzten Zeit häufig zusammengezählt worden und wohl jedem gegenwärtig, aber dennoch scheint es nicht überflüssig, sie nochmals ohne Übertreibung und ohne Schönmalerei uns vorzuführen. Es drängt uns förmlich dahin, wir können über diesen gewaltigen Gegenstand nicht sprechen, ohne uns seine Nachtseite recht deutlich, scharf beleuchtet vorzustellen, sonst käme unsere eigene Untersuchung uns als eine Verteidigungsrede vor, was sie in keiner Weise sein will.

Wir wollen jetzt den Hintergrund, das Gegengewicht zu unseren Betrachtungen gewinnen. Durch dieses und die folgenden Kapitel werden wir auch einen tieferen Einblick in das Wesen des modernen Krieges erwerben: wir werden nicht allein erfahren, was er direkt verursacht, auch über seine indirekten Folgen werden wir nicht im unklaren bleiben. Die Kräfte, die sich gegen ihn erheben, werden wir kennen lernen und auf ihre Stärke prüfen, wir wollen dem Krieg den Prozeß machen; so sind wir

schließlich am besten befähigt, unser Urteil über ihn zu fällen.

Um tiefer in unseren schmerzlichen Gegenstand einzudringen, müssen wir das ungeheuere Leid des Krieges in seine Komponenten zerlegen. Die verschiedenen Opfer, die er auferlegt, wollen wir gesondert betrachten. Unsere spezielle Absicht wird dabei sein, aus den erschreckenden Deklamationen und nebelhaften Vorstellungen heraus und zu einem möglichst genauen Kriegsbudget im weitesten Sinne zu kommen. Wir wollen genau wissen, wie hoch alle die Opfer sind, wir wollen sie gar nicht unterschätzen, aber wir möchten uns auch nicht erschrecken lassen; wir werden uns anstrengen festzustellen, ob sie tatsächlich so hoch sind, als die Friedensprediger uns einreden wollen.

§ 1.

Die beabsichtigten Menschenopfer.

Betrachten wir zunächst unsere Zeit.

Über den ersten mit modernen Hilfsmitteln ausgefochtenen Völkerkampf zwischen Russen und Japanern kamen mir leider noch keine genauen Ziffern zu Gesicht.[1]) Der Burenkrieg, obwohl sehr bedeutsam als Symptom für die tatsächlich erreichte Höhe der Kriegsmoralität und als solches unten von uns gewürdigt, ist zu wenig typisch, um uns hier zu interessieren. Dasselbe, genau dasselbe gilt für den Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten sowie für den zwischen Spanien und Cuba, über den russisch-türkischen wurden mir wieder keine genauen Zahlen be-

[1]) W. Fischer, Die Greuel des russisch-japanischen Krieges S. 135, gibt die russischen Verluste mit 450000 Toten und Verwundeten an, die japanischen mit 250000, es sind die Toten hier nicht von den anderen getrennt, und eine Gewähr für die Richtigkeit der Zahlen besitzen wir gar nicht.

kannt. Wir kommen so zu dem deutsch-französischen Kriege als erstem uns genau bekannten Falle. Allerdings wird der Zukunftskrieg ihm in mancher Beziehung sehr unähnlich sehen: die Hilfsmittel waren noch keine so gewaltigen, und andererseits waren die therapeutischen und hygienischen Verhältnisse schon aus dem einen Grunde, daß damals die Antisepsis noch unbekannt, viel schlechtere, als sie in der Zukunft voraussichtlich sein werden. Über den künftigen Krieg werden wir uns unten näher aussprechen.

Der Gesamtverlust der deutschen Heere im Kriege von 1870/71 betrug: 24 031 Tote und 89 728 Verwundete, zusammen mit 14 138 Vermißten 127 897 Mann, von denen schließlich 40 881 als Tote blieben, das heißt 1 von Tausend der im Jahre 1871 ermittelten Bevölkerung Deutschlands oder 2,03 von Tausend der männlichen Bevölkerung.[1]) Von Bloch gibt ohne weiteres eine Gesamtverlustzahl von 127,897 an,[2]) wobei die Toten mit den Verwundeten zusammengerechnet sind, was nur verwirrend wirken kann. Allerdings bleiben manche der Verwundeten zeitlebens Krüppel, zur Arbeit wie zum Lebensglücke gleichmäßig unfähig, ihren Angehörigen zur wachsenden Last. Aber wir dürfen ebensowenig vergessen, daß unter den Verwundeten auch manche mit gar leichten Verletzungen angegeben werden, die keinen weiteren Schaden davontragen. Besonders bei unterliegenden Armeen wird die Zahl derjenigen, die sich jetzt als verwundet beurlauben lassen, unter anderen Umständen tapfer weitergekämpft hätten, unkontrollierbar groß sein.

Lagneau nennt die französischen Verluste im Kriege von 1870/71 unbekannt, er rechnet aber einen Gesamt-

[1]) E. Engel, Beiträge z. Statistik des Krieges von 1870/71, in Zeitschr. d. königl. preuß. Statist. Bureaus 1872, S. 27 u. 293; Levasseur, La Population française vol. II. 1891, p. 141 gibt etwas höhere Zahlen.

[2]) Von Bloch, Der Krieg Bd. VI, S. 170.

verlust in der Armee von 139 000 Toten und 143 000 Verwundeten zusammen.[1])

Der ganze Krieg hätte also an französischen und deutschen Toten eine runde Zahl von 180 000 Mann gekostet. Berndt bestreitet aber die Richtigkeit der hohen französischen Berechnung und warnt überhaupt vor der Neigung diese Zahlen zu hoch anzugeben.[2])

Im preußisch-österreichischen Kriege von 1866 verloren die preußischen Armeen 2910 Mann an Toten und 15 554 an Verwundeten.[3]) Es starben aber außerdem an Krankheiten 6427 Mann, während von den Verwundeten noch 1519 Mann starben. Nach der verbesserten Statistik betrug die ganze Verlustzahl an Toten 10 877.[4]) Die österreichischen Verluste waren gewiß bedeutend größer.

Im italienischen Kriege betrugen die französischen, italienischen und österreichischen Verluste zusammen an Toten 8963 und an Verwundeten 48 125 Mann.[5])

Der Krimkrieg soll insgesamt 175 000 Tote und Verwundete gekostet haben.[6]) Nach Berndt verloren die Westmächte an Toten im Kampfe zusammen 17 200, es starben ihnen aber an Krankheiten 69 200 Mann, bei den Russen wurden 21 000 getötet, ihren Wunden erlagen 14 700 und an Krankheiten starben hier 37 500 Mann.[7])

Diese vier Kriege waren gewiß die bedeutendsten und verlustreichsten in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Europa, obwohl noch manche andere aus-

---

[1]) Lagneau, Les Conséquences des Guerres, in Séances et Travaux de l'Académie des Sciences Morales et Politiques 1892, p. 487: Levasseur l. c. rechnet etwas niedriger.

[2]) Berndt l. c. S. 141.

[3]) Engel ibidem, 1866. S. 230.

[4]) Engel ibidem, 1867, S. 159.

[5]) Levasseur l. c. p. 140 nach Chenu.

[6]) Ibidem.

[7]) Berndt l. c. S. 139.

gefochten wurden. Wenn wir annehmen, daß im preußisch-österreichischen Kriege auf die österreichische Seite etwa dreimal so viel Tote kamen als auf die preußische, wie wir nach dem Verlustverhältnisse in der Schlacht von Sadowa ungefähr tun dürfen,[1]) und daß die Toten im Krimkriege ein Drittel des Gesamtverlustes ausmachten, so haben die genannten vier Kriege zusammen 284 721 Tote gekostet!

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts wurden nicht viele Kriege außer den gewaltigen der ersten 15 Jahre geführt. Genaue Statistiken über die Verluste gibt es nicht, die Schätzungen verschiedener Schriftsteller ergeben aber die ungeheuere Zahl von 3 000 000 für ganz Europa.[2]) Diese Zahl soll aber nicht allein die ins neunzehnte Jahrhundert fallenden Kämpfe betreffen, und manche der blutigsten Schlachten Napoleons wurden doch noch im achtzehnten Jahrhundert geliefert. Ihre Verluste müßten also noch in Abzug gebracht werden.

Es wurden weiter im verflossenen Jahrhundert noch manche bedeutende Kriege durch Kulturvölker außerhalb Europas geführt, wie der sehr blutige zwischen den Nord- und Südstaaten der Vereinigten Staaten, die englischen Kolonialkämpfe und die Hollands, besonders der Sepoy-Aufstand, der verlustreiche Ringkampf Frankreichs um Algerien, Hinterindien und Madagaskar, die Kriege Rußlands in Zentralasien, die ihm so große Verluste brachten, der russisch-türkische Krieg und die Kämpfe der Balkanvölker gegen die Türken, und noch so manche andere! Leider wurden mir keine Zusammenstellungen ihrer Verluste bekannt. Wir besitzen aber eine solche für die Periode zwischen 1813 und 1863, die als relativ friedlich gelten darf.

[1]) Ibidem.

[2]) Lagneau l. c. p. 488 und Levasseur l. c. p. 140; Berndt l. c. S. 140 hegt auch hier „stille Zweifel", daß die Zahlen zu hoch gegriffen wurden.

Hausner schätzt die Einbuße an Menschenleben für diese Periode in 113 von Europäern geführten Kriegen auf 2 148 000 Europäer und 614 000 Nicht-Europäer. Diese Zahl kommt mir jedoch überraschend hoch vor, und wenn wir die von ihm gegebene Verlustzahl für den Krimkrieg von mehr als einer halben Million mit der oben nach Levasseur mitgeteilten von 175 000 Toten und Verwundeten vergleichen und seine Zahl von 200 000 für die beiden italienischen Kriege mit der obigen nach derselben Autorität für den letzten italienischen Krieg berechneten, von rund 9000 Toten, und wenn wir dazu der Berndtschen Kritik eingedenk sind, so werden wir zu der Ansicht gedrängt, daß Hausner jedenfalls alle Verwundete als endgültig verloren mitgezählt und wohl auch außerdem gehörig übertrieben hat.[1])

Ich glaube, wir sind jetzt einigermaßen befähigt, eine allgemeine Schätzung der Kriegsverluste an Menschenleben zu beurteilen. Der gewiß geistreiche aber phantastische und überall kritiklose De Lapouge kommt für die gebildeten Völker auf den Gesamtverlust von 13 Millionen offiziell anerkannten Toten[2]) im 19. Jahrhundert. Diese Zahl scheint mir aber, verglichen mit den obengenannten mehr sicheren Zahlen, ganz ungeheuerlich übertrieben. Wenn er sich nun aber auf einmal zu der Zahl von 40 Millionen für die Verluste per Jahrhundert versteigt, vergißt er, daß die Gefechte der Barbaren und Wilden manchmal weniger blutig sind als die unsrigen, und verliert er außerdem ganz aus den Augen, daß die Bevölkerung nicht nur Europas, sondern der ganzen Erde in früheren Zeiten bedeutend geringer gewesen sein muß.[3])

---

[1]) A. von Oettingen, Moralstatistik, 1882, S. 732.

[2]) De Lapouge, Les Sélections Sociales, 1896, p. 221/23.

[3]) Vgl. Belochs Studien in der Zeitschr. für Sozialwissenschaft 1899 und 1900: Die Bevölkerung im Altertum und Die Bevölkerung Europas im Mittelalter.

Ebenso leichtfertig nimmt Tolstoi für unser Jahrhundert die Zahl von 30 Millionen im Kriege Gestorbenen an.[1])

Ich möchte mich selbst an keine Schätzung wagen, unten werde ich eine ganz andere und sicherere Veranschlagung versuchen.

Die erste Frage, die wir jetzt beantworten wollen, ist die nach der Zu- oder Abnahme der Kriegsverluste. Sind die Kriege jetzt blutiger als ehemals oder umgekehrt? Soviel ich weiß, gibt es keine gründliche Behandlung dieses interessanten Problems. Ich werde versuchen, aus den Tatsachen zu einem einigermaßen zuverlässigen Schlusse zu kommen.

Die Gefechte der Australier sind sehr wenig blutig, nach geringen Verlusten werden sie schon beendet, wie aus den Nachrichten der verschiedensten Eingeborenenkenner hervorgeht.[2]) Ob diese Friedensliebe der Australier ihnen aber zum unvermischten Segen gereicht hat? Sie haben immer in bitterster Armut ohne jegliche Kultur gelebt, sie werden bald alle von der Erde verschwunden sein. Ich schreibe dieses ihr Schicksal zwar nicht allein dem Fehlen des echten Krieges zu, wohl aber in der Hauptsache der Nichterfüllung der Bedingungen, die sonst zu Kriegen führen.

Ähnliche Verhältnisse mögen bei einigen anderen sehr niedrigen Stämmen obgewaltet haben. Wo die Menschen

---

[1]) Tolstoi, Pensées, 1898, p. 87.

[2]) Lumholtz, Among Cannibals, 1889, p. 258; Hale, Ethnography and Philology, United States Exploring Expedition, 1846, p. 115; Collins, An Account of the English Colony in N. S. Wales, 1798, p. 586; Bonney, Customs of the Aborigines of the River Darling N. S. Wales, in Journ. Anthrop. Institute vol. 13 p. 136; Woods, The native Tribes of South Australia, 1879, p. 35, 245; Dawson: Australian Aborigines, 1881, p. 77; Brough Smyth, The Aborigines of Victoria, 1878, App. C. p. 295.

sehr weit getrennt in gleichmäßig armer Gegend ohne jeglichen Besitz lebten, warum sollten sie dort eigentlich kämpfen? Als sich das änderte, die Menschen sich zur eigentlichen Jagd aufschwangen, später entweder der Boden bebaut oder große Herden gesammelt wurden, da stießen die Menschen oft aufeinander, da erhielt der Boden einen höheren Wert, da konnte man allerlei Reichtümer, Vieh und vor allem Sklaven rauben. Mit der Berührung der Menschen entstanden vielerlei Zusammenstöße feindlicher Art, deren notwendiges Ergebnis ein nie endender Strom von Racheübungen war. Aus allen diesen Faktoren entstanden die ewigen Kriege der höheren Wilden, die mit großer Erbitterung, wenn auch meist nicht ritterlich und offen, sondern mehr mit Hinterlist und Tücke geführt wurden. Auf Neu-Guinea werden die Dörfer dezimiert und sind manche ganz ausgestorben,[1]) die Fidschier werden zur Rache und zum Kriege erzogen und sind furchtbar grausam. Fast immer gibt es Krieg auf ihren Inseln; wer nur eine Waffe führen kann, kämpft mit. Bisweilen wird kein Blut vergossen und nur Eigentum vernichtet; eine eroberte Stadt wird grausam geplündert.[2])

Moerenhout spricht von den ewigen Kriegen der Polynesier, die an nichts anderes denken als ihre Feinde zu ermorden und zu verspeisen. Ganze Dörfer werden oft ausgemordet und vernichtet.[3]) Das höchste Glück eines jungen Mannes war die Eroberung eines feindlichen Kopfes.[4])

---

[1]) R. Semon, Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres, 1896, S. 415, 422; Letourneau, La Guerre dans les diverses Races humaines, 1895, p. 40; Goudswaard, De Papoewa's van de Geelvinksbaai, 1863, p. 51/52.

[2]) Williams, The Fiji-Islands and their Inhabitants, 1858, p. 44/45.

[3]) Moerenhout. Voyages aux iles du Grand Océan, 1837, vol. 2 p. 186, 39.

[4]) Turner, Samoa a hundred years ago, 1884, p. 192.

Die Neu-Kaledonier vernichten und töten alles in ihren Kriegen, die Besiegten werden selten geschont.[1]) Bei den Tamul in Deutsch-Neu-Guinea waltet die Absicht vor, den Gegner völlig zu vernichten.[2])

Die ewigen Kriege haben zweifelsohne dazu beigetragen, die Bevölkerung des vorkolumbischen Amerikas so klein zu halten, wie sie wahrscheinlich immer gewesen ist. Loskiel (1789) sagt: „Nach dem zuverlässigen Zeugniß der ältesten Indianer waren ihre Kriege vorzeiten weit anhaltender und heftiger als heutigen Tages, und bey einigen Nationen gleichsam erblich . . . . . Gemeiniglich hatten dabey beyde Theile viele Todte", viele zerstörte Dörfer zeugen laut von den früheren Kriegen und ihrer grausamen Führung.[3]) Morgan, der große Kenner der Irokesen, spricht von ihrem früheren „universal spirit of aggression", und wie sie sich durch „incessant strife" emporrangen, er erkennt „the terrible and ferocious characteristics of Indian warfare"; die Adirondacks, die Atikameken und die Eries wurden fast ganz durch sie ausgerottet; jeder Kriegsgefangene wurde entweder adoptiert oder in grausamster Weise zu Tode gemartert. Die alten Jesuiten-Missionäre haben uns auf ergreifenden Seiten den unglaublichen, fast dämonischen Heroismus dieser Martyrer geschildert.[4]) Die anderen indianischen Völker waren nicht besser. So lesen

---

[1]) De Rochas, La Nouvelle Calédonie, 1862, p. 204/06; Letourneau l. c. p. 48/49.

[2]) Vallentin, Kaiser Wilhelmsland, Neue Deutsche Rundschau 1897 S. 634.

[3]) Loskiel, Geschichte d. Mission d. evang. Brüder u. d. Indianern in Nordamerika.

[4]) Morgan, League of the Ho-de-no-sau-nee or Iroquois, 1851, p. 89, 13, 341; Loskiel S. 185; Charlevoix, Histoire de la Nouvelle France, 1744, vol. 3 p. 186, 253; H. Hale, The Iroquois Book of Rites, 1883, p. 94.

wir von den Otchagras oder Puans, daß sie in einer Schlacht gegen die Illinois ihr ganzes Heer von 600 Kriegern verloren, von welchem Verluste sie sich nicht mehr erholten.[1]) Die Algonquins haben in einem einzigen Kriege das Volk der Iroquets derartig ausgemordet, daß nur sehr wenige übrigblieben.[2]) Adair allein rühmt den südlichen Indianern, den Choktaws und Chickasaws, nach, daß sie nur ungerne Krieg führen und dann mit einer kleinen Beute, einigen Kopfhäuten und einem Gefangenen, zufrieden sind.[3]) Heckewelder behauptet, daß bei den östlichen Indianern das Martern der Feinde nicht die Regel gewesen sei, wie es gewöhnlich vorgestellt wird, er selbst gibt aber als ausgesprochenen Zweck ihrer Kriege die Ausrottung des Feindes an[4]) und nennt sie auch in der Regel sehr grausam gegen ihre Feinde und Gefangenen.[5])

Auf der anderen Seite des großen Kontinents sind die Apachen lange Zeit der Schrecken der Weißen gewesen, sie töteten die Hirten, schleppten die Frauen und Kinder mit, raubten die Herden; sie sind sehr grausam gegen ihre Gefangenen, notzüchtigen die Frauen und Mädchen; das ganze Land wird durch ihre Einfälle verödet; die Tiere, die sie nicht brauchen können, und jeden, dem sie begegnen, töten sie.[6]) Die Fox-Indianer kämpften mit den Irokesen,

---

[1]) Charlevoix l. c. p. 292.

[2]) Charlevoix l. c. p. 111.

[3]) Adair, Geschichte der amerikanischen Indianer, 1782, S. 287—302.

[4]) Heckewelder, Account of the History of the Indian Nations, 1817, p. 40, 211.

[5]) Heckewelder l. c. p. 91.

[6]) Bartlett, Personal Narrative of Explorations .. in Texas etc., 1854, vol. 1 p. 266; Schoolcraft, Hist. and Statist. Information resp. the History etc. of the Indian Tribes of the United States, 1851—1860, vol. 5 p. 212; Uhde, Die Länder am unteren Rio bravo del Norte, 1861, S. 168—170.

bis sie fast alle erschlagen waren.[1]) Die Kite-Indianer waren die kriegerischsten des Westens, sie ergaben sich nie und schonten keinen Feind, daher war ihr Stamm auf eine sehr kleine Zahl reduziert.[2])

Wir können jetzt Waitz beistimmen, wenn er den Krieg für die Indianer ein „regelmäßig wiederkehrendes Geschäft" nennt, und wir bezweifeln, ob Dellenbaugh recht hat, wenn er die Kriege vor der Ankunft der Weißen selten nennt.[3])

In Afrika befinden sich zum Teil kleine und sehr kleine Dorfstaaten, zum Teil aber auch größere staatliche Gebilde unter der Führung mächtiger Tyrannen. Bei den ersteren, z. B. bei den Betschuanen, sind die Kriege ganz unbedeutend und die Verluste nur gering,[4]) bei den zweiten geht es aber ganz anders zu. Die verheerenden Kriege der großen Zulu-Tyrannen sind allgemein bekannt, zur Ehre von Tschakas toter Mutter sollen Tausende von Menschen hingemetzelt worden sein, im Kriege zwischen Umbelasi und Ketschwäyo wurde das ganze Heer des ersten vernichtet.[5]) Die Kiakka unternehmen Raubzüge in Banden von mehreren tausend Männern, sie vernichten alles mit Feuer und Schwert und kehren mit Sklaven beladen wieder heimwärts.[6]) Die Massai leben nur für den Krieg, ihre ganze Verfassung ist auf ihn zugeschnitten. Wenn sie ihre Nachbarn niedergemacht haben, bekämpfen sie einander bis auf den Tod.[7])

---

[1]) M'Kenney, Memoirs and Travels, 1846, vol. 1 p. 85.

[2]) Lewis and Clarke, Journals of the Expedition, ed. 1902 vol. 1 p. 73.

[3]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker Bd. 3 S. 149; Dellenbaugh, The North Americans of Yesterday, 1901, p. 366.

[4]) G. Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, 1872, S. 183.

[5]) Ratzel, Völkerkunde Bd. 1 S. 258, 263.

[6]) Maggyar, Reisen in Südafrika S. 126.

[7]) Krapf, Reisen in Ostafrika Bd. 1 S. 233.

Die Abessinier vernichten die Provinzen, die keine Steuer zahlen wollen, vollständig, die Männer werden getötet, die Frauen als Sklavinnen verschleppt, die Herden geraubt.[1]) Die Geschichte der Galla kennt die dina oder den Kampf bis zur Ausrottung des Gegners, welcher immer geführt wurde, wenn Gefallene verstümmelt waren.[2]) Bei der Eroberung von Coobly raubten die Falatah die ganze Ernte, töteten alle, die Widerstand leisteten, und schleppten die anderen als Sklaven mit.[3])

Wir haben konstatieren können, daß die Wilden, wahrscheinlich nach der allerersten Stufe, blutdürstig waren und ihre Kriege in der grausamsten Weise mit ungeheueren Verlusten an Menschen führten. Wir werden sehen, daß die Kämpfe der Barbaren womöglich noch blutiger waren.

Die Tartaren haben die Gewohnheit, die eroberten Städte ganz auszumorden, ihre Feldzüge bilden eine Reihe von Scheußlichkeiten. Die Kriege auf Java dauerten lange und forderten viele Opfer, erst seit der holländischen Herrschaft hat die Bevölkerung auf der sehr fruchtbaren Insel stark zugenommen und ihre natürliche Höhe erreicht.[4])

Gebietserweiterung wurde auf dieser Stufe das eigentliche Ziel aller Kriege, die Herrschsucht der Fürsten suchte hierin vor allem Befriedigung. Der erheblich gewachsene Reichtum lud zu Raubzügen im großen Stile ein. Die Heere wurden zwar etwas besser organisiert, sahen aber immer noch mehr bewaffneten Völkerschaften ähnlich als den modernen strategischen Werkzeugen: die Disziplin war dementsprechend sehr locker, schrankenlose Plünderung war die Belohnung der nicht bezahlten Soldaten und Führer.

---

[1]) Ibidem S. 92.

[2]) Paulitschke, Ethnographie Ostafrikas. Geistige Kultur, 1896, S. 292.

[3]) Richard and John Lander, Discovery of the Termination of the Niger, 1832, vol. 1 p. 267, 269.

[4]) Letourneau l. c. p. 207, 210, 226.

Alles wurde erbeutet: Güter und Herden, Frauen, Kinder, Männer, der Sieger schleppte sie alle als Sklaven mit.

So waren die grausamen Kriege der alten Ägypter, die Hand der Pharaonen lastete schwer auf den besiegten Völkern, alle gefangenen Männer wurden getötet, ihre Phalli und rechte Hände dem Könige geschickt.[1]) Bekanntlich waren die Israeliten nicht viel sanftmütiger: Josua rottete den ganzen Stamm Ai aus, an einem Tage wurden 12000 Männer und Frauen ermordet, alles Vieh wurde geraubt, die Stadt verbrannt; ähnlich machte er es mit allen Städten, die er eroberte, keine Seele wurde geschont, nichts, was Atem hatte, ließen die Israeliten am Leben.[2]) Die Richter machten es nicht viel besser: Ehud tötet zehntausend streitbare Männer, das ganze Heer Siserahs wird bis auf den letzten Mann erschlagen.[3]) Es mag nun sehr viel Großsprecherei hierbei sein, aber man lobt doch nur, was man zu tun geneigt ist. Es dürfte charakteristisch sein, daß Samuel, im Namen Jehovahs, befiehlt alle Amalekiten zu töten bis auf die Frauen und die Säuglinge, und der Herr zürnt, daß sein Befehl nicht buchstäblich erfüllt wird.[4]) Ich glaube, daß wir, von allen Übertreibungen abgesehen, mit Letourneau annehmen dürfen, daß die alten Israeliten wie alle Völker ihrer Kulturstufe sich die gänzliche Vernichtung des Gegners als Zweck des Krieges setzten.[5]) Ihre Nachbarn, die Phönizier und Assyrer, waren nicht besser: die Ernten des Feindes wurden vernichtet, die Frauen und Kinder geraubt und verkauft, die Gefangenen verstümmelt und zu Tode gemartert, die Städte verbrannt.[6])

---

[1]) Letourneau p. 286.

[2]) Josua 8: 22—25; 10: 28—43; 11: 14.

[3]) Richter 3: 29; 4: 14, 16.

[4]) 1, Samuel 15: 3, 18.

[5]) Letourneau p. 339.

[6]) Letourneau p. 349; Jähns, Heeresverfassungen und Völkerleben, 1885, S. 209.

Auf der anderen Seite der Welt finden wir genau dieselben Zustände. Ich bin der Überzeugung, daß die alten Mexikaner und Peruaner sich tatsächlich zu der Höhe der anfangenden Halbkultur emporgeschwungen haben. Ihre Kriegsführung stimmte genau mit der ihrer Kulturgenossen aus der alten Welt überein. So lesen wir in der merkwürdigen Geschichte der Könige von Tezcuco vom Prinzen Ixtlilxochitl, wie nach einigen Siegen alle Kriegsgefangenen im Tempel zu Mexico den Göttern geopfert wurden; wie die Heere des Königs von Tezcuco fortwährend nach neuen Siegen verlangten und wie eroberte Städte ausgemordet und geplündert wurden; Völker und Provinzen wurden derartig mißhandelt, „daß sie sich gar nicht mehr bewegen konnten."[1]) Brühl erzählt, wie nach einer Eroberung Alte, Frauen und Kinder niedergehauen wurden; die paar Überlebenden schleppte man in die Gefangenschaft; er spricht von der „unbändigen Tapferkeit und Blutgier" der mexikanischen Krieger. Auch in Nicaragua wurden alle Kriegsgefangenen öffentlich geopfert. Die Chibchas metzelten die von ihnen Besiegten erbarmungslos nieder, ihre Pueblos wurden niedergebrannt, die Frauen als Sklavinnen, die Knaben und Jünglinge als Opfer für die Götter in die Gefangenschaft geschleppt.[2])

Nur bei den Chinesen und Peruanern scheint manchmal eine mehr staatsmännische Behandlung der Besiegten obgewaltet zu haben.[3]) Die Chinesen zogen es oft vor, in der Weise der allzu kriegskundigen Condottieri die Strategie zu einer Art Entfliehungskunst auszubilden.[4]) Nur ver-

---

[1]) Ixtlilxochitl, Histoire des Chichimèques, 1840, vol. 2 p. 19, 72.

[2]) Brühl, Die Kulturvölker Alt-Amerikas 1875—87, S. 385, 386, 390.

[3]) Brühl S. 392.

[4]) Letourneau p. 239/40.

bürgt solche Feigheit gar keine größere Sanftmut, denn bekanntlich sind die Chinesen vielmehr ein sehr grausames Volk zu nennen, was sich in ihren Strafen aufs deutlichste zeigt. Ihre Kriege scheinen manchmal von ungeheuren Verlusten begleitet gewesen zu sein, z. B. in einem großen Kriege, der von 223 bis 263 dauerte, schmolz die Bevölkerung von 50 Millionen auf 8 Millionen zusammen, in den Jahren 754 bis 760 reduzierte ein Bürgerkrieg die Bevölkerung von 45 auf 9 Millionen, der Kampf mit den Mongolen kostete den Chinesen wieder die Hälfte der Bevölkerung, an 50 Millionen (13. Jahrh.). Der Aufstand der Taiping wurde in derselben blutigen Weise unterdrückt: der Mantschu-General Jih soll in einem Monat 70000 Rebellen umgebracht haben, umgekehrt verloren die Mantschu vor Nanking in einer Schlacht 60000 Mann, die Stadt Nganking wurde 1869 ganz ausgemordet durch die Mantschu, Nigpo durch die Taiping; entsetzlich wüteten die Mantschu, als sie mit den Engländern und den Franzosen vereint die Taiping zerschmetterten, alle Vorräte wurden vernichtet, alle Dörfer verbrannt, alle Bewohner ermordet.[1])

Wenden wir uns jetzt nach Europa!

Die Kriege zwischen den kleinen griechischen Staaten kosteten natürlich nicht viele Menschenleben, wie sollten sie auch? Dagegen wütete der Krieg fast fortwährend. Von den 85 Jahren seit 431 waren nicht weniger als 55 Jahre mit großen Kriegen erfüllt, obendrein gab es noch zahllose kleinere Kämpfe, die nur einzelne Teile der griechischen Welt berührten.[2]) Wenn man die sehr niedrige Bevölkerung in Betracht zieht, ist der Verlust von 3900 Mann bei Korinth schon nicht so gering zu nennen; vor

[1]) Spielmann, Die Taiping-Revolution in China, 1900, S. 22, 23, 26, 61, 101, 110, 112, 142ff., 152.

[2]) Beloch, Griechische Geschichte, 1897, Bd. 2 S. 337.

Syrakus sollen die Athener 20 000 Mann eingebüßt haben, ihre ganze Stadt zählte aber etwa 30 000 erwachsene Bürger![1])

In der Schlacht bei Telamon töteten die Römer 40 000 Kelten; Mommsen teilt mit, daß während des Hannibalischen Krieges die römische Bürgerschaft fast auf den vierten Teil zusammengeschmolzen war; die Angabe der in diesem Kriege gefallenen Italiker auf 300 000 Köpfe nennt er nicht übertrieben, eine Menge blühender Ortschaften war vernichtet oder verwüstet.[2]) Man vergesse dabei nicht, daß die Bevölkerung Italiens damals noch eine sehr geringe war. Die Römer selbst waren nicht gerade sanft im Kampfe. Metellus mordete die Stadt Vacca im jugurthinischen Kriege ganz aus, Numidien vernichtete er mit Feuer und Schwert vollständig und tötete alle wehrbaren Männer.[3]) Wie hat Cäsar in Gallien gewütet! Die Stadt der Atuaten wurde nach der blutigen Einnahme ganz in die Sklaverei verkauft: 43 000 Einwohner! Dasselbe geschah mit Veneta, in Avaricum wurde die ganze Bevölkerung getötet.[4]) Von 60 000 Nerviern kamen nur 500 mit dem Leben davon, Ariovistus soll 90 000 Tote auf dem Schlachtfelde gelassen haben. Plutarchus berichtet, daß Cäsar in dem zehnjährigen Kriege in Gallien von drei Millionen Feinden eine Million getötet hat. Es war damals allgemeine Sitte, die Kriegsgefangenen — Frauen und Kinder rechnete man auch als solche — in die Sklaverei zu verkaufen.[5]) Cäsar galt nicht einmal als besonders grausam.[6])

---

[1]) Beloch l. c. S. 339.

[2]) Mommsen, Römische Geschichte, 1888, Bd. 1 S. 558, 663.

[3]) Sallustius, Jugurtha c. 54.

[4]) Caesar, Commentarii de Bello Gallico lib. 2 c. 33; lib. 3 c. 16; lib. 7 c. 28; Plutarque, Les Vies des Hommes Illustres, trad. Ricard, 1858, vol. 2 c. 23, 21, 16.

[5]) J. A. Froude, Caesar, 1890, p. 553.

[6]) Ibidem p. 444.

Wenn die von Plutarchus gegebene Zahl Vertrauen verdiente, hätten wir in ihr eine prächtige Statistik über die Kriegsverluste zu seiner Zeit! Ein Drittel der Feinde wäre somit auf dem Schlachtfelde geblieben! Beloch und Delbrück haben uns aber gegen solche Zahlen ein wenig skeptisch gemacht. Der letzte hat gewiß vollständig recht, wenn er warnt: „In den Vorstellungen von Heereszahlen ist die Menschheit zu allen Zeiten dieselbe geblieben und gewesen.“[1])

Er wendet seine Warnung zuerst auf die alten Germanen an, die als vorwiegende Viehzüchter und Jäger unmöglich sehr zahlreich gewesen sein können; man sollte das Heer eines wandernden Germanenvolkes nie zahlreicher als höchstens 15000 Mann einschätzen.[2]) Demnach war Tacitus' Mitteilung über die 60000 gefallenen Bructerer wohl sehr übertrieben.[3]) Die Germanen scheinen den Krieg aber mit elementarer Leidenschaft geführt zu haben, ganz anders als die allmählich verzärtelten Römer. Die Römer konnten ihnen nicht widerstehen. „Man kann sich das Wüten dieser Goten, Alemannen, Franken, Vandalen, Alanen, Sueven, Longobarden unter der friedlichen römischen Bevölkerung kaum entsetzlich genug vorstellen. Die alte Kultur sank in Asche, die Menschen wurden abgeschlachtet.“[4])

Es ist wohl allgemein bekannt, wie schrecklich die Merovinger haushielten, wie blutdürstig sie untereinander wüteten.[5]) Einige Jahrhunderte später waren die Wikinger

---

[1]) H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, Teil 2 erste Hälfte, 1901, S. 306.

[2]) Ibidem S. 308.

[3]) Tacitus, De Origine etc. Germanorum liber c. 38; Marina, Romanentum und Germanenwelt, 1900, S. 112 erachtet hier Übertreibung auch für wahrscheinlich.

[4]) Delbrück l. c. S. 309.

[5]) Vgl. Gregorius von Tours, Zehn Bücher Fränkischer

die Plage Europas. Sie plünderten die Städte, verheerten das Land, verbrannten die Klöster, töteten die Männer. In den düstersten Farben wird der Zustand des französischen Landes im neunten Jahrhundert geschildert, das flache Land war ganz verlassen, weil man nur noch in den befestigten Städten zu wohnen wagte.[1])

Auf eine merkwürdige Übertreibung in der Schätzung der Kriegsverluste macht uns Delbrück aufmerksam. Eine normannische Quelle gibt das angelsächsische Heer Harolds in der Schlacht bei Hastings auf 1 200 000 Mann an, es soll aber wahrscheinlich nicht mehr als 7000 Mann gezählt haben. Ein großer Teil des Heeres blieb auf der Wahlstatt, weil das ganze Heer so klein war, können das aber nur sehr wenige gewesen sein![2])

Die Kämpfe zwischen den schwerbewaffneten Rittern des Mittelalters scheinen nicht sehr blutig gewesen zu sein: in der großen Schlacht von Crecy, wo nach den Chroniken auf englischer Seite 25000 oder gar mehr Fußgänger kämpften, fielen auf französischer Seite ungefähr 3800 Mann; die Stadt Caen wurde vorher durch die Engländer genommen, sie wurde durch 500 bis 600 „hommes d'armes" verteidigt, außer diesen durch die tapferen Bürger der Stadt, die für die damalige Zeit groß war; es fielen in dem einen Tage der Belagerung 100 Ritter, von den Bürgern starben aber Tausende, die Stadt war mit ihren

---

Geschichte übers. von W. v. Giesebrecht, B. 3 c. 7: Die Franken machten 531 so viele Thüringer nieder, daß das Bett des Flusses von der Masse der Leichname zugedämmt wurde; Narses rieb bei Capua 553 das fränkische Heer derartig auf, daß nur 5 Krieger dem Blutbade entkamen, B. 4 c. 10; in der Schlacht bei Limoges verlor Desiderius 24000 Mann, B. 5 c. 13 usw.

[1]) Strinnholm, Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier, 1839, Bd. 1 S. 34, 45ff.

[2]) Delbrück. Geschichte der Kriegskunst, Bd. 3, 1907, S. 153ff.

Leichen bedeckt. „Die Plünderung war schrecklich.“[1]) Bei Azincourt war die französische Armee etwa 50000 Mann stark, die englische nur 13000, leider werden von der ersten nur die Verluste an adligen Rittern angegeben, sie sollen 7000 betragen haben; von den Engländern starben nur 400 bis 500 Mann. Die Verluste der Franzosen müssen aber nach der genannten Zahl zu urteilen ungeheuer gewesen sein.[2]) Das Bestreben, möglichst viele Kriegsgefangene zu machen, um sie gegen ein hohes Lösegeld einzutauschen, hat wahrscheinlich viel dazu beigetragen, die Kriege für die Reichen weniger blutig zu machen, für die Armen galt das entschieden nicht.[3])

Selbstverständlich waren die Religionskriege, durch die blutliebende Kirche Roms inspiriert und arrangiert, ganz besonders blutig. Die Kreuzfahrer haben in Jerusalem entsetzlich gewütet, die ganze Bevölkerung wurde ausgemordet, die Frauen vorher geschändet.[4]) Ebenso schlimm, mit derselben christlichen Barmherzigkeit, wurde gegen die Albigenser gewütet auf Befehl des Papstes Innocentius III.[5])

Die Renaissance kannte neben den verlustlosen Spielkriegen der Condottieri noch fürchterliche Äußerungen der militärischen Wut: so ließ Sforza nach der Eroberung Piacenzas seine Truppen 40 Tage lang in der Stadt wüten,

---

[1]) Letourneau l. c. p. 515; Lavisse; Histoire de France, tome 4 par Coville p. 58 seq.

[2]) Lavisse l. c. p. 368ff.

[3]) Lavisse l. c. tome 3 par Luchaire, p. 248.

[4]) v. Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzugs S. 213: Lavisse l. c. tome 2 par Luchaire, p. 243: „ . . . massacre méthodique des prisonniers, des femmes, des enfant et des vieillards . . . trois jours après“.

[5]) Lavisse tome 3 par Luchaire p. 269: Die Truppen wurden durch Bischöfe geführt, in einer Kirche wurden 7000 Frauen und Kinder ermordet, Béziers wurde ganz verbrannt, jeder weitere Schritt der frommen Heere war eine Abschlachtung.

bis sie ganz entvölkert war, so daß sie mit Gewalt mit neuer Bevölkerung versehen werden mußte. Die spanischen Truppen taten sich wie in Amerika und in den Niederlanden als besonders grausam hervor. Die Venetianer ließen nach der Schlacht bei Cagliari alle genuesischen Gefangenen abtöten.[1])

Die entsetzlichen Verheerungen des dreißigjährigen Krieges sind nur zu bekannt, Angaben über die Verluste in den besonderen Schlachten sind hier am wenigsten charakteristisch, unendlich viel mehr sagt uns die Schätzung des Gesamtverlustes an Menschenleben: die Bevölkerung Deutschlands soll auf ein Drittel zurückgegangen sein.[2])

Genaue Angaben haben wir aus den uns näherliegenden Zeiten, z. B. aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen. Seine Armee soll von 1758—63 1500 Offiziere und 180000 Soldaten eingebüßt haben. Österreich soll im siebenjährigen Kriege 136 000 Tote an Krankheiten und vor dem Feinde verloren haben.[3]) Im sehr blutigen amerikanischen Sezessionskriege verlor die Nordarmee an Toten, Verwundeten und Kranken zusammen 359 000 Mann, es starben davon auf den Schlachtfeldern 67 000 Mann. Im dänischen Kriege zählte das preußische Heer 39 200 Mann, es starben davon 1048 an Wunden, Krankheiten und auf dem Felde.

Ich glaube, wir sind jetzt imstande, die Kriegsverluste an Menschenleben in den verschiedenen Perioden der Geschichte untereinander zu vergleichen. Eine allzugroße Regelmäßigkeit dürfen wir hier wie überhaupt in den historischen und sozialen Erscheinungen kaum erwarten, es wirken dazu zu viele Faktoren hier ein. Aber anderseits, auch hier werden wir gewisse Regelmäßigkeiten

---

[1]) Burckhardt, Kultur der Renaissance Bd. 1 S. 96.

[2]) Grün, Kulturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts, 1880, S. 283.

[3]) Berndt, Die Zahl im Kriege, 1897, S. 138.

entdecken können, wie solche denn auf jedem Gebiete des sozialen Lebens nachgewiesen wurden. Schon jetzt, obwohl die soziale Wissenschaft erst seit kurzem bessere Methoden zu ihren Aufgaben verwendet, lassen sich zahllose soziale Sukzessionsgesetze nicht länger verkennen, sie wurden induktiv und einwandsfrei demonstriert. Ich möchte das Gesetz der abnehmenden Kriegsverluste ihnen anreihen. Ich werde versuchen, es an der Hand der mitgeteilten Tatsachen zu beweisen.

Es scheinen die Kämpfe der allerniedrigsten Stufe sehr wenig blutig zu sein, wie die der Australier und einiger anderer Stämme dartun. Auf der nachfolgenden Stufe werden nicht nur die Kriegsveranlassungen immer häufiger, sondern es wird der kriegerische Sinn viel schärfer ausgeprägt und die Kriege werden bedeutend blutiger, nicht nur der Absicht nach, sondern auch im Erfolge. Typisch hierfür sind die nordamerikanischen Indianer. Ich möchte die Veränderung neben der psychischen und politischen Entwicklung hauptsächlich den veränderten ökonomischen Verhältnissen zuschreiben.

Die Urproduktion wurde durch technische Besserungen erfolgreicher, Reichtum und Bevölkerung nahmen zu, der siegreiche Kampf mit den größeren Tieren konnte nicht verfehlen, Einfluß auf die ganze Gesinnung der Menschen auszuüben. So nahmen zu gleicher Zeit die Zahl der Zusammenstöße und die Neigung sie blutig zu machen zu. Es wird dementsprechend die Periode der mittleren und höheren Wildheit durch verlustreiche Kriege ausgezeichnet. Durch die kreuzende Einwirkung noch anderer Faktoren können wir uns die Ausnahmen von dieser Regel ohne Schwierigkeit erklären, denn tatsächlich gibt es Völker auf eben dieser Stufe, die nur wenige und immer sehr unblutige Kriege führen. So die friedfertigen Völkchen, die Spencer namhaft gemacht hat, und noch

mehrere andere.[1]) Rassenanlage, besondere geographische Umstände wie Isolierung und dergleichen mehr mögen hier gewaltet haben. Die Regel wird aber durch diese Ausnahmen keineswegs aufgehoben. Diese Regel ist der sehr häufige, fast nie aufhörende, möglichst blutig geführte Krieg mit der bestimmten Absicht, den feindlichen Stamm auszurotten. Die gänzliche Ausmordung des Feindes ist das häufig erreichte Resultat der indianischen Kriege. Dieselbe Stimmung mag die ungefähr auf gleicher Stufe stehenden Germanen beseelt haben. Die Stammagglomerate, als welche sich die afrikanischen Despotien darstellen, bringen hierin noch keine Veränderung: gänzliche Vernichtung, Ausmerzung des Feindes bleibt das eifrigst erstrebte Ziel. Nur die Sklaverei bringt hierin einige Linderung, obwohl sie die Veranlassungen zu den äußerst grausamen Raubzügen bedeutend vermehrt.

Eine tiefeingreifende Veränderung trat erst mit der Festigung und Vergrößerung der Staaten ein. Die Fürsten und der kleine Kreis ihrer Berater erhalten jetzt die führende Macht im Staate. Voraussetzung hiervon und Folge zugleich, auch direktes Interesse der Herrscher, war die Beschränkung der Zahl der regelmäßigen Mitstreiter: solange alle mitstritten, mußten alle auch teilnehmen an der Regierungsgewalt; ein bewaffneter Mann, den der Staat zur Selbsterhaltung braucht, läßt sich nicht unmündig machen. Die Differenzierung in der Regierung mußte also unausbleiblich mit der Differenzierung der Kriegsführung zusammengehen. Ohne die erste war die höhere Ausbildung des Staates unmöglich, es mußte also die Praxis

[1]) Spencer, Political Institutions, 1885, p. 615 und The Principles of Ethics, 1892, vol. 1 p. 396 usw. Ich erwähne noch unter vielen anderen, die ich hinzufügen könnte, die Dajaken nach Low, Sarawak, 1848, S. 212; Schwaner, Borneo, 1853, Bd. 1 S. 169; die Fan nach Lenz, Westafrika, 1878, S. 91; die Somali nach von der Decken, Reisen in Ostafrika, 1871, Bd. 2, S. 352.

des Kampfes auf relativ wenige beschränkt werden, die Ritter und ihre Mannen wurden damit beauftragt. Es war diese Differenzierung wohl eine der folgenreichsten in der Weltgeschichte. Früher kämpften alle, hinfort nur relativ wenige. Früher teilten alle die kriegerische Stimmung, die Freuden und Vorteile des Kampfes, hinfort nur wenige. Es mögen diese wenigen anfangs über diese angenehme Ausschließung gefrohlockt haben, die aber die Ausgeschlossenen um ihre politischeu Bedeutung und damit um ihre ökonomische Freiheit und ihren Einfluß brachte. Die militärische Ausschließung, zum Teil wohl auf eigenen Wunsch, war, wenn nicht der erste Keim der sozialen Spaltung, doch der fatale Schritt, der die Spaltung immer klaffender machte. Aber es wurden hiermit noch ganz andere Entwicklungen vorbereitet, die, wenn auch erst nach Jahrhunderten vollzogen, das Antlitz der Gesellschaft noch viel gründlicher ändern sollten. Es kam die Kugel jetzt so recht ins Rollen. Wir haben uns hier nur mit der einen unmittelbar eintretenden Folge zu befassen, der Entstehung einer dem Kriege fremden, bald feindlich entgegengesetzten Stimmung in dem nur friedlich beschäftigten Teile der Bevölkerung, der unvermeidlichen Folge der sonst so nützlichen Differenzierung. Es gesellten sich zu dieser Erscheinung noch ganz andere, die alle zum selben Resultate beitrugen. Die fürstliche Regierung wurde immer staatsmännischer, als Folge ihrer speziellen Beschäftigung mit Regierungssachen, sie brauchte immer mehr Geld und strebte immer mehr nach Gebietserweiterung. Die wachsende Wohlfahrt einer wachsenden Untertanenzahl wurde ihre vornehmste Sorge.

Das Gesamtergebnis war: eine kleine Anzahl von Berufskriegern, die ihre aggressiven Neigungen vielleicht immer mehr ausbildeten, eine Regierung, die diese Krieger für sich verwendete, aber sie auch im Zaume halten mußte, und die zwar bestrebt war, ihr Gebiet zu

vergrößern, aber immer mehr abgeneigt, die alten und die neuen Bürger in Zahl und Wohlfahrt zu reduzieren, womit sie sich selbst ja schwächen, die Kriegerkaste verstärken und zu Unbotmäßigkeit stacheln würde, und endlich eine unter diesen Umständen stets wachsende friedliebende Bevölkerung, die mit ihrer Wohlfahrt auch ihren politischen und überhaupt sozialen Einfluß wachsen sah. Der kriegerische Adel hatte jetzt Grund, das Danaergeschenk seines Kriegsmonopols zu bedauern. Die Ausrottung des Feindes konnte jetzt unmöglich länger das Ziel des Krieges bleiben. Der Gewinn neuer Untertanen galt den Fürsten bald als ein höheres Ziel als die Ausmerzung des Feindes.

Es traten noch manche Umstände hinzu, die die Kriege weniger blutig machen mußten. An anderer Stelle habe ich nachzuweisen versucht, daß schon der Rachekrieg des größeren Stammes weniger grausam geführt werden mußte als der der kleinen Horde, wenn nur erst das wenig blutige Anfangsstadium überschritten war.[1]) Der von mir hauptsächlich zur Erklärung dieses Tatbestandes angeführte Umstand war die bei Vergrößerung der Gruppe zunehmende Zahl nicht direkt bei der Veranlassung des Haders beteiligter Personen. Diese alle teilten nicht die ursprüngliche Wut, sie blieben der Sache gegenüber auch später etwas kühler. Es entstand so auf beiden Seiten ein mehr neutrales, dem Frieden zugeneigtes Publikum. Sind die Horden sehr klein, so sind alle sozusagen Grenzbewohner und reiben sich alle fortwährend mit den Mitgliedern der gegnerischen Gruppe, wie das nun einmal das Schicksal aller Grenzler ist. Vergrößerte sich die Gruppe, so wurde das Umgekehrte der Fall: die Zahl der Unbeteiligten wuchs, die Zahl der Reibungen nahm pro Kopf der Bevölkerung bedeutend ab. Das Ergebnis war eine Abnahme der Kriegsveranlassungen.

Je größer der Staat und das Heer, desto länger dauerte

---

[1]) Mein Buch Erste Entwicklung der Strafe, 1894. Bd. 2 S. 118ff.

die Reise der zusammengezogenen Mannschaften durch das eigene Gebiet, das sie, je geordneter der Staat war, um so weniger brandschatzen durften, aber um so nötiger war auch die wachsende Wohlfahrt des eigenen Landes, um das immer größere Heer unterhalten zu können. Alles dieses erhöhte unumgänglich die friedfertige Neigung der Bevölkerung und machte diese Neigung auch bei den Kriegern mehr geschätzt. Zuletzt mußte diese so eingeleitete Tendenz auch zur Respektierung des feindlichen Besitzes führen.

Wir begreifen jetzt, wie mit der Vergrößerung und der festeren Organisation der Staaten sowie mit der Entwicklung von Berufssoldaten, der Trennung zwischen Kriegern und Bürgern, die Kriege allmählich weniger blutig werden mußten.

Wenn wir die Verlustzahlen der verschiedenen Kriege betrachten, so sehen wir zwar, daß die absoluten Zahlen zugenommen haben, aber die Größe der kämpfenden Staaten und Heere und an erster Stelle die Bevölkerungen nahmen in viel höherem Maße zu. Die Bevölkerungszunahme wurde bei Wilden und Barbaren entschieden durch die enormen Menschenmorde ihrer Kriege zurückgehalten, seit dem zehnten Jahrhundert ist die Bevölkerung West-Europas aber in Zunahme begriffen, und zwar seit den mit den neueren Vertilgungsmitteln geführten Kriegen, seit dem achtzehnten Jahrhundert hauptsächlich, in Besorgnis erregender Weise! Das menschliche Geschlecht hat nie dauernd so sehr zugenommen als gerade in den letzten zwei Jahrhunderten.[1])

Die früheren Kriege bezweckten Ausrottung des Feindes und hielten die Bevölkerungszunahme zurück, die heutigen zielen nur auf einen vorteilhaften Frieden ab, und die Bevölkerung nimmt viel mehr als je zuvor zu.

Vielleicht erlauben die mitgeteilten Tatsachen uns noch

[1]) Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre Bd. 1, 1900, S. 171.

folgende Gesetze aufzustellen: die absolute Blutigkeit der einzelnen Schlachten nimmt zu, weil die teilnehmenden Heere zugenommen haben, die relativen Verluste, im Verhältnis zur Bevölkerungszahl, nehmen aber ab, und auf diese kommt es eigentlich allein an.

Wir wollen jetzt etwas näher auf diese Menschenverluste eingehen. Wir müssen uns möglichst scharf vorzustellen versuchen, wieviel sie nun eigentlich betragen Ich glaube, wenn wir den deutsch-französischen Krieg als Beispiel wählen, so haben wir keinen zu günstigen Fall ausgesucht. Und es liegt hier der sehr vorteilhafte Umstand vor, daß die Verluste dieses Krieges wenigstens von der einen Seite, der deutschen, besser als die in irgend einem früheren großen Kriege bekannt sind. Vergleichen wir diesen großen Völkerkampf mit anderen, so können wir annehmen, daß die Verluste durchaus keine ausnahmsweise geringen waren, wenigstens die von Berndt zusammengestellten Zahlen weisen gar nicht darauf hin.[1])

Der deutsche Verlust an Toten in den Jahren 1870/71 betrug, wie oben erinnert wurde, 40 000 Mann, das macht nicht mehr als 1 auf 1000 der gesamten Bevölkerung dieser Jahre. Ungefähr 12 000 von dieser Zahl starben aber an Krankheiten, und hierzu läßt sich zweierlei bemerken. Es würden in den sechs Monaten des Krieges von einer Menschenmasse von 1 100 000 doch manche auch ohne Krieg gestorben sein, und zweitens wird gerade diese Zahl der Krankheiten sowie der an Krankheiten Sterbenden in der Zukunft bei der mit Sicherheit zu erwartenden immer besseren Verpflegung der Heere und der ebenso wahrscheinlichen Erhöhung der Volksgesundheit durch Hebung der Wohlfahrt stetig und bedeutend abnehmen. Auch die Verwundeten werden weniger oft ihren

[1]) Berndt, Die Zahl im Kriege, 1897, S. 87ff.

Wunden erliegen, weil die Wundbehandlung ungeheuere Fortschritte gemacht hat und voraussichtlich noch machen wird. Andere Umstände könnten aber ungünstiger sein, halten wir also vorläufig an unserer Zahl von 1 pro Tausend fest.[1])

Es sind die normalen Schwankungen in der allgemeinen Sterblichkeit von Jahr zu Jahr viel größer! Es stieg die Sterblichkeit für das Gebiet des heutigen deutschen Reiches von 26,5 im Jahre 1851 auf 29,9 in 1852 auf 1000 Einwohner, von 26,6 in 1856 auf 28,7 in 1857, von 24,8 in 1860 auf 27,1 in 1861, von 21,7 in 1898 auf 22,6 in 1899.[2]) Wurde da ein großer Alarm gemacht? Von 1886 auf 1887 sank die Mortalität im deutschen Reiche um 2 auf 1000 Einwohner, dachte einer daran darüber zu jubeln? In Europa war die Sterblichkeit von 1821—1830 nur 30 pro Mille, sie stieg in den Jahren 1831—1840 zu 31,3, und doch waren das gerade Friedensjahre![3]) In Preußen war die Mortalität in 1816 27 pro Tausend, sie stieg im Jahre 1819 auf 31![4])

Was wir an den Kriegsverlusten so schrecklich finden, ist also nicht die entsetzlich hohe Zahl der Toten, sondern andere Umstände, wahrscheinlich an erster Stelle die Art des Sterbens, die Menge der Toten an einem Orte, durch eine einzige uns genau bekannte Ursache, die Tatsache, daß wir selbst, unsere menschlichen Entschlüsse so direkt, so offenbar die Ursache dieser vermehrten Totenzahl bilden. Hiervon abgesehen müssen wir die Zahl der Opfer keine

---

[1]) v. Bloch l. c. Bd. 6, S. 214 meint: ein neuer Krieg der Deutschen mit besser vorbereiteten Franzosen unter besseren politischen Verhältnissen würde den ersteren bedeutend größere Opfer kosten, . . . was eigentlich selbstverständlich ist.

[2]) Nach W. J. Ashley, Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert, 1906, S. 121.

[3]) v. Mayr, Statistik u. Gesellschaftslehre Bd. 2, 1897, S. 224, 226.

[4]) Schmoller l. c. S. 167.

so sehr große nennen. Ziehen wir weiter in Betracht, daß die Zahl der Friedensjahre, sogar sehr streng berechnet, wie Berndt das tut, die der Kriegsjahre weit übertrifft.[1])

Je absolut blutiger und je ökonomisch nachteiliger die Kriege werden oder auch nur der Menschheit erscheinen, je seltener müssen sie unbedingt vorkommen. Die Friedensjahre werden einen immer größeren Überschuß ausmachen. Wenn Deutschland alle 50 Jahre einen Krieg wie den von 1870—1871 zu bestehen hätte, so verlöre es noch keine 1000 Menschen jährlich im Kampfe! Eine Zahl und ein Verlust, die eigentlich gar nicht in Betracht kämen, ... **wenn** die Kriege für das betreffende Volk und für die Menschheit nützlich sind.

Es kommt alles hierauf an: sind die Menschenopfer im Kriege nutz- und zwecklos, dann sind sie abscheulich, nicht genug zu verurteilen, dann dürfen sie keinen Augenblick länger geduldet werden, dann sind die Friedensfreunde wegen ihrer zu schwachen Bekämpfung derselben nicht genug zu tadeln. Überhaupt begreife ich nicht, daß Leute, die den Krieg nun einmal als Massenmord ohne weiteres betrachten, wie es deren doch so viele gibt, in manchen Ländern vielleicht die Mehrzahl der Gebildeten, daß diese Leute nicht unendlich energischer gegen ihn auftreten. Er muß doch in ihren Augen so unsagbar entsetzlich sein, so durchaus unduldbar. Wer könnte zusehen, daß ein unschuldiges Tier, ein Mensch zwecklos geschunden und gemartert würde? Und vieltausendfach schlimmer ist der Krieg!

Nein, wenn ich nicht aus durchaus rationellen Gründen überzeugt wäre, daß die Kriege für die Menschheit in unabsehbarer Zeit unersetzlich sind, einen ihre riesigen Schäden weit überragenden Vorteil bieten, ich wäre ein Kriegsbekämpfer aus tiefster Seele.

---

[1]) Vgl. Berndt l. c. S. 17.

Bevor ich aber die Gründe dieser Überzeugung darzulegen versuche, müssen wir einen recht klaren Einblick in die weiteren kaum geringeren Nachteile, die die Kriege mit sich führen, gewinnen.

§ 2.

Die unbeabsichtigten Kriegsopfer.

Die Soldaten will man im Kriege töten und verwunden, in dieser Weise dem Feinde Leid und Schaden zufügen und ihn dadurch niederwerfen, die anderen, die nicht mitstreitenden Männer, die Frauen und die Kinder sollen im Prinzip unbehelligt bleiben. Tatsächlich müssen sie kaum weniger schwere, ja manchmal viel schwerere Opfer bringen als die direkt am Kampfe Beteiligten. Ich denke hier noch gar nicht an die ökonomischen Schäden und deren Folgen, die ich gesondert besprechen werde.

Um uns so tief wie nur möglich von der Größe dieser Opfer zu durchdringen, werde ich sie einigermaßen zergliedern.

Absolut unvermeidlich ist die Sorge, die Angst aller Anverwandten und Freunde um die am Kriege Teilnehmenden, und wer je Angst und Sorge gekannt hat, weiß, wie fürchterlich ihre Schmerzen sind. Ich denke, seelisch gelitten wird von diesen Personen viel und viel mehr als von den Kriegern selbst. Die letzteren sind größtenteils jung, unbesorgt, sehr angestrengt; sie machen die Freuden des ungewohnten Lebens, die Lustigkeit der Strapazen auch mit.[1]) Die zu Hause Sitzenden bekommen nichts Kom-

[1]) Überaus charakteristisch ist in dieser Beziehung die Erzählung des bayrischen Leutnants v. Laßberg, Mein Kriegstagebuch, 1906, S. 186, wie er am 14. Nov. mit seinen Kameraden lustig bis tief in die Nacht hineinzecht, nachdem er am 10. Nov. seinen Bruder verloren hatte, was er sogar erst am 11. erfuhr, und dennoch liebte er diesen Bruder sehr! Am 1. Dez. nach der Schlacht bei Villepion saßen sie

pensierendes, ihre Angst malt ihnen alles in den schrecklichsten Farben aus, was in der Nähe betrachtet gar nicht immer so schlimm ist. Wenn Friedrich Ratzel mit Recht behauptet: „Der durchschnittliche Soldat lebt der Gegenwart, und auch für mich und Reiske war das Festhalten der Gedanken an der einfachen Aufgabe des Tages das Selbstverständlichste“, wenn das letztere verallgemeinert werden darf, woran ich aus allgemeinpsychologischen Gründen nicht zweifle, und wenn auch sein weiterer Ausspruch das Fühlen der Mehrzahl der Krieger richtig wiedergibt: „Lenau ahnte wohl, wie fördernd dieses Leben (in der kämpfenden Armee), wie tätig und im Grunde wie heiter es ist, trotzdem daß der Tod immer in Reih und Glied mit aufmarschiert“,[1]) so gilt das alles doch wahrlich nicht für die liebenden, angstverzehrten Herzen daheim.

Die Zeit der Angst, wenn sie auch lange dauern mag, geht vorüber, der Krieg nimmt ein Ende. Wer seine Geliebten dann lebend und nicht allzu verstümmelt heimkehren sieht, der mag in dem ungeheueren Jubel, in dem Kontrastgenusse, wie ihn das gewöhnliche Leben kaum je bietet, eine sehr reale Kompensation erhalten, aber die vielen, deren Freunde und Verwandte gestorben oder für das Leben unbrauchbar gemacht wurden! Ihnen blüht kein Trost, sie haben einfach ihr Opfer zu bringen, ihr Leid zu leiden. Und dieses Leid wird manchmal eine vernichtete oder verfehlte Existenz sein. Wie viele Eltern leben ihr Leben nur in der Liebe zu einem Kinde, der Krieg kann es ihnen genommen haben; wie viele Bräute werden nie andere Liebe als die des Erschossenen kennen, manche, weil sie nicht mögen, manche, und die sind nicht weniger zu bedauern, weil kein anderer Mann um sie anhält. Der

ebenfalls lustig beisammen, obwohl sie gerade an diesem Tage ihre liebsten Kameraden verloren hatten, S. 234; wie der Verfasser bemerkt: „Der Krieg stumpft die Gemüter ab.“

[1]) Ratzel, Glücksinseln und Träume, 1905, S. 152, 176.

Krieg macht viele ewige Bräute. Wie mühselig, so recht ohne Hoffnung schwer, schleppen manche Witwen ihr Leben weiter, weil der Krieg den Gatten raubte! Und alle die tüchtigen Männer, die für ihre Lieben lebten und arbeiteten, der Krieg rafft zahllose von ihnen hinweg, auf immer, ohne Ersatz.

Der Staatsmann, der sich alles dieses bewußt wird und dennoch den Krieg zu verursachen oder zu erklären wagt, der muß entweder ein Schuft und ein abgestumpfter Dummkopf sein, oder ein großer Mann. Wir werden später sehen, daß es für die kulturelle Funktion der Kriege nichts zur Sache tut, ob der mächtige Staatsmann vielleicht zur ersten Gattung gehörte.

Alle die genannten Leiden sind absolut unvermeidlich, es gibt aber eine ganze Kategorie von Schmerzen, die zwar im Prinzip sehr wohl vermeidlich, dennoch eine regelmäßige Folge der Kriege sind. Ich meine die durch das Militär in Kriegszeiten verübten Roheiten und Grausamkeiten. Manche machen einen Teil der Kriegsoperationen aus und geschehen auf Befehl, manche sind die natürliche Folge der besonderen Verhältnisse. Die der ersten Art haben bestimmt im Laufe der Zeiten abgenommen,[1]) sie sind jetzt wohl meist nur notwendige Nebenfolgen gewisser Maßnahmen, z. B. vom Niederbrennen von Dörfern, von der Belagerung von Städten, der Vernichtung von Feldern, von den so häufigen Requisitionen usw. Diese alle werden nie abnehmen, sie sind tatsächlich unvermeidliche Folgen

[1]) Wer es noch bezweifeln möchte, lese einmal die ergreifenden Worte A. Barine's in Louis XIV. et la grande Demoiselle, 1905, p. 87: „on a peine aujourd'hui à se représenter l'état où le simple passage d'une armée, appartenant à un peuple civilisé, pouvait mettre il y a deux ou trois siècles une terre française ou allemande. L'idée de restreindre les souffrances de la guerre à l'inévitable est nouvelle . . .“ Die Hauptursache findet der Verfasser in der Verachtung, die der damalige Edelmann für den Bauern hatte, den er kaum als Menschen betrachtete, p. 100.

des Krieges.[1]) Das dürfte wohl nicht von gewissen absichtlichen Maßregeln gelten, die direkt wider die Freiheit und die Gesundheit der Nichtsoldaten gerichtet sind. Ich rechne hierzu die konzentrierten Lager der Spanier auf Kuba und die der Engländer in Süd-Afrika, in welchen so kolossale Mengen von Frauen und Kindern starben und sterben mußten. Man hat, wohl nicht ohne Recht, dieses grausame Auftreten gerade dieser als grausam bekannten Völker mit Abscheu und Entrüstung verurteilt. Die Engländer konnten nur einen Umstand zur Entschuldigung anführen, nämlich daß die Buren, obwohl großmütige Feinde, dennoch in einer Weise Krieg führten, die den Engländern diese Maßregel nahelegte. Alle Burenmänner kämpften mit, das ganze Volk war Heer, und es erhielt vielfache Unterstützung von ihren zu Hause gebliebenen Verwandten, kein Wunder, daß die nicht gerade glückliche englische Heerführung zu solchen äußersten Maßregeln ihre Zuflucht nahm.[2]) Schwäche führte hier wie so oft zur Grausamkeit! Die Marter mußte die Besiegung ersetzen.

Die englischen Kriegssitten in Natal machen uns wieder zweifeln, ob wir tatsächlich so große Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht haben.

---

[1]) Clausewitz, Vom Kriege S. 5, meint zwar, unsere intelligentere Kriegführung kenne wirksamere Mittel zur Anwendung der Gewalt als die Zerstörung von Stadt und Land. S. 4 sagt er aber ausdrücklich, daß ein Prinzip der Mäßigung nie in den Krieg hineingetragen werden darf.

[2]) v. Bluntschli, Das moderne Völkerrecht in dem französisch-deutschen Kriege von 1870: „Die Schonung der Bürger ist freilich dadurch bedingt, daß sie sich der Teilnahme an feindlichen Handlungen enthalten.“ Dieses Prinzip darf ja selbstverständlich genannt werden und muß die Grundlage der so wertvollen Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten ausmachen; vgl. A. Brenet, La France et l'Allemagne devant le droit international etc., 1902, p. 3.

In einem späteren Abschnitte kommen wir auf die Frage der Kriegsmoral zurück.

Abgesehen von allen diesen befohlenen und infolgedessen berechenbaren und immerhin in gewissen, wenn auch weiten Schranken gehaltenen Grausamkeiten, werden zahllose spontan durch die Mannschaften verübt, größtenteils ohne Mitwissen der Offiziere. Schon im Interesse der Disziplin muß es das eifrigste Bestreben der Heerführung sein, diese Roheiten und Willkürakte der Soldaten möglichst einzuschränken, aber sie gänzlich zu unterdrücken wird sich immer als unmöglich zeigen, auch im siegreichen Heere, um wieviel mehr in der besiegten Armee, in welcher die Disziplin unausbleiblich mehr oder weniger in die Brüche gehen wird. Alle diese Ausschreitungen, die gewiß einen nicht geringen Teil der Kriegsleiden ausmachen, sind zu gleicher Zeit einer seiner begreiflichsten Auswüchse. Sie rühren von der Zusammensetzung jeder Armee und von den besonderen Umständen her. In jedem Heere findet sich notwendigerweise eine sehr große Anzahl der niederträchtigsten Charaktere, einfach schon aus dem Grunde, daß jedes Volk eine Menge derselben enthält. In Söldnerheeren, wie das englische, gibt es natürlich eine mehr als normale Anzahl gerade dieser Leute, sie ziehen sich hier zusammen. Diese gefährlichen Charaktere befinden sich im Kriege in einer zur vollen Entfaltung ihrer Eigenart ungewöhnlich günstigen Lage. Nach den Gesetzen der Psychologie der Menge müssen ihre Eigenschaften schon durch die bloße Tatsache, daß hier viele derselben Art zusammentreffen, zur üppigen Blüte kommen. Zehn Schufte zusammen sind nun einmal gefährlicher als zehn vereinzelte. Denken wir uns jetzt diesen Menschentypus unter den ganz besonderen Umständen des Krieges, in Feindesland! Für sie ist ihrem Charakter gemäß der Gegner so recht der verhaßte Feind, wider den alles erlaubt ist; außerdem werden sie durch den Wechsel von Entbehrung und Üppig-

keit, durch die riesigen körperlichen Anstrengungen stark animalisch angeregt. Der Stolz Soldat zu sein all den jetzt wenig bedeutenden Zivilisten gegenüber, das Bewußtsein, daß dem Sieger mancherlei gestattet sei, manchmal die Schwäche und die Furcht des Besiegten, ja der ganzen Bevölkerung, das Fehlen aller einschränkenden Hemmnisse des heimischen Lebens, alle diese Umstände müssen eine sehr starke und höchst ungünstige Wirkung auf die rohen Charaktere ausüben. Die Rohen müssen grausam, die Grausamen tierisch werden. Bei allerlei Veranlassungen wird das zum Ausdrucke kommen.

Anders, aber vielfach schlimmer wird sich das alles in einem besiegten Heere gestalten.

Wer schaudert nicht, wenn er eine Bevölkerung der brutalen Roheit solcher Elemente ausgesetzt denkt? Und erst recht die Mädchen und die Frauen! Wer sich ohne Schönfärberei vergegenwärtigt, wie rücksichtslos im Frieden in der eigenen Umgebung ungeachtet aller sozialen Hemmungen die Frauen von sehr vielen Männern behandelt werden, dessen Herz muß zusammenkrampfen, wenn er sich die Entfesselung der tierischen Natur so vieler Männer im Feindeslande vorstellt. Es muß da auch bei der besten Disziplin geradezu unendlich viel Entsetzliches sich abspielen.

Es sprechen und urteilen sogar in den besseren Männerkreisen, ja hier vielleicht mehr als in anderen, gar manche viehisch, roh und brutal egoistisch über Frauen: wenn alle diese Gespräche einmal laut, die mit ihnen übereinstimmenden Handlungen bekannt würden, wir würden vor Ekel und Abscheu hoffnungslos werden. Und das alles wird im Kriege, ja schon sehr begreiflicher Weise beim Militär in Friedenszeiten vielfach potenziert. Schon im Frieden ist die Wirklichkeit des Verhältnisses zwischen Männern und Frauen so ganz, so fundamental anders, als unsere gesellschaftliche Heuchelei und unsere Idealmoral es uns vortäuschen möchten. Noch immer gilt ja die Lüge, das Vertuschen als die Grund-

lage unserer Gesellschaft. Im Kriege muß das alles aber unendlich viel schlimmer werden!

Es gibt nur sehr Weniges, das wir hier zur Milderung in Ansatz bringen könnten. Unter den getöteten Soldaten mag es manche geben, die keine zärtlichen Verwandten und Freunde hinterlassen, sehr viele auch, die keine Trauer verdienen. Liebe und Zärtlichkeit sind gar nicht solche allgemein verbreitete Eigenschaften, als unsere neblige Menschenbetrachtung uns vordichtet. Die meisten Toten werden furchtbar schnell vergessen, und wie wenige besitzen unvergeßliche Eigenschaften! Grob und ordinär sind meist die Toten, grob und ordinär auch die Zurückbleibenden.

Manchmal würde das weitere Leben Grund gegeben haben, den frühen Tod nicht zu bedauern: einen gar nicht unbeträchtlichen Teil dieser jungen Toten würde das Leben schmählicher entstellt haben, als es jetzt der Tod tat. Es gehen ja so sehr viele junge Männer aus allen Klassen der Gesellschaft jährlich zugrunde, manche ganz, die zu Verbrechern, Säufern, Invaliden aus eigener Schuld, echten Schurken werden, zu einem Schaden und einer weitreichenden Gefahr für ihre Angehörigen und für das Ganze; andere nicht so vollständig, die nur nicht zu dem auswachsen, wozu ihre Freunde und ihre eigenen Erwartungen sie bestimmt hatten. Ob nicht mancher Vater, dessen Sohn gesund zurückkehrte, später meint: wäre er doch wie jener auf dem ruhmvollen Schlachtfelde geblieben? Und würde sich nicht mancher selbst, wenn er gewußt hätte, was sein Charakter und das Leben aus ihm machen würden, den frühen, schönen, beweinten Tod erwählt haben? Aber auch abgesehen von allen Fehlern und selbstverschuldetem Unglück, ist die Zahl derer nicht sehr groß, die später allen Grund hätten, auf ihre frühgestorbenen Kameraden eifersüchtig zu sein? Ist nicht für sehr viele allein die Jugend schön? Ich fürchte, daß diese Zahlen alle viel größer sind, als der triviale öffentliche Optimismus gestehen will.

Und was schließlich die Todesart betrifft, das Maß der Qualen, bevor der Tod eintritt? Es ist so gang und gäbe, die Leiden des Schlachtfeldes als ungeheuer groß zu betrachten, ob aber auch begründet? ob sie im Durchschnitt schlimmer sind als die auf dem Krankenbette? Eine Abwägung wäre hier sehr schwer, wenn nicht ganz untunlich. So viel ist aber gewiß, daß mancher Waffentod urplötzlich eintritt wie der vielbeneidete Tod durch einen Schlaganfall, mancher andere doch sehr schnell. Allerdings werden auch sehr vielen Todesfällen manche Stunden der höchsten Qual vorangehen. Es scheint mir aber nur einem Vorurteile zu entspringen, wenn diese Schmerzen so in Bausch und Bogen viel schlimmer als die auf dem Bette genannt werden. Die ersteren werden eingehender geschildert, sie wirken mehr auf unsere Phantasie, aber die zweiten dauern schon durch die günstigeren Umstände viel länger, und schließlich dürften die direkten Schmerzen einander so ziemlich aufwiegen. Sehr zum Nachteile des gewaltsamen Todes ist natürlich das Fehlen der pflegenden, tröstenden Liebe, obwohl bei längerer Dauer der Todesqualen auch diese Liebe, wenn auch nur durch Fremde ausgeübt, Gelegenheit erhält, ihre besänftigende Macht auszuüben.

Was die Leiden betrifft, die die Feineren — ich denke nicht daran, sie ausschließlich unter den höheren Klassen zu suchen — im Kriege zu erdulden haben und die kaum erträglich sein dürften, wir müssen, wenn wir zunächst objektiv urteilen wollen, ihnen gegenüber die wilden, rohen, aber nicht geringen Freuden in Anschlag bringen, die von den anderen genossen werden. Die Lockerung aller Bande verursacht Schmerzen, aber sie selbst geht aus Genußsucht hervor und dürfte wahrlich üppige Genüsse mit sich führen. Aber sogar abgesehen von diesen unsittlichen Freuden, das freiere Leben, die Umwälzung aller langweilig gewordenen Verhältnisse, die größere Abwechslung, das alles dürfte zahllos vielen die Kriegszeit zu einer lustigen, einer sehr lebenswerten

Periode in ihrem Leben machen.[1]) Selbstverständlich gilt das eigentlich nur für das siegende Volk, beim unterliegenden und erst recht bei dem, auf dessen Grundgebiet der Kampf zum Austrag kommt, müssen die Nachteile und der Verdruß überwiegen.[2]) Ein Trost hierbei ist nur, daß wahrscheinlich gerade beim Sieger die Disziplin die strengste sein wird, schon aus dem Grunde, daß sie doch zweifellos zu den Hauptbedingungen des Sieges gerechnet werden darf, und weil sie hier auch am besten aufrechterhalten werden kann. Der Besiegte dagegen befindet sich meist im eigenen Lande.

Die nebensächlichen Leiden des Krieges dürften also im großen und ganzen schwerer wiegen als die genannten

---

[1]) Ich kenne z. B. einen holländisch-indischen Offizier, dem die abenteuerlich-wilden Kämpfe in den Tropen unter vielfach schwierigen Umständen zu einer wahren Lust sind, der mit keinem anderen tauschen möchte! Das zitierte Buch v. Laßbergs gibt ein sehr gutes Bild auch von den Freuden des Soldaten. Wie sehr charakteristisch drückt sich der fromme und gelehrte Geograph Ratzel aus, der den Krieg von 1870 aus eigener Erfahrung kannte: „Wer sich einmal an die Waffen gewöhnt hat, mag aus mancherlei Gründen sagen: Schade, daß es nicht mehr Kriege gibt. Ein Philister, der diese Ansicht überhaupt nicht für möglich hält oder sie als frivol in Bausch und Bogen verdammt! Darf ich nicht das Gefühl haben, daß, wenn alle die gewöhnlichen Werte des Lebens rings um mich sinken, mein unverlierbarstes, mein ‚selbstes Selbst', wie einmal Lenau es nennt, um ebensoviel steigt?" (Glücksinseln und Träume, 1905, S. 139). „Ich habe erfahren, wie dieses Leben die ewigen Grundlagen menschlicher Gleichnatur im tiefsten Grunde männlicher Seelen aufgräbt und Quellen erschließt, die für gewöhnlich nur in engen Spalten mühsam tröpfeln oder rieseln. Not und Gefahr vereinigten entlegene Quelladern, und als starker Strom, der großer Leistung fähig ist, traten sie zutage. Was alles sich unter diesen Verhältnissen an Beziehungen von Mensch zu Mensch entwickelt, will ich gar nicht mit dem allgemeinen Namen Freundschaft decken . . . ." (S. 141).

[2]) Auch im besiegten Heere wie wenig traurig die frischen Eindrücke! z. B. auf S. 72, 73 von „Glückliche Episoden 1866", 1906.

angenehmen Nebenprodukte, weil die letzteren zum großen Teile sehr oberflächlicher Natur sind; für alle dürfte das aber nicht zutreffen; Freuden und Leiden werden manchmal ungefähr derselben Natur sein; der eine Lebensinhalt wird gefördert, der andere benachteiligt, sie kompensieren einander. Auf die moralischen Vor- und Nachteile kommen wir später zurück.

Zu den schlimmsten ungewollten Leiden der Kriege gehört die Verbreitung von gefährlichen Epidemien. Erstens sterben sehr viele Soldaten durch diese Krankheiten, Engel meinte sogar, die Verluste an Epidemien betrügen in kürzeren Feldzügen das Drei-, in längeren sogar das Fünffache der Schlachtverluste.[1]) Im Krimkriege starben 75 000 Franzosen an Krankheiten, durch den Feind 20 000;[2]) im deutschen Heere in 1870—71 ändert sich das Verhältnis: es starben an Krankheiten 10 710, an Wunden 17 572 Menschen.[3]) Ich glaube, wir dürfen annehmen, daß der künftige Krieg in dieser Richtung fortfahren wird; unsere hygienische Kenntnis nicht bloß, sondern auch unser prophylaktisches Können nehmen bedeutend zu, und voraussichtlich wird das noch lange der Fall sein. Dasselbe gilt für die noch so viel schlimmere Verbreitung dieser epidemischen Krankheiten über die Zivilbevölkerung infolge der Kriege. In Paris war die Sterblichkeit in den ersten Wochen der Belagerung zweimal so groß als in dem ganzen Jahre vorher;[4]) die französischen Kriegsgefangenen verbreiteten die Blatternepidemie über ganz Europa.[5])

Wir können hier nur betonen, daß die Völker solchen

---

[1]) Engel in der Z. d. k. Preuß. Stat. Bur. Bd. 7, 1867, S. 157; v. Oettingen, Moralstatistik, 1882, S. 730.

[2]) Westergaard, Mortalität und Morbidität, 1904, S. 567.

[3]) Engel l. c. Bd. 12, 1872, S. 293.

[4]) Westergaard ibidem.

[5]) Westergaard l. c. S. 223. Auch die Syphilis wird begreiflicherweise durch Kriege stark verbreitet, S. 260.

Gefahren gegenüber keineswegs machtlos sind. Die medizinische Wissenschaft und Kunst unserer Tage stellen nicht wenige Mittel dagegen zu ihrer Verfügung, Wohlfahrt und sittliche Energie, eine gute Verwaltung und ein ausgebildetes Armenwesen tragen des weiteren dazu bei, solche Epidemien mit Erfolg zu unterdrücken. Das Maß dieses Erfolges hängt glücklicherweise von dem Maße ab, in welchem diese Faktoren in dem betreffenden Volke wirksam sind.[1])

Eigentlich wird hier der Kampf der Völker also fortgesetzt, nur mit anderen Mitteln! Auch hier wird der bestorganisierte Staat, dessen Bürger mit dem opferfreudigsten Patriotismus beseelt sind, dessen Wohlfahrt und moralische und intellektuelle Kraft die ganze Vergangenheit des Staates und des Volkes am höchsten gehoben hat, die beste Chance für den endlichen Sieg besitzen.

Es ist klar, daß die Nebenleiden des Krieges hiermit noch gar nicht zu Ende sind. Wir haben noch zahllose unerwähnt gelassen. Ich werde sie jetzt nur flüchtig berühren, nur um sie bei unserer endlichen Abrechnung nicht zu vergessen. Überall, wohin die eigentliche Aktion des Krieges sich wendet, verbreitet sich ein hochgradiger Schrecken über alle Einwohner: sie wissen ja, daß ihre Sachen requiriert, ihre Gärten, Äcker und Häuser verwüstet werden können. Manches, was ihnen lieb ist, werden sie verlieren, die ganze Gegend wird ihnen durch die Greuel der Schlachten und der Vernichtungen verleidet werden. Sie wissen das alles vorher, und diese Angst ist vielleicht noch schlimmer zu

[1]) Einen wunderbar schönen Erfolg hatte z. B. die Arbeit der organisierten Frauen Amerikas im Sezessionskriege. Die Sterblichkeit im Heere, besonders die an Krankheiten wurde dadurch bedeutend reduziert, und der Einfluß auf die Moral der Soldaten war ganz enorm; vgl. Elisée Reclus, Une commission sanitaire de la guerre aux Etats-Unis, in Revue des deux Mondes, Mai 1864, p. 156 seq., 164.

ertragen als die endlich eintretende Wirklichkeit. Folternde Angst muß in Kriegszeiten die dauernde Qual Zahlloser bilden.

§ 3.

Die ökonomischen Nachteile der Kriege.

Der Krieg übt einen großen Einfluß auf die stofflichen Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse aus, der fast verderblicher scheinen könnte als die Vernichtung der Menschenleben und die direkte Gefährdung menschlichen Glückes. Es hat das darin seinen Grund, daß das erstere, obwohl an sich das allerschrecklichste, doch immerhin ein seltenes Vorkommnis ist. Der ökonomische Druck des Krieges wirkt aber immerfort, ohne Aufhören, während er sich dann und wann noch beträchtlich steigert. Ein seltener Druck kann aber sehr schwer sein, ohne als unerträglich empfunden zu werden, ein unausgesetzter, obwohl an sich bedeutend leichter, wird schon bald zur unduldbaren Qual. Ich glaube die Bedeutung dieses Unterschiedes so hoch einschätzen zu dürfen, daß ich meine, der Protest wider den Krieg wäre ohne die hohe jährlich wiederkehrende Kriegssteuer nie zum jetzigen Nachdrucke gekommen.

Wir müssen also die einmaligen akuten und die regelmäßigen chronischen ökonomischen Kriegsnachteile gehörig unterscheiden. Die ersteren umfassen nicht nur die eigentlichen Kosten des Krieges, die in der zeitweiligen Erhöhung der Steuer zum klaren Ausdrucke kommen, sondern auch alle die unregelmäßigen Erhebungen an Geld und Naturalien, die der Feind gewöhnlich vornimmt,[1]) und wahrlich

[1]) Vgl. über ihre Rechtmäßigkeit, Zorn, Das Kriegsrecht zu Lande, 1906, S. 272 über Requisitionen und Kontributionen; über ihre Vornahme durch die deutschen Armeen in 1870—71, Brenet, La France et l'Allemagne devant le droit international, 1902, p. 51—87; über ihre Praxis und ihr peinliches Eingreifen in das Privatleben das zitierte Buch von Laßberg passim, und zum Vergleiche C. Aubertin,

nicht zum geringsten Teile den Betrag aller Vernichtungen und Verheerungen, die im Feindeslande nun einmal praktisch unvermeidlich scheinen. Die regelmäßigen Kriegslasten bilden das jährliche Kriegsbudget.

Behandeln wir die akuten Kriegslasten zuerst! Abschätzungen, sogar weniger genaue, für die verschiedenen Kriege kenne ich nicht. Aus den ganz allgemeinen Beschreibungen der vom Feinde angerichteten Vernichtungen können wir aber leicht auf ihren großen Umfang schließen. Anstatt uns an eine plastische Schilderung zu wagen, werden wir einige Unterscheidungen vornehmen, die zugleich geeignet sind, uns die gewaltige Ausdehnung und Bedeutung dieser Art Kriegsverluste eindringlicher vorzuführen.

Zuerst möchte ich hier diejenigen Zerstörungen, die zur Erreichung des Kriegszweckes unvermeidlich sind, von denen, die zwar im gewöhnlichen Laufe eines Krieges vorzukommen pflegen, die aber vielmehr zu seinen Auswüchsen gehören, unterscheiden. Von Clausewitz nennt „die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte“ den höchsten Zweck des Krieges, zu diesen Streitkräften gehören aber nicht nur die Menschen, sondern auch die materiellen Hilfsmittel, von den Waffen aller Art bis zu den Wällen der Festungen, den Kriegsschiffen, den Nahrungsmitteln des feindlichen Heeres und seinen Munitionsfabriken. Ohne diese und noch viele andere technische Hilfsmittel vermag

Les Allemands en Bourgogne, Revue d. d. Mondes, Mars, 1871, p. 354, 355, 366. Er weiß eigentlich nicht so sehr viel Schlimmes mitzuteilen, was gewiß sehr bemerkenswert, nur einigen Generälen wirft er vor: „maisons brûlées au petrole et le feu mis à la main dans les faubourgs pendant l'attaque pour effrayer la défense, ... les contributions de guerre frappées sur les villes, les campagnes affamées, rançonnées, pressurées, les ôtages enlevés, les razzias exécutées, en plein jour, le sabre au poing, contre les citoyens paisibles ...» p. 354. Über die Requisitionen im modernen Kriege vgl. auch Von der Goltz, Das Volk in Waffen, 1899, S. 398ff.

der Feind den Kampf nicht fortzuführen, ihre Vernichtung gehört deshalb zu den ersten Zwecken jedes feindlichen Heerführers. Die finanzielle Folge dieser absolut unvermeidlichen Zerstörung ist die Erhöhung der Kriegsbudgets, bis alles wieder in Stand gesetzt wurde. Es umfaßt aber diese beabsichtigte Zerstörung nicht allein solche bloß militärische Gegenstände, deren Vernichtung keinen weiteren Schaden als den der Notwendigkeit ihrer Ersetzung verursacht, sondern sie greift unvermeidlicherweise auf ganz andere, nicht-militärische Sachen hinüber. Es können diese öffentlicher Natur sein, wie Eisenbahnen, Brücken, Hafenanlagen, Magazine usw., aber auch private Besitzungen können in weitem Umfange, selbst bei der nachsichtigsten Kriegsführung, unmöglich geschont werden. Eisenbahnen in Privatbesitz werden für militärische Zwecke monopolisiert, außer Betrieb gesetzt, zerstört, auf dem Felde stehende Ernten werden zertrampelt, Äcker durch Granaten aufgewühlt, Obstgärten vernichtet, Häuser verbrannt und niedergerissen, Vieh getötet oder requiriert, aber wie unendlich viel mehr wird da noch zerstört! Die Bewohner können ihre bewegliche Habe nur selten in Sicherheit bringen, das meiste wird der Vernichtung anheimfallen. Was der Feind gebraucht, wird natürlicherweise schonungslos behandelt. Was bei gehörigem Gebrauche jahrelang standhalten könnte, wird jetzt in kürzester Zeit verbraucht. Der Feind ist verschwenderisch und rücksichtslos. Rohe, brutale Soldaten benutzen die besten Zimmer des Hauses, man darf sich glücklich schätzen, wenn sie nichts einstecken.[1])

Der Ärger, der durch alle diese Vernichtungen verursacht wird, ist vielleicht als ein noch schlimmeres Leid

[1]) Auch bei der besten Disziplin muß in dieser Weise viel gestohlen werden; vgl. den zitierten Aufsatz von Aubertin p. 366 über die Diebstähle in Dijon, verübt durch die Armee Manteuffels während der zweiten Besatzung, aber nur an einem Tage: die späteren Regimenter waren schon viel ehrlicher!

als der Schaden aufzufassen. Und doch betrifft das Genannte allein die bei hergestelltem Frieden leicht ersetzlichen Besitzungen, so manches wird aber zerstört, das nie wieder ersetzt werden kann. Es können das Sachen im öffentlichen oder auch im privaten Besitze sein. Alte Gebäude werden zerschossen, Gemäldesammlungen verbrannt, Büchereien eingeäschert. Manchen uns lieben Gegenstand müssen wir in der belagerten Stadt zurücklassen und erhalten ihn nie wieder. Der Kulturbesitz eines Volkes, ja der der Menschheit wird in dieser Weise manches unersetzlichen Kleinods beraubt, und die Schatzkammer der Familienreliquien wird auf einmal geleert.

Dies alles, wie erdrückend viel es uns vorkommen möge, macht doch nur das aus, was auch bei der humansten Kriegsführung verloren geht, wo unausgesetzt nach Schonung des Feindes gestrebt wird, die Führer gebildete, großmütige Männer sind, die zugleich eine eiserne Disziplin handhaben, und die Soldaten im Durchschnitt anständig und gehorsam. Es kann der Krieg aber, auch durch ein Kulturvolk, anders geführt werden, die höheren und niederen Offiziere können sehr wohl rücksichtslos und habsüchtig, die Soldaten grausam, unehrlich und zuchtlos sein. Wenn die eigene Verwaltung schlecht für die Pflege der Truppen sorgt, wenn sie in Feindesland allerlei Mangel und Hunger leiden, dann muß die Disziplin unfehlbar nachlassen, die Mannschaften bekommen sozusagen ein gewisses Recht, sich schadlos zu halten, am Feinde natürlich, die Führung kann diesen nicht länger beschützen, sie gibt ihn zum Ersatze preis, da entfesselt sich die Soldateska über das unselige Land. Ich brauche nicht an den entsetzlichen Jammer der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges zu erinnern, noch an die Verheerung der Pfalz durch Turenne und Melac.

Man möchte gerne die Ansicht hegen, daß solche Zerstörungskriege in unserer Zeit unmöglich geworden sind,

daß unsere Humanität, die ja die Abschaffung aller Kriege plant, dazu viel zu hoch entwickelt ist. Dann erinnern uns aber die Kriege Englands in Südafrika, sowohl die unmenschlichen Greuel, gegen die Burenfrauen und -kinder verübt, als die Abschlachtungen der Natalneger, daran, daß die alten Bedingungen der Unmenschlichkeit im Kriege noch immer obwalten. Die erste davon ist wohl die Rücksichtslosigkeit, der Mangel an Mitgefühl, an Achtung vor dem Gegner als Menschen.[1]) Das Auftreten der verbündeten Europäer in China scheint auch nicht zu großen Illusionen zu berechtigen. Es mögen aber durch die weite Entfernung dieser Kriegsfelder vom Mutterlande, im letzten Falle auch durch die fremde Rasse des Gegners, besondere Umstände obgewaltet haben.

Die europäischen Kriege des vergangenen Jahrhunderts haben sich gewiß durch viel geringere Zerstörungen als die früheren gekennzeichnet, und ich halte dafür, daß wir auch ohne allen Optimismus fortschreitende Verbesserung in dieser Richtung als wahrscheinlich erwarten dürfen.[2])

Ein Glück ist es jedenfalls, daß diese schlimmen Ausschreitungen der Kriege wenigstens auf das fremde Land, also gewöhnlich auf eines, beschränkt bleiben. Im eigenen Lande ist man durch die strengere Disziplin, die bessere Verpflegungsmöglichkeit der Heere und durch die Tatsache der Abschaffung der Söldnerheere gegen soldatische Roh-

[1]) Mit musterhafter Objektivität weist Dr. W. J. Leyds in seiner „Eerste Annexatie van Transvaal", 1906, S. 312 ff. nach, wie den Engländern das Vermögen, sich in die Stelle anderer zu denken, vollständig abgeht, und wie sie deshalb mit der höchsten erreichbaren Unverfrorenheit anderen Völkern gegenüber ungerecht sind.

[2]) Sonderbar nimmt sich gegenüber der Versicherung Clausewitz', daß die gebildeten Völker Stadt und Land nicht mehr zerstören, die Ansicht des Generals Sheridan aus, daß man auch der Bevölkerung ihre Augen nur lassen solle, um zu weinen und sie möglichst roh behandeln solle, damit sie den Frieden herbeiführe. Nach Brenet l. c. p. 96.

heiten hinreichend geschützt; nicht wenig mag hierzu auch der allgemeine demokratische Zug unserer Zeit, die mehr verbreitete Anerkennung der allgemeinen Menschenwürde beigetragen haben.

Die Zerstörungen festen und beweglichen Besitzes und vor allem die kulturell höher zu bewertender Gegenstände sind eine sehr bedauerliche und leider unvermeidliche Folge des Krieges. Etwas eingeschränkt können sie zwar werden, aber sehr, sehr hoch wird der durch sie verursachte Verlust immer bleiben.

Einigen Trost können wir hier sogar aus den historischen Tatsachen schöpfen. Das Kriegstheater, auf welches sich die Kapitalverwüstungen beschränken, ist gewöhnlich nicht sehr ausgebreitet. Die Größe des Kriegsschauplatzes von 1870/71 betrug noch nicht $^2/_5$ des heutigen Frankreichs, $^4/_{11}$ des damaligen, ganz Deutschland und $^7/_{11}$ sogar des heimgesuchten Landes blieben von Feinden verschont. Und je größer die Ausdehnung der Kriegsbühne sowie der feindlichen Besatzung, desto größer wird die Zahl der faktisch frei bleibenden Punkte. Der große, für die Zukunft der Welt so folgenschwere Krieg zwischen Rußland und Japan war eigentlich auf die Mandschurei beschränkt. Rußland, Sibirien und Japan blieben frei, und sogar ein nicht geringer Teil der allerdings sehr ausgedehnten Mandschurei. Es ist also gar keine Regel, daß das ganze Land, viel weniger daß beide Länder unter der einen schrecklichen Begleiterscheinung der Kriege, den Kapitalverwüstungen, zu leiden haben. Was übrig bleibt, ist übrigens wahrlich schlimm genug!

Ein anderer Trostgrund, der aber ebenfalls, wie jeder Trost, die Ursache des Leides nicht aufhebt, ist der relativ schnelle Ersatz der vernichteten Kulturgüter. Wenn das betreffende Volk übrigens gesund ist, darf man durchaus nicht meinen, die Wunden des Krieges seien unheilbar, im Gegenteil, sie heilen eigentlich unerwartet, ja wunderbar

schnell. Ferrero selbst, einer der besten Sachwalter des Friedens, weist auf die wunderbar schnelle Blüte der Vereinigten Staaten nach dem furchtbar verheerenden Kriege zwischen den Nord- und den Südstaaten in 1861—1865 hin.[1]) Unbegreiflich ist diese Erscheinung aber gar nicht. Vergegenwärtigen wir uns die Tatsachen! Der Boden bleibt nach wie vor, wie er war, die immer bereite Quelle aller Reichtümer, die Volksmasse wurde nicht wesentlich verringert; wenn nur der Geist des Volkes nicht durch einen allzu grausamen, allzu lang dauernden Krieg gebrochen wurde, so besteht eigentlich die ganze Verarmung in dieser Kapitalvernichtung. Das übriggebliebene Kapital, das, wenigstens in der modernen Zeit, die weitaus größte Masse beträgt, findet jetzt eine ganz außerordentlich günstige Verwendung, der Zinsfuß ist zwar vorläufig hoch, aber das Kapital um so williger, die Produktion steigert sich in ungeahnter Weise.[2]) Viel Altes, durch den Krieg Verdorbenes wird schleunigst ersetzt, und zwar durch Besseres. Hier, auf ökonomischem Gebiete öffnet sich wie in Moral und Politik und nicht wenig unter deren Einflusse, ein neues, frisches, intensiveres Leben.[3]) Es

[1]) Il Militarismo, 1898, p. 53, er sucht besondere Gründe dafür anzuführen, vergißt aber, daß die Erscheinung gar nicht vereinzelt. Atkinson, The Industrial Progress of the Nation. 1890. p. 182/83 gibt merkwürdige Zahlen. Der Krieg soll hüben und drüben zusammen 8 Milliarden Dollars gekostet haben oder die Arbeit von 2 270 000 Mann zu 500 Dollars pro Jahr während 7 Jahren, und dennoch nahmen Industrie und Landbau im Norden auch während des Krieges fortwährend zu, und trat bald „the wonderful development of southern industry“ ein, p. 184; vgl. andere Zahlen bei Felix l. c. S. 117 ff.

[2]) Prof. A. Wagner spricht von dem „nach großen politischen Bewegungen . . . erwachenden Unternehmungs- und Spekulationsgeiste“. Das Reichsfinanzwesen, in Jahrb. f. Gesetzg., Verw. u. Rechtspflege, 1874, S. 252.

[3]) Der spanische Handel nahm nach dem Kriege mit Amerika schnell zu; Amer. Journ. of Sociology, 1901, p. 856.

gibt ja überall so viel Altes und Morsches, und der Krieg räumt auf wie kein anderer Besen.

Wie schnell hat sich doch Frankreich von den derben Schlägen der Deutschen erholt![1]) Und wenn wirklich die Kriege der Zukunft immer weniger verheerend sein werden, so wird diese Wiederherstellung immer schneller stattfinden können.

Wir wollen jetzt die Kriegskosten im engeren Sinne, das für die Führung des Krieges direkt ausgegebene Geld in Betracht ziehen.

Die Kriegskosten für den französischen Staatsschatz werden amtlich für den Krieg von 1870/71 wie folgt angegeben:

2081,6	Mill.	Fr.	außerordentliche Kriegsausgaben (u. a. Versorgung von Paris mit Lebensmitteln),
50	„	„	Unterstützung an Familien der Soldaten,
5320,1	„	„	Kriegsentschädigung an Deutschland mit Zinsen,
61,7	„	„	Ersatz deutscher Auflagen,
248,6	„	„	Unterhalt deutscher Truppen,
631,1	„	„	Kosten auf Anleihen,
364,2	„	„	Verluste an Steuern usw.
8739,3	Mill.	Fr.	zusammen.[2])

[1]) Ein ganz unbefangener Zeuge, der italienische Kriminalist und Sozialist Ferri, beweist mit prächtigen Zahlen den bis 1873 und 1878 zunehmenden Reichtum Frankreichs, Criminalità in Francia p. 183—185; vgl. weiter Felix, Der moderne Reichtum, 1906, S. 59, 70 und sonst, und die interessanten Zahlen, welche A. de Malarce in, Les caisses d'épargne en France et en Angleterre depuis la guerre, in Revue d. d. Mondes, Juni 1872 gibt: Anfang 1870 enthielten die franz. Sparkassen 720 Mill. Fr., nach dem Kriege noch 526 Mill. Fr., die in Paris resp. 54 und 36 Mill. Fr., p. 929 u. 941. Nach v. Bloch, Der Krieg, Bd. 4 S. 106 stieg der franz. Export ungeachtet des Verlustes von Elsaß-Lothringen von 1869—1873 mehr als von 1860—1869.

[2]) Prof. A. Wagner, Die finanzielle Seite des deutsch-franz.

Die deutschen Kriegskosten wurden durch die franz. Entschädigung wettgemacht. Der nächste Krieg zwischen Frankreich und Deutschland würde nach Schäffle 25 Milliarden Mark kosten.[1]) Der Krimkrieg soll nach Leroy-Beaulieu 8,5 Milliarden Francs für die sechs beteiligten Nationen gekostet haben, der russisch-türkische Krieg von 1877/78 6452 Millionen Francs.[2]) Die fünf großen Kriege in den Jahren 1852—1878 sollen zusammen 30 534 Millionen Francs gekostet haben.[3])

Der Burenkrieg soll dem englischen Staate nach der Berechnung Giffens ungefähr 100 Millionen Pfd. Sterl. oder 2 Milliarden Mark gekostet haben.[4])

Im russisch-japanischen Kriege betrugen die gesamten Kriegskosten Japans rund 1160 Millionen Yen oder 2416 Millionen Mark; dem russischen Reiche kostete der große Krieg aber die Summe von 1330 Millionen Rubel.[5])

Der Betrag mag für das nichts weniger als reiche japanische Volk sehr groß genannt werden. Dennoch scheint er das Volk gar nicht zu sehr gedrückt zu haben. „Der Krieg hat den Aufschwung der Volkswirtschaft nicht zum Stillstande gebracht, im Gegenteil ist während des Krieges eine weitere Ausdehnung der wirtschaftlichen Tätigkeit und ein Erstarken der produktiven Kräfte eingetreten . . . Japan steht nach dem Kriege mit ungeschwächter wirtschaftlicher Kraft der sehr stark gewachsenen industriellen Belastung gegenüber.“[6]) Derselbe Verfasser,

---

Krieges, Jahrb. f. Gesetzgeb., Verwaltung und Rechtspflege d. D. Reiches, 1874, S. 92.

[1]) v. Bloch l. c. Bd. 4 S. 317.

[2]) v. Bloch l. c. Bd. 4 S. 282, 285.

[3]) v. Bloch l. c. Bd. 4 S. 285.

[4]) Sir Robert Giffen, Further Notes on the economic aspects of the war, Economic Journal, March 1901, p. 2.

[5]) Helfferich nach Urba, Die Revolution in Rußland, 1906. Bd. 1 S. 510.

[6]) Urba l. c. S. 511.

der sich hierbei auf die Autorität Helfferichs stützt, führt des weiteren aus, wie der russische Staatskredit sich in den schweren Zeiten des Krieges bemerkenswert gut gehalten hat und wie die inneren Unruhen für den finanziellen Zustand Rußlands weit bedenklicher sind.[1]) Aber sogar für das Land, das in diesem letzten gewaltigen Völkerkampfe die unvermeidlichen Kriegsschäden direkt zu tragen hatte, sogar für die Mandschurei, vernehmen wir jetzt schon hoffnungsvolle Trostworte. Schreibt doch der Oberst Gädke, der dort den Krieg auf russischer Seite mitmachte: „Es ist keine Frage, daß in dies schlafende Land mit der Ankunft der Russen ein neues, frisch pulsierendes Leben gekommen ist. Ich glaube, man kann sie um diese Erwerbung beneiden, wenn auch viele klagen, daß sie überaus teuer zu stehen kommt. Aber wer wird in zwanzig Jahren noch von diesen Kosten sprechen?“ [2]) Und wird jetzt die fieberhafte Anstrengung der Japaner das Land nicht gar bald aus seinem bisherigen Schlafe und aus der Niederwerfung durch den Krieg emporheben? Die Nachrichten der Zeitungen weisen deutlich auf eine baldige Blüte der Mandschurei hin. Denken wir uns den russisch-japanischen Krieg fort, die Mandschurei wäre auf lange, lange Zeiten ihrem kulturellen Tiefstande überlassen geblieben! Natürlich dürfen wir nicht auf den russischen Einfluß hinweisen; denn dieser war doch auch schon einem kriegerischen Eingreifen zu verdanken.

Ich möchte mich aber nicht gern zu der Behauptung versteigen, daß die ökonomische Kriegsnot nicht schwer auf den heimgesuchten Völkern laste. Im Gegenteil, auch ich betrachte diese direkten Kosten jedes einzelnen Krieges als eine furchtbar schwere Last, um so schwerer, weil sie zu all dem übrigen kommt. Wir werden sehen, daß die

---

[1]) Ibidem.

[2]) Gädke, Kriegsbriefe aus der Mandschurei, 1906, S. 84.

Kriege noch ganz andere Anforderungen an uns stellen, noch viel schwerere und schmerzlichere Opfer von uns fordern.

Betrachten wir jetzt die vorbereitenden oder konstanten, chronischen Kriegskosten.

Seitdem die Staaten stehende Heere besitzen, große Flotten unterhalten, die militärische Technik die vielfältigsten und kostbarsten Streitmittel geschaffen hat, seitdem muß jeder Staat, der nicht wehrlos sein will, jährlich große Summen ausgeben, um im Notfall bereit zu sein, um überhaupt an einem defensiven oder offensiven Kampfe teilnehmen zu können. Der Wetteifer, die Notwendigkeit, hinter dem möglichen Gegner nicht zurückzubleiben, nötigte die Staaten in ihrer Kriegsvorbereitung immer weiter zu gehen. Der allgemeine Fortschritt der Kulturvölker trug mit dazu bei, obwohl das manchen wie Hohn in die Ohren klingen mag. Die Völker wurden immer größer, immer reicher, die kritische Wissenschaft breitete sich über alle Gegenstände aus, die Kräfte der Natur wurden auf allen Gebieten zum ersten Male ausgenutzt, auch die Lenkung der Menschen zum Behuf bestimmter Zwecke wurde subtiler und mächtiger, wie hätte da die Kriegführung allein kleinlich, naiv und altmodisch bleiben können? Wenn alles sich vorwärts bewegte, wie konnte da dieses eine stillstehen?

Der Kampf der Völker ist, wie er immer war, der Ausdruck ihres ganzen Seins, eine Haupttat in ihrem Leben; also muß er doch die Proportionen dieses Lebens teilen, der Kampf der großen, reichen Völker muß mit kolossalen Mitteln geführt werden. Das Umgekehrte wäre undenkbar, widersinnig. So sind denn die Heere und die Flotten zuletzt riesig groß geworden. Ich werde nur einige wenige Zahlen nennen zur Illustration des Gesagten. Das französische Heer betrug i. J. 1906 mit der Marine zusammen in Friedenszeit 630 000 Mann, das russische 1 160 000, das deutsche 650 000.

Das Friedensbudget Deutschlands für 1904/1905 betrug
für das Heer 717 371 086 Mk.
für die Flotte 233 866 502 „
Das Friedensbudget Frankreichs für 1904 betrug
für das Heer 676 329 916 Fr.
für die Flotte 312 828 637 „
England zahlte im Friedensjahre 1904 für Heer und Flotte zusammen 1 443 060 000 Mk.
Und was die kleineren Staaten betrifft: Italien zahlte i. J. 1900 320 Millionen Mark für Heer und Flotte zusammen, Österreich-Ungarn 350 Millionen Mark. Es sind das wahrlich ganz ungeheuere Summen!

Man vergesse aber nicht, daß sie über sehr zahlreiche Bevölkerungen sich ausdehnen. Unsere Vorfahren hatten zwar keine Ahnung von solchen Riesenheeren, aber ebensowenig von einem solchen Zuwachs der Bevölkerung,[1]) und erst recht nicht von dem enormen Wachstume des Kapitals, das in unserer Zeit stattgefunden hat. Wir bekommen doch schon ein ganz anderes Bild, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß der Unterhalt von Armee und Flotte in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung in 1906 betrug: 16,9 Mk., in Frankreich 22, in Großbritannien 33, in Rußland 7,6, in Österreich 9,3, in Italien 10 Mk.

Leider sind die Berechnungen des Volkseinkommens nichts weniger als einwandfrei, außerdem wurden sie selten vorgenommen; sonst könnten wir genau ausdrücken, ein wie großer Teil des Nationaleinkommens für kriegerische Zwecke in den Kulturstaaten jährlich verausgabt wird. Für Großbritannien und Irland besitzen wir aber glücklicherweise eine jedenfalls sehr sorgfältige Berechnung des Nationaleinkommens durch den bekannten Finanzwissen-

[1]) Vgl. über das Wachstum der europäischen Bevölkerung J. Belochs Aufsätze in der Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, und Rauchberg im Handw. d. Staatswiss. Bd. 2 S. 657.

schaftler Sir Robert Giffen. Er berechnet das gesamte Volkseinkommen auf 554 Millionen Pfd. Sterl. für das Jahr 1885, und in demselben Jahre betrugen die Ausgaben für das Militär im ganzen die Summe von 45 Millionen Pfd. Sterl. ungefähr, das macht etwa 8%.[1]) Dix berechnet das jährliche Volkseinkommen im deutschen Reiche bei Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts auf 26 Milliarden Mk. Das gesamte Kriegsbudget betrug für 1894/95 657 Millionen Mark, also nur $^1/_{39}$ des Volkseinkommens.[2]) Das französische Volkseinkommen betrug nach Mulhall für 1892 20 Milliarden Mark, das gesamte Kriegsbudget für 1893 750 Millionen Mark, das macht etwa $^1/_{26}$ des Einkommens.[3])

Wir können uns darauf verlassen, daß v. Bloch die Nachteile des Krieges nicht zu glimpflich vorstellen wird. Er gibt aber folgende Berechnung des Verhältnisses zwischen Militärlasten und Volkseinkommen: die ersteren sollen in England 2,44, in Deutschland 2,79, in Frankreich 3,82, in Österreich 2,31% des Netto-Volkseinkommens betragen nach Fernandez, nach Effertz nicht mehr als 5%.[4])

Aus diesen beiden Reihen von Angaben, die den Anteil pro Kopf der Bevölkerung und sein Verhältnis zum Volkseinkommen betreffen, ersehen wir, daß die jährlichen Kriegskosten in geradem Verhältnisse zum Reichtume und zum Einkommen der Völker stehen. Jedenfalls eine erfreuliche, wenn auch eine sehr natürliche, ja selbstverständliche Tatsache!

Obwohl diese Zahlen keineswegs einwandfrei sind, dürften sie uns doch die beste Einsicht in die eigentlichen

---

[1]) Giffen nach Mayo-Smith, Statistics and Economics, 1899, p. 178, und Almanach de Gotha 1885.

[2]) Felix, Der moderne Reichtum. 1906, S. 58, und Almanach de Gotha 1895.

[3]) Schmoller, Grundriß, S. 596; Alm. de Gotha 1895.

[4]) v. Bloch l. c. Bd. 4, S. 303, 306.

Kosten des Krieges gewähren. Der erste Eindruck muß der des Schreckens sein! Die Summen sind ganz ungeheuere, maßlose. Solche kolossale Schätze werden für den mörderischen Krieg ausgegeben!

Vergleichen wir sie aber jetzt mit anderen, ebensowenig zum Leben direkt notwendigen Ausgaben! An Bier, Wein und Branntwein soll die deutsche Bevölkerung in einem Jahre 1911 Millionen Mk. ausgeben, fast soviel als die ganze deutsche Getreideernte wert ist![1]) Belgien, Frankreich, Dänemark genießen aber noch mehr alkoholische Getränke, geben also auch wohl noch mehr Geld dafür aus, und Groß-Britannien nur wenig weniger. Dem Deutschen kostet sein Alkohol 37,21 Mk., Heer und Flotte 13,4 Mk., pro Kopf! Und doch ist der Alkohol, so gelinde als möglich gesagt, zum Teile und manchmal sehr schädlich. Der Alkoholkonsum ist aber gewiß gleichmäßiger über die ganze Bevölkerung verteilt, da ja ein Reicher nicht bedeutend mehr trinken kann als ein Armer, die Kriegssteuer dürfte dagegen hauptsächlich die tragfähigsten Klassen treffen. Wenn aber ein Drittel weniger getrunken würde, so wäre das ganze Kriegsbudget erspart!

Der französiche Tabakkonsum im Jahre 1899 deckte $^2/_3$ der Heereskosten, d. h. die Regie erhielt das hübsche Sümmchen von 410 Mill. Frcs.! „In Österreich decken die Einnahmen aus dem Tabakmonopol gar die ganzen, und wenn man die Unkosten abzieht, $^3/_4$ der Ausgaben für Heer und Marine, in Italien $^4/_5$ der Heereskosten; in England brachte der Tabakzoll fast die Hälfte der Flottenkosten und über die Hälfte der Heereskosten auf.“ [2])

Es wird hierdurch gezeigt, daß die regelmäßigen Kriegskosten zwar sehr hoch sind, was ich gar nicht leugnen

---

[1]) Handw. d. Staatswiss. Bd. 2, S. 807.

[2]) R. E. May, Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, 1901, S. 140 f.

oder bemänteln möchte, der Mensch aber vor solchen ungeheueren Ausgaben, obwohl sieunproduktiv sind, auch in voller Freiheit nicht zurückscheut. Als Einkommen verwendet ist die Summe nicht so hoch, wie sie scheint. Die Armen zahlen natürlich bedeutend weniger als den durchschnittlichen Betrag, den Zuschuß zu ihrem Einkommen würden sie, wenn die Heeres- und Flottenkosten fortfielen, also kaum spüren, die Wohlhabenden entrichten natürlich in ihrer Steuer eine ganz beträchtliche Summe, aber sie würden sich kaum besser stehen, wenn sie dieselbe behalten dürften.

Unser Gefühl empört sich am meisten über die Größe des Kriegsbudgets, wenn wir es mit den anderen Staatsausgaben vergleichen. Um 1900 ungefähr betrugen die Staatsausgaben Europas 19.300 Millionen Mk. insgesamt, für Heer und Flotte allein 4480 Mill. Mk., letztere beanspruchen also etwa $^2/_9$ des Gesamtbudgets. Es ist aber leicht einzusehen, daß eine solche Vorstellung irreführend ist. Es werden ja alle Militärausgaben mitgezählt, die alle reine Staatsausgaben sind, nicht aber alle die Summen, die aus sonstigen öffentlichen Kassen zur Bestreitung anderer Kulturbedürfnisse verwendet werden. Das Bild erscheint uns also viel häßlicher, als es gerechterweise gemalt werden dürfte.[1]) Staatsausgaben und öffentliche Aus-

[1]) Nach Brachelli gab Preußen für Volksschulen in 1891 ungefähr 242.400.000 Mk. aus, wozu der Staat nur 69 Mill. beisteuerte, Statistische Skizze des Deutschen Reichs 7. Aufl. S. 539; alle öffentlichen Schulausgaben Frankreichs stiegen von 25 Mill. Frcs. i. J. 1855 auf 186 Mill. in 1892, nach Statesmans Yearbook 1896 p. 477. Vgl. v. Bloch, Der Krieg Bd. 4 S. 298—301, der auch nicht auf andere als Staatsausgaben für die Schulen achtet. Seine Angaben sind also als direkt irreführend zu betrachten: eine merkwürdige Urteilsfälschung! Dennoch gesteht sogar v. Bloch ziemlich unvermittelt, daß in Deutschland der Etat des Kultusministeriums um 460%, der des Kriegsministeriums nur um 75% zunahm in den Jahren 1872 bis 1892. S. 300.

gaben decken sich in militärischen Dingen, aber sonst keineswegs! Es ergibt sich ein falsches Resultat, wenn man die beiden ohne weiteres zusammenstellt.

Wer behaupten möchte, Europa gebe für das Bildungswesen nur ein Viertel seines Kriegsbudgets aus, vergißt außer den Gemeindebeiträgen die gewiß gar nicht unbeträchtlichen Zuschüsse aus Privat- und Stiftungskassen zu Bildungszwecken. In manchen Ländern wird der Unterricht hauptsächlich aus solchen Einkünften bestritten, ein guter Teil der Reichtümer der Kirchen wird außerdem hierzu verwendet. Und wie unendlich viel mehr gehört noch hierzu, wenn man den Begriff bloß weit genug faßt: Museen, Bildungsvereine, Ausstellungen, Theater, Kunst und Kunstindustrie im Hause, Vorträge, das ganze Bücher- und ein großer Teil des Zeitungswesens, und noch vielmehr! Erst wenn wir wüßten und zusammenzählen könnten, was für alle diesen Zwecke ausgegeben wird durch den Staat und seine Organe, durch Vereine, vor allem durch die Kirche, durch Privatpersonen, und zwar direkt wie indirekt, erst dann wären wir wirklich imstande, die Kriegs- mit den Bildungskosten zu vergleichen.

Tatsache bleibt es aber, daß der Staat unvergleichlich viel mehr für Bildungszwecke würde ausgeben können, wenn der Krieg nicht über einen so großen Teil seines Reichtums verfügte. Dasselbe gilt von allen möglichen Staatszwecken. Wie unendlich viel Gutes muß hier ungenügend getan oder kann gar nicht angestrebt werden, weil es eben an Geld fehlt. Mit den Unsummen, die der Krieg im Frieden verschlingt, könnte das alles ohne weiteren Druck auf die Bevölkerung leicht bezahlt werden. Alle staatliche Werkstätten könnten zu Musteranstalten werden, das Bildungswesen könnte die jetzt überhaupt mögliche Vollkommenheit erreichen, sogar die Arbeiterversicherung aller Arten brauchte des Geldes wegen nicht eingeschränkt zu werden, jeder Staat könnte seine drückenden Schulden ablösen, die Gemeinden hätten

Geld, ihre hygienischen und ästhetischen Veranstaltungen, die so unendlich viel zur Verschönerung des Lebens beitragen, auszudehnen. Alles, alles fast könnte getan werden, ohne neuen Druck aufzulegen.

Sehen wir uns jetzt die Sache noch einmal von einer anderen Seite an. Im Kriege wird sehr viel Kapital vernichtet, und ein großer Teil des Kriegsbudgets im Frieden würde, wenn es nicht wie jetzt unproduktiv verwendet würde, nicht sofort verzehrt, sondern kapitalisiert, d. h. zu produktiven Zwecken benutzt werden. Also ohne Krieg ganz kolossale Vermehrung des produktiven Kapitals und infolgedessen erhebliche Steigerung der Arbeitslöhne, Hebung der allgemeinen Wohlfahrt, Zunahme alles Guten und Schönen, die davon die Folge sein kann! Ich möchte dieser schönen Erwartung nicht ganz widersprechen, sie nur ein bißchen zurückschrauben. Wenn die große Ersparung wirklich allen zugute kommt, also auch oder sogar an erster Stelle den Nichtbesitzenden, dann wird zunächst das Meiste verzehrt, nicht kapitalisiert werden. Die auch hierzu nötige Produktions- und damit Kapitalszunahme findet ebenso bei der Produktion zu militärischen Zwecken statt. Übrigens gebe ich zu, ein großer Teil des jetzt, ökonomisch gesprochen, unproduktiv verwendeten Kapitals würde sich, bei Wegfall der Kriege, produktiven Zwecken zuwenden können. Ob das aber auch tatsächlich geschehen würde, hängt noch von anderen, von den Ökonomen meist übersehenen, ja kaum prinzipiell anerkannten Umständen ab. Das zur Produktion bestimmte Produkt, das potentielle Kapital, wird erst aktuelles, wenn und soweit es tatsächlich in der Produktion verwendet wird, was nicht von der Menge des verfügbaren Kapitals, noch von den Wünschen der Besitzer desselben, sondern von dem Hervortreten der geeigneten Männer abhängt. Von der Anzahl und der Begabung der Unternehmer hängt es in einem Kulturvolke ab, ob und wieviel Kapital und Arbeits-

kraft zu lebendiger Wirksamkeit und Wechselwirkung im beiderseitigen Interesse gelangt. Das Kapital allein verbürgt die Produktion so wenig wie die Arbeiterzahl allein, der Unternehmer erst macht beide wahrhaft produktiv. Klassische Ökonomie und Marxismus haben das beide durchgängig vergessen.[1])

Die Zahl dieser Produktionsführer ist nun aber keineswegs unbeschränkt oder nach Bedürfnis ausdehnbar, im Gegenteil, ihre Häufigkeit hängt von manchen, zum Teil noch nicht entdeckten Umständen ab, die aufzudecken sich die junge Wissenschaft des Sozialdarwinismus zur Aufgabe stellt.[2]) Wenn es sich nun aber nachweisen ließe, daß zwar das verfügbare Kapital durch die Kriege abnimmt, die verfügbaren Männer jedoch zunehmen, so wäre hier ein Ausgleich zustande gekommen. Daß dies tatsächlich der Fall, hoffe ich später nachzuweisen.

Wir gelangen immer wieder zu demselben Resultate: sind die Kriege bloß schädlich, so ist die durch sie verursachte Kapitalverschwendung die größte ökonomische Sünde und Dummheit, die man sich überhaupt vorstellen kann; sind die Kriege aber allgemein kulturell oder gar ökonomisch nützlich und zwar ihren Kosten proportionell, wenn auch nur im großen und ganzen, so kann hier von Verschwendung gar keine Rede sein. Wer für ein großes

---

[1]) Prof. F. Fischer, Die wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands und seiner Kolonien, 1906, S. 16: „Es ist durchaus nicht die schwielige Faust des Arbeiters, von welcher das Gedeihen der Industrie abhängt, sondern das Wissen und technische Können der Fabrikleiter, welche dem Arbeiter den geeigneten Platz anweisen, wo er seine Fähigkeit betätigen kann". Man denke doch an China mit seinen 350 Millionen guter Arbeiter, riesigen Kohlenminen und seiner dennoch unbedeutenden Industrie!

[2]) Vgl. meinen Artikel, Prof. Treub's Marx, De Gids 1904, S. 25ff., und. Bedeutung und Tragweite der Selektionstheorie in den Sozialwissenschaften, in Zeitschr. f. Sozialwiss. 1906 passim.

Gut viel zahlt, der verschwendet nicht. Immer die alte Frage: stiften die Kriege noch etwas Gutes? und von welchem Werte ist das?

Auf eine Seite der Schäden, die der Krieg und noch mehr die Vorbereitung zu ihm dem ökonomischen Leben zufügen, haben wir noch nicht geachtet, ich meine die Entziehung von Arbeitskräften aus der Produktion. Das deutsche Heer zählt in Friedenszeit (1900): 613 000 Mann (inkl. Marine), im Krieg 2 600 000, das französische 660 000 resp. 4 000 000, das russische 940 000 resp. 3 500 000. Alle diese Männer arbeiten im Frieden wie in Kriegszeiten nicht produktiv. Das macht in Frankreich einen auf 57 Seelen, der im Frieden nicht dem Gesetze der Arbeit gehorcht, sondern wie so viele sich mit mehr oder weniger Recht von dem Produktionsüberschusse der anderen unterhalten läßt. Dieser eine auf 57 macht es wie die Reichen, wie die unterstützten Armen, die Invaliden, die Kinder und wie es viele Frauen tun, alle verheirateten tun sollten: er arbeitet nicht. Aber er faulenzt inzwischen keineswegs, sondern er übt sich, er bereitet sich zu der Erfüllung einer sehr schweren, sehr hohen Aufgabe vor, die plötzlich an ihn gestellt werden kann. Und zugleich ist diese Übungszeit durchaus nicht ohne Nutzen für seine friedlichen Aufgaben, im Gegenteil, für die weitaus größte Mehrheit dürfte jetzt schon die Übungszeit in der Armee und auf der Flotte für ihr ganzes weiteres Leben ergebnisreich sein. Und es muß das immer mehr der Fall werden. Die Übungszeit sollte für die allgemeine Erziehung der Rekruten, und zwar für arme und reiche, wenn auch in verschiedener Weise, so viele und gute Ergebnisse abwerfen, daß sie damit allein schon gerechtfertigt wäre. Wo dieses noch nicht der Fall, fehlt etwas, das recht bald kommen kann und muß.

Novicow rechnet, ohne weitere Angaben, aus, daß die

23 Staaten Europas drei und eine halbe Million Truppen im Frieden auf den Beinen halten,[1]) das macht, die Bevölkerung Europas auf 395 Millionen gerechnet, einen Mann auf 113 Seelen. Europa verliert ihre Arbeit und noch dazu die der jährlich auf kürzere Zeit eintretenden Reservisten, aber es bekommt dafür ebensoviele Leute zurück, die eine tüchtige, ja einzige Schule durchgemacht haben. Er selbst rechnet 300 000 Mann für die nötigen Gendarmeriedienste in Europa ab; er hätte eigentlich die Offiziere und andere Berufsmilitäre, die absolut notwendig, damit die Armee im Augenblicke der Gefahr ihre Aufgabe erfüllen könne, nicht mitzählen dürfen. Andererseits: die übergroße Mehrzahl dieser der direkt produktiven Arbeit Entzogenen dürfte zu den einfachen Arbeitern, den Exekutiven, gehören, auch unter den Offizieren dürften diese die Mehrzahl ausmachen, besonders in den weniger militärischen Ländern Europas; die mehr ökonomisch Beanlagten werden hier diese Karriere nicht so leicht wählen. In Preußen ist das freilich anders. Immerhin müssen im Offizierskorps aller Länder eine nicht unerhebliche Anzahl zu den leitenden Stellen in der Produktion Befähigte dieser Aufgabe entzogen werden, und es müssen hierzu sogar nicht allein direktive sondern auch inventive Geister gehören.[2]) An sich ist das natürlich ein sehr ins Gewicht fallender Schadenposten, aller Wahrscheinlichkeit nach sind aber gerade diese Leute die unentbehrlichen Führer im Kriege, ihre Arbeit im Frieden ist ebenfalls unbedingt nötig, um den künftigen Krieg mit Erfolg zu führen, die Frage nach der besten Verwendung ihrer Kräfte hängt also vollständig von der nach dem Kulturwerte der Kriege ab.

[1]) Novicow l. c. p. 224.

[2]) Für diese sehr praktische Unterscheiduug in executive, direktive und inventive Anlagen vergl. J. Wolf, Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung, 1892, S. 399 ff.

§ 4.

Die durch die Kriege verursachten ökonomischen Verwirrungen.

Der durch den Krieg verursachte Schaden beschränkt sich nicht auf all das Genannte, es muß noch ein erheblicher Nachteil hinzugezählt werden, namentlich die wirtschaftliche Verwirrung, die infolge eines Krieges sehr leicht entsteht. Gewissen Industrien werden die Arbeitskräfte durch das Aufgebot entzogen, andere werden von den Führern aus Furcht verlassen. So werden Märkte verlegt, Handelswege geändert, Wohlfahrt in Armut verwandelt. Die Beispiele sind gar keine seltenen. Die Folgen sind um so mehr zu bedauern, weil sie im Gegensatze zu den bisher von uns behandelten Kriegsnachteilen keineswegs auf das eigene Land beschränkt bleiben, sondern weit und breit treffen, auch die Interessen der am Kriege gar nicht Beteiligten verletzen. So verursachte der Bürgerkrieg zwischen den Nord- und den Südstaaten Nord-Amerikas eine wahre Kattunnot in Europa.[1]) Die napoleonischen Kriege, die zu einem guten Teile dem vergeblichen Widerstande des feudalen Europa gegen die Grundsätze der französischen Revolution zu verdanken sind, haben Handel und Industrie auf dem Festlande auf lange Zeit lahmgelegt, zum Vorteile Englands.[2]) Dürfen wir diese kolossalen Nachteile als eine Strafe für den Despotismus der Fürsten und den Byzantinismus der europäischen Völker auffassen, wie überhaupt die Möglichkeit des Auftretens und des Waltens Napoleons gewiß Frankreich als strafwürdig angerechnet werden darf?

[1]) Cunningham, Western Civilisation in its Economic Aspects vol. 2. 1900, p. 231.

[2]) J. E. Thorold Rogers, The Economic Interpretation of History, 1888, p. 470, scheint den ganzen Sachverhalt ein wenig optimistisch einzusehen: hätte man doch Frankreich sich selbst überlassen! Ja, wäre Alt-Europa Neu-Europa gewesen!

Der jüngste südafrikanische Krieg hat die Arbeit der Goldminen zeitweilig größtenteils aufgehoben, etwa 60 000 Weiße und ebensoviele Schwarze wurden dadurch arbeitslos, die Aktienbesitzer auf der ganzen Erde wurden geschädigt, viele Tausende wurden dadurch ruiniert.[1])

Ich werde nach keinen weiteren Beispielen suchen. Jeder Krieg hat solche Verwirrungen in seiner Folge, nur sind die Nachteile bald auf engeres Gebiet beschränkt, bald machen die Nachwirkungen sich weit über die Grenzen fühlbar. Es sind die entfernteren Folgen aber durchaus nicht immer bloß nachteilig. Die Kattunnot der sechziger Jahre hat andere Länder als die bisherigen zur Kattunproduktion veranlaßt und dadurch das Areal dieser überaus nützlichen Produktion zum Vorteile Europas bedeutend vergrößert. Es hat sich hier der Krieg als umgestaltende Macht, als Traditionenbrecher bewährt. Was sonst Jahrzehnte hätte andauern können, wurde da mit einem Male umgeworfen. Wir wollen solche Neuerungen dem Kriege hoch anrechnen.

In unendlich viel weiterem Umfange war das seine Funktion in der napoleonischen Periode. Alle Völker Europas wurden durcheinander geschüttelt, nicht nur politisch, sondern auf jedem Gebiete, nicht am wenigsten auf dem der Produktion. Wie lange hätten sich ohne diese etwas aufgezwungene Schulung die mittelalterlichen Arbeitsmethoden noch erhalten? Wie lange wären wohl sonst die Zünfte mit allen ihren veralteten Fesseln der Produktion noch wirksam geblieben? Die Völker sind ja ihrer ganzen Geistesanlage nach im erstaunlichen Grade konservativ, nur eine derbe Peitsche kann sie aufrütteln, eine solche Peitsche größter Art war Napoleon. Außerdem

---

[1]) Sir R. Giffen, Some economic Aspects of the War, Econ. Journal 1900, p. 195/96. Die sachlichen Verluste der Buren beurteilt der Verfasser aber sehr — englisch.

hat England bei der ganzen Sache ungeheuer profitiert. Ohne die europäische Konkurrenz zu fürchten, konnte es sich unbeschränkt ausbreiten, die Flotten Europas hatte es ja vorher vernichtet. Das englische Weltreich dankt sein Entstehen der Schwächung Europas durch die Kriege der Revolution und Napoleons.[1]) Eine solche Folge macht den großen Krieg schon zu mehr als einem bloßen Mörder, vielmehr zu einem großen Schaffer.

Sir R. Giffen sieht die ökonomischen Folgen, wenigstens die nächsten, des Burenkrieges sehr rosenfarbig an. Er meint, mit Ausnahme der unmittelbar betroffenen Distrikte bringe der Krieg viel Geld in das Land, ähnlich wie die Einführung einer neuen Industrie, im ganzen sei er weit entfernt von einem ungemischten Nachteil für die Gemeinden Süd-Afrikas.[2])

Rogers meint, daß auch nach einem sehr blutigen und vernichtenden Kriege, wenn die Parteien nur nicht ganz erschöpft wurden, eine mächtige Anregung für den Handel der Unbeteiligten folge.[3]) In wie weit der Nutzen dieser Neuerungen und Anregungen den durch die notwendige Verwirrung verursachten Schaden übersteigt, hängt natürlich ganz von den Besonderheiten der Sachlage ab. Es läßt sich das nicht mit einem Worte ein für allemal entscheiden. Soviel dürfte aber gewiß sein, daß wir hier nicht bloß mit Nachteilen zu tun haben, ja daß diese nicht einmal in jedem Falle zu überwiegen brauchen.

Eine eigentliche Abschätzung der Vor- und der Nachteile ist hier noch mehr als sonst unmöglich. Ich wäre geneigt, die Nachteile sehr hoch einzuschätzen, schon aus

---

[1]) A. Supan, Die Territoriale Entwicklung der Europäischen Kolonien, 1906, S. 157—166.

[2]) Sir R. Giffen, Some economic aspects of the war, in The Economic Journal, June 1900, S. 197.

[3]) J. E. Thorold Rogers, The Economic Interpretation of History, 1888, S. 470.

dem Grunde, daß alle Erschütterungen dem Handel und mit ihm der Industrie unzuträglich sind. Was der Kaufmann und der Fabrikant an erster Stelle brauchen, das ist ein ruhiger, sicherer Geschäftsgang, bei dem sich die Zukunft berechnen läßt; was beide am meisten fürchten, das sind Stockungen in der Zufuhr der Grundstoffe, im Absatz der Produkte, Unregelmäßigkeiten auf dem Geldmarkte, und diese alle sind unausbleibliche Folgen eines jeden, auch eines räumlich beschränkten Krieges. Demgegenüber steht allerdings der Vorteil Dritter, mitunter im eigenen Lande selbst, und der nicht zu unterschätzende Vorteil der Umwerfung morscher Zustände und der Auffrischung des ganzen ökonomischen Lebens, die beide ebenfalls nicht auf die gerade kriegführenden Nationen beschränkt bleiben. Der Gewinn dürfte manchmal länger nachwirken als der Verlust. Die Erwägung ist hier wohl auch angebracht, daß im Kriege wie in jeder Katastrophe das Alte und Faule eher fällt als das Gesunde, Lebenskräftige.

§ 5.

Die Demoralisation im Kriege und im Heere.

Neben den stofflichen Wirkungen der Kriege und des militärischen Lebens in Friedenszeiten erfordern auch die moralischen Folgen unsere Aufmerksamkeit. Wir müssen die beiden genannten Verhältnisse unterscheiden, um so mehr, weil die Wirkungen beider durchaus nicht die nämlichen zu sein brauchen. Wir werden sie gesondert besprechen.

Von vornherein muß jeder geneigt sein, den Krieg selbst als einen demoralisierenden Faktor ersten Ranges zu betrachten. Wie könnte er anders wirken? Was sonst als Verbrechen gilt, Tötung und Brandstiftung, ist jetzt erlaubt, das Bestreben dem Nächsten Schaden zuzufügen wird herausgefordert, die Achtung vor Leben und Gesund-

heit des Mitmenschen wird gewaltsam abgewöhnt. Roheit, Grausamkeit, Frechheit werden aufs sorgfältigste gezüchtet, es gilt die umgekehrte Moral von sonst, was soll es uns wundernehmen, daß so die Charaktere verdorben, die Handlungen verbrecherisch werden. Das Schlimmste muß hier zur Selbstverständlichkeit herabsinken.

Zwar muß dies alles für die alten Kriege unvergleichlich schlimmer gewesen sein, wie aus der ganz anderen Weise ihrer Führung hervorgeht, die wir oben beleuchtet haben. Die Kriege müssen immer weniger roh, um so geringer muß auch ihr demoralisierender Einfluß werden. Von eingreifender Bedeutung müssen hier verschiedene Umstände sein, die unseren heutigen Krieg charakterisieren und dies immer mehr tun werden. Das Gefecht in der Nähe wird zur Ausnahme, die meisten und die blutigsten Gefechte werden in weiter Entfernung der Parteien voneinander geführt, und je weiter unsere Gewehre und Kanonen tragen und je sicherer ihr Schuß, je vernichtender die Wirkung unserer Explosivstoffe, um so weiter werden die Feinde voneinander rücken. Dieses Fechten aus der Ferne lehrt aber keine Grausamkeit.[1]) Ein zweiter Umstand dürfte die Abnahme des eigentlichen Hasses zwischen den Feinden sein,[2]) rohe Ausbrüche desselben werden dementsprechend

[1]) Leider bereiten die neuesten Berichte über den russisch-japanischen Krieg uns hier eine Enttäuschung, die Handgranaten wurden aus nächster Nähe geworfen und bildeten ein viel verwendetes Kampfmittel; vgl. Nörregaard, Port Arthur, 1906, und Barzini, Mukden, 1906, passim. Überhaupt trugen gar manche dieser Gefechte den Charakter größter Grausamkeit. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die beiden kämpfenden Parteien keine Europäer waren und auch keine Kulturvölker im westeuropäischen Sinne mit ihren eigentümlichen Fehlern und Tugenden.

[2]) Schon Clausewitz meint, daß der Krieg gebildeter Völker mehr durch feindselige Absichten als durch feindselige Gefühle beherrscht sein wird, im Gegensatze zu dem der rohen Völker. „Vom Kriege“ S. 4—5.

immer seltener werden, diese Quellen verbrecherischer Taten werden sich durch den Krieg kein tieferes Bett graben. Die kämpfenden Armeen sind nicht länger aus dem Ausschusse der Bevölkerung zusammengestellt wie ehemals und noch größtenteils in England die Söldnerheere; in den Reihen finden sich jetzt neben den gesunden Kindern des Volkes die Söhne der besten Familien, die gebildetsten jungen Männer. Welch ein Unterschied von früheren Zeiten, da vorzugsweise entlaufene Verbrecher, Vagabunden und dergleichen verlorene Existenzen in die Armee gesteckt wurden.[1]) Es kann ja gar nicht anders sein, solche andere Zusammenstellung muß den Geist des Ganzen aufs gründlichste ummodeln. Diese an Geist und Seele gesunden jungen Leute werden im Kriege nicht auf einmal zu Hyänen; die große Mehrzahl der relativ Guten wird die Schlechteren schon durch die bloße Tatsache ihrer Gegenwart bändigen, die besseren und sanfteren Gefühle in ihnen erwecken.

In dieselbe Richtung wirkt die jetzt übliche gute Verpflegung der Truppen, die Hauptveranlassung zur Ausplünderung der eigenen oder feindlichen Bevölkerung fällt damit fort, die durch Hunger und Entbehrung entstandene schlechte Laune wird nicht länger an Unschuldigen ausgelassen, Verrohung durch Armut und Elend tritt nicht mehr ein, die alten Soldatenfurien werden immer mehr zur Geschichte gehören. Durch den letztgenannten Umstand wird die strenge Disziplin, welche die alten Heerführer ebensowohl als die neuen anstrebten —, aber vergeblich, weil es an ihrer Bedingung, der unausgesetzt guten Verpflegung, fehlte,[2]) — endlich zur vollen Wirklichkeit.

[1]) Owen Pike, History of Crime in England, vol. 2, 1876, p. 372. A. Sach, Deutsches Leben in der Vergangenheit, Bd. 2, 1891, S. 643: „Auswurf der Bevölkerung", „zusammengeraubtes Gesindel", daher Desertieren sehr häufig.

[2]) B. Haendcke, Deutsche Kultur im Zeitalter des 30jähr. Krieges, 1906, S. 201—03.

Durch zwei Umstände wird dies weiter gefördert. Die andere bessere Zusammensetzung des Heeres erleichtert die Aufrechterhaltung der Disziplin im höchsten Grade, und die neuere Fechtweise, welche viel höhere Anforderungen an die einzelnen stellt, macht die innere, die reelle Disziplin, die Selbstbeherrschung und Selbstunterwerfung unter den Zweck stets mehr zu einem dringenden Erfordernis. Endlich ein letzter, ebenfalls sehr günstiger Umstand: die modernen Kriege dauern nur kurz im Vergleich mit den früheren. Ihre intensive Führung, die neueren Verkehrsmittel und das vielverschlungene Wirtschaftsleben machen Kriege wie den dreißig- und den siebenjährigen in unserer Zeit zu einer Unmöglichkeit.

Die Quellen der Verrohung im Kriege fließen also immer spärlicher, . . . aber sie fließen noch. Es kommen doch noch Nahgefechte vor, und sie werden nie verschwinden, die Kavallerie, obwohl sie in der heutigen Schlacht sehr viel weniger als in der früheren bedeutet, hat doch noch nicht ganz ihre Rolle ausgespielt. Kavalleristen wie Artilleristen und Trainsoldaten werden von ihren Pferden manchmal das Äußerste fordern müssen mit Hintansetzung ihres Mitgefühls für die armen Tiere, das muß abstumpfend wirken. Die schwachen Gemüter werden leider überall eher durch die Niedrigen zu Schlechtem verführt als durch die Besseren zu Edlem erhoben. Auch die beste Truppenverpflegung leidet an Unterbrechungen, die um so schmerzlicher empfunden werden und zu Ausschreitungen veranlassen. Und endlich: auch die strengste, die reellste Disziplin läßt bisweilen nach; im besiegten Heere, erst recht wenn die Niederlagen gehäuft werden, wird sie überhaupt unvergleichlich schwerer und wohl selten musterhaft aufrechtzuhalten sein. Einen Trostgrund gibt es hier aber: das besiegte Heer wird sich fast immer im eigenen Lande befinden, wo die sonstigen Verhältnisse die Disziplin erleichtern und die Übertretungen in gewissen Grenzen zurückhalten.

Wägen wir dies alles gegeneinander ab, so kommen wir zu dem Schlusse, daß trotz aller sehr wertvoller Verbesserung in dieser Richtung die Kriegführung dennoch aller Wahrscheinlichkeit nach einen verrohenden Einfluß auf das Gemütsleben der Beteiligten ausüben muß. Sie werden doch an den Anblick selbstverursachter Leiden, des Todes und der Vernichtung gewöhnt. Sie müssen sich doch manchmal selbst helfen und hierbei fremdes Eigentum schonungslos behandeln,[1]) die eigenen Entbehrungen, die oft unvermeidlich sind, machen anderen gegenüber weniger rücksichtsvoll. Eine gewisse Abstumpfung und Verrohung muß sich daraus ergeben. Der schauervolle Ernst des Todes wirkt dem vielleicht nicht lange entgegen, man gewöhnt sich daran.

Zwei weitere Folgen habe ich noch gar nicht berührt. Die Soldaten und in noch höherem Grade die Offiziere, besonders die des siegenden Heeres, fühlen sich allen anderen Menschen, erst recht den Zivilisten, gegenüber als eine höhere Menschenart. Jeder weiß, wie ordinäre Leute, wenn sie nur in irgend einer Beziehung ihre Umgebung überragen, sofort zur Selbstüberhebung hinneigen. Das Dienstmädchen, das ehrlich und treu ist, betrachtet sich als einen Übermenschen und sieht auf die anderen dementsprechend herab. Wie müssen sich da die siegenden Krieger für Halbgötter halten! und . . . dementsprechend handeln! Ich halte die Selbstüberhebung für die fruchtbarste Mutter der Laster. Vor allem dürfte sie zu brutaler Verletzung der weiblichen Ehre führen und damit zur Unzucht. Zwei Umstände begünstigen die Verrohung in dieser Richtung: das Zusammenleben so vieler Männer ohne gute weibliche Einflüsse, das einseitige Betonung des männlichen Standpunktes im Geschlechtsverhältnis zur Folge hat, und die zeitweilige Üppig-

[1]) Der schon genannte v. Laßberg schildert dies alles auf manchen Seiten seines Buches sehr deutlich, und zugleich tritt dabei die Unvermeidlichkeit solcher Eingriffe hervor.

keit des Feldlebens, früher durch reiche Beute, jetzt durch hohen Sold gefördert. Die modernen Heere werden zwar nicht länger durch Huren begleitet, aber die Halbwelt fehlte doch ebensowenig in der Mandschurei als in der Nähe der deutschen Armee in Frankreich. Grobe Mißachtung des Weibes in seiner Geschlechtsehre und -funktion muß aber überhaupt zur Mißachtung des Mitmenschen führen. Die Motive sind ja genau dieselben: dumme Selbstüberhebung und freche Selbstsucht, nur daß der Geschlechtstrieb sie dem Weibe, Habsucht und Herrschsucht mehr dem Manne gegenüber ausüben.

Wir haben also vom Kriege bei den direkt beteiligten Soldaten und Offizieren eine Zunahme von Roheit, Grausamkeit, Mißachtung fremden Eigentums und Lebens, Selbstüberhebung, Mißachtung fremder, besonders weiblicher Ehre und Persönlichkeit zu erwarten. Wir wollen jetzt die Tatsachen befragen. Selbstverständlich bleiben die meisten Folgen solcher Neigungen verborgen oder können sie wenigstens nicht recht objektiv studiert und verglichen werden. Wenn aber, wie zu erwarten, die Veränderung zum Bösen hier einigermaßen große Dimensionen annimmt, so müssen die Folgen in der Vermehrung der Verbrechen oder wenigstens in der gewisser Kategorien sichtbar werden. Die Kriminalstatistik erlaubt uns dann ihr vergleichendes Studium.

Da muß es uns zuerst auffallen, daß zwei der namhaftesten Kriminalsoziologen den Krieg als ätiologisches Moment in ihren betreffenden Untersuchungen nicht einmal anführen, ich meine Lombroso und Aschaffenburg.[1]) Es darf diesem Umstande aber vielleicht keine weitere Bedeutung beigelegt werden, als daß der Krieg seiner relativen

[1]) Lombroso, Die Ursachen und Bekämpfung des Verbrechens, 1902, und Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung, 1903. Ebensowenig Ferri in Studi sulla Criminalità in Francia, in Annali di Statistica, 1881.

Seltenheit wegen von den genannten Forschern übersehen wurde. Allerdings sehr merkwürdig! Ein anderer Kriminalsoziologe, W. A. Bonger, ein leidenschaftlicher Marxist engster Orthodoxie,[1]) läßt sich dagegen sehr bestimmt aus. Er erwartet von den täglich geübten Gewalttaten wider Personen und Sachen eine große Zunahme der Gewalttätigkeit; als Beispiel dafür zitiert er einen Mörder, der am Kriege von 1866 teilgenommen hatte und sich damit verteidigte, er habe so viele Personen sterben gesehen, auf eine mehr oder weniger käme es da nicht an! Jede Krankenwärterin könnte sich genau so entschuldigen.[2]) Übrigens erkennt auch Bonger, daß die Kriege, weil weniger zahlreich und kürzer als ehemals, einen bedeutend geringeren Einfluß üben müssen.

Wir können unsere Frage an keinem Kriege so gut als an dem von 1870/71 studieren, weil die Kriminalstatistik beider Länder uns das betreffende Zahlenmaterial in großer Fülle liefert, in keinem Lande besseres, und weil die Verhältnisse hüben und drüben so ganz andere waren: ein mustergültiges Experiment! Sehen wir uns jetzt die betreffenden Statistiken einmal an.

Wir müssen erwarten, daß die Verbrechen gegen die Person in Frankreich in den auf den Krieg folgenden Jahren bedeutend häufiger werden, wir müssen sie aber nicht mit den Kriegsjahren selbst vergleichen, sondern mit den Jahren vorher; in den ersten Jahren nach dem Kriege muß der korrumpierende Einfluß am kräftigsten wirken. Aschaffenburg gibt uns eine tabellarische

---

[1]) Vgl. meine Kritik in März und Mai von Weekblad van het Recht, 1906.

[2]) W. A. Bonger, Criminalité et Conditions Economiques, 1905, p. 573. Weitere Argumente werden nicht gegeben, das ganze schwere Buch ist genau so kritiklos. Groß im Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik, 1905, S. 203 spendet diesem Buche ein unverdientes Lob.

Übersicht über die Verbrechen gegen die Person in den Jahren 1840 bis 1886, die er Lafargue entnommen hat.[1]) Wir finden tatsächlich gleich nach 1870 eine bedeutende Steigerung in den Zahlen, von 1561 Verbrechen in 1871 sogleich zu 1669 in 1872, aber in 1869, als der Krieg unmöglich bereits seinen Einfluß geübt haben konnte und Frankreich seit lange keinen größeren Krieg, jedenfalls keinen innerhalb der eigenen Grenzen geführt hatte, in 1869 wurden 1658 Verbrechen gegen die Person verübt, also eigentlich genau ebenso viele! Die Bevölkerung nahm in der Zeit kaum zu oder ab, das Gesetz blieb dasselbe. Vergleichen wir jetzt die mittlere Zahl dieser Verbrechen in den Jahren 1872 bis 1878 mit denen der Jahre 1863 bis 1869, dann finden wir, was noch auffälliger sein dürfte, für die Jahre nach dem Kriege 1712, und für die Periode vor ihm 1708, also eigentlich absolut dieselbe Zahl! Das höchste Jahr nach dem Kriege war aber nicht, wie wir erwarteten, 1872 oder 1873, sondern erst 1876 mit 1849 Verbrechen gegen die Person, umgekehrt sind die Jahre gleich nach dem Kriege nur sehr wenig höher als die vor ihm: in 1872 1669, und in 1873 1708, dagegen in 1869 1658, und in 1868 1697 Verbrechen gegen die Person. Vergleichen wir jetzt diese Statistik mit der etwas anders angeordneten Ferris.[2]) Diese betreffen die durch die Cours d'Assises abgeurteilten Verbrechen, die ebenfalls gegen die Person verübt wurden. Die mittlere Zahl von 1863 bis 1869 beträgt dann 1765, und die von 1872 bis 1878 1784, also auch hier wieder eigentlich weder Ab- noch Zunahme!

Im schärfsten Gegensatze zu unserem bisherigen Ergebnisse läßt sich der französische Kriminalstatistiker Bournet aus, er spricht von dem schrecklichen Jahre,

[1]) Aschaffenburg l. c. S. 89.

[2]) In den genannten Annali di Statistica 1881.

in welchem der Blutdurst so lebhaft war, daß die Kurve der Morde sich mit einmal von 162 auf 224 hob![1]) Er geht noch weiter und versichert, aus der Mordkurve die Geschichte der inneren politischen Wirren und der Kriege ablesen zu können. Ich fürchte aber, daß diese Geschichte in sonderbarer Weise mit der wirklichen kontrastieren würde, z. B. stieg die Kurve der Totschläge in 1866 noch ein bißchen höher als in 1870, im ersten Jahre auf 324, im zweiten auf 216! Bei den Morden aber zeigt sich unmittelbar nach den Schreckensjahren eine erhebliche Abnahme bis auf 154 in 1872 und 136 in 1873. Wie läßt sich das aber mit der Lehre von der verrohenden Wirkung des Krieges vereinigen?[2])

Ferri nennt den Krieg unter den Faktoren, welche die Zunahme der Kriminalität im 19ten Jahrhundert in Frankreich erklären sollen, gar nicht, und ebensowenig Joly, der nachdem er ähnlich wie Ferri die scheinbare Abnahme in den Kriegsjahren aufgeklärt hat, die Zunahme der Jahre 1867 bis 1869 sich in den Jahren 1872 bis 1874 fortsetzen, dann eine geringe Abnahme eintreten sieht.[3])

Ungeachtet der direkten, moralisch besonders gefährlichen Beteiligung der französischen Bevölkerung am Kriege (Franc-Tireurs!) ungeachtet des Gemetzels der Kommune und ihrer Unterdrücker, ungeachtet aller dieser Gründe, einen ganz besonders starken Einfluß der beiden roten Jahre zu finden, nehmen tatsächlich die Verbrechen, bei welchen

[1]) Bournet, De la Criminalité en France et en Italie, 1884, p. 42. Bei Socquet, Contribution à l'étude stat. de la Criminalité en France. 1884, sehen wir auf der ersten Tabelle die Kurve der Morde und Totschläge schon von 1864 ab fortwährend steigen, nicht steiler nach 1871, und sogar nach 1872 wieder abnehmen. Vor den Kriegen Napoleons III. war die Zahl der Morde größer als in 1876; vgl. § 8.

[2]) Die niedrige Zahl in 1870 läßt sich allerdings der natürlich mangelhaften Verfolgung zuschreiben, aber eine charakteristische Erhöhung bildet sie doch nicht! und die spätere Abnahme!

[3]) Joly, La France Criminelle, S. 11—12.

sich dieser verderbliche Einfluß am meisten zeigen müßte, nicht zu! Dagegen zeigt sich bei den Verbrechen gegen das Eigentum wirklich eine nicht unbedeutende Zunahme, in der siebenjährigen Periode vor 1870 jährlich 2089, in der nach 1871 dagegen 2372, also eine Vermehrung von etwa 10 %.[1]) Ob wir aber diese Veränderung dem Einflusse des Krieges zuschreiben dürfen, da die natürlichste Einwirkung, die auf die Verbrechen gegen das Leben, nicht konstatiert werden konnte? Es scheint mir kaum wahrscheinlich. In den Jahren 1826 bis 1857 wurden ja viel mehr Verbrechen gegen das Eigentum verübt, jährlich weit über 3000 und oft sogar über 4000. Eine derartige Kurve weist aber auf ganz andere Einflüsse hin. Hier muß Ferris Erklärung der zunehmenden allgemeinen Kriminalität Frankreichs aus der Ausbreitung des Alkoholmißbrauchs, der Vermehrung der Polizei, den Veränderungen der Gesetzgebung, der Auflösung der Familie, der Hebung des Reichtums, der Erhöhung der Löhne und der Verbesserung aller Lebensverhältnisse[2]) Anwendung finden.

Nehmen wir jetzt die deutsche Statistik vor, oder vielmehr die preußische! Was uns hier zuerst auffällt, ist die Zunahme der Gesamtzahl der Verbrechen und Vergehen in den alten Provinzen Preußens seit 1871, aber zugleich, daß diese Zunahme erst um 1876 die von 1868 übertrifft! Betrachten wir jetzt, wie wir bei Frankreich taten, die für den Einfluß des Krieges besonders in Betracht kommenden Delikte, und zwar zuerst die schweren Körperverletzungen.[3]) Es kam in den Jahren 1868 und 1869, also unmittelbar vor dem großen Kriege, ein Fall von Mord und Totschlag auf 108 676 resp. 106 105 Einwohner vor,

[1]) Ferri l. c. S. 201.

[2]) Ferri l. c. S. 181, 180, 169 f., 182, 183, 184; vgl. seine Tabelle und auch die von Starke, Verbrechen und Verbrecher in Preußen, 1854—1878, S. 60 gegebene Tabelle, die „affaires correctionnelles" wurden erst in 1874 so zahlreich als in 1869.

[3]) Starke, dieselbe Tabelle.

dagegen in den Jahren, in welchen doch der verrohende Einfluß am deutlichsten wahrnehmbar sein müßte, in 1872 und 1873, ein Fall erst auf 118 402 resp. 109 523 Einwohner. Erst in 1874, gerade als die verderbliche Macht doch ein wenig nachlassen müßte, da fing die furchtbare und andauernde Steigerung an, die also auf alles eher als auf den Einfluß des Krieges hinweist.

Genau dasselbe Bild erscheint uns bei den schweren Körperverletzungen: in 1868 und 1869 ein Fall auf 35 764 resp. 35 831 Einwohner, und in 1872 und 1873 ein Fall auf 50 365 resp. 41 797 Einwohner, also eine Abnahme; erst in 1874 auch hier die bedeutende Zunahme, ein Fall auf 33 573 Einwohner, und in 1875 auf 35 267, aber in 1876 wird das alte Verhältnis ganz zerstört mit einem Falle auf 18 324 Einwohner.

Was den nur 36 Tage dauernden Krieg zwischen Preußen und Österreich betrifft, so kommen wir hier zu keinem anderen Resultate. Von vornherein läßt sich hier kein tiefgehender, moralischer Einfluß annehmen. Zwar finden wir in 1867 eine etwas größere Zahl von Verbrechen gegen das Leben als im vorigen Jahre, aber fast dieselbe Zahl wie in 1864, und bei den Körperverletzungen sogar eine bedeutende Abnahme in 1867 mit 1865 verglichen: 9760 gegen 11 077; bei den schweren Verletzungen ist die Abnahme sehr gering, aber jedenfalls keine Zunahme!

In allen diesen Zahlen können wir keinen einzigen Grund entdecken, die Zunahme der preußischen Kriminalität dem demoralisierenden Einflusse des Krieges zuzuschreiben, im Gegenteile drängen sie uns ganz andere, tiefer einwirkende Ursachen für die unverkennbaren Veränderungen anzunehmen.[1]) Starke hat in seiner musterhaften Unter-

[1]) Aus den von v. Oettingen, Moralstatistik, 1882, S. 477 Tab. 62 und sonst beigebrachten Tatsachen erhellt, daß die Kriminalität in Frankreich und in Deutschland von 1872 bis 1877 immer mehr zunimmt, je weiter man sich von den Kriegsjahren entfernt!

suchung diese Ursachen bloßgelegt. Sie sind an erster Stelle die außerordentlich schwere volkswirtschaftliche Krisis des Jahres 1873, die nach der Gründerperiode und dem Milliardenrausche die Bevölkerung mit besonderer Wucht traf, dann die schlechten Ernten von 1875 an, die sozialistische Bewegung und überhaupt eine gewisse Emanzipation von hergebrachten moralischen Anschauungen in allen Schichten des Volkes, bedeutende Veränderungen in der Repression, zunehmende Verdichtung der Bevölkerung, Verteuerung der Lebensmitel, und endlich der allmähliche Einzug der Großindustrie in Deutschland.[1]) Nur die beiden ersten Umstände sind noch als indirekte Folgen des Krieges zu betrachten, obwohl jeder andere etwas akute Aufschwung des Volkes eigentlich dieselbe Wirkung geübt haben könnte.

Unsere kriminalstatistische Untersuchung bestätigt also den Schluß, zu welchem wir aus psychologischen Gründen schon gekommen waren, daß die heutigen Kriege keinen erheblichen Verrohungseinfluß mehr ausüben.[2]) Ich vermute, daß sogar in Japan die Kriminalität nach dem letzten Kriege, obwohl er mit nicht-mehr-europäischer Intensität geführt wurde, nicht zugenommen hat: die Stimmungen und die Charaktere, welche eine solche Kriegführung erlaubten, nahmen ja durch den Krieg nicht zu, die letzteren eher ab; der Krieg setzt sie voraus, er schafft sie nicht!

Nur einen Vorwurf haben wir noch zu prüfen, nämlich den Kurellas, der darauf hinweist, daß „in Deutschland seit 1887 eine rapide Zunahme der jugendlichen Verbrecher

---

[1]) Starke l. c. S. 63—82, 127—131, woselbst die weiteren Gründe, 143 u. 146; Sombart, Der moderne Kapitalismus, 1902, a. v. S.; v. Wartensleben, Veränderte Zeiten, 1906, S. 86 läßt den Kapitalismus ebenfalls in Deutschland um die fünfziger Jahre des 19ten Jahrhunderts anfangen.

[2]) Glückliche Episoden — 1866, 1906, S. 49/50. Eine Kavallerie-Attacke so schnell, alles so halbbewußt, kann weder demoralisieren noch sehr schmerzlich sein.

nachgewiesen worden ist. Hier mag der Umstand mitwirken, daß die Väter dieser Generation geschwächt und oft verwildert aus einem blutigen Kriege zurückgekehrt waren; ein Teil dieser Generation jugendlicher Verbrecher mag auch von schwächlichen Vätern abstammen, die ihre Ehe schlossen, während die kräftige männliche Jugend im Felde lag. So zeigte sich in Frankreich in dem Zeitraum von 1830/35, wo die in den schlimmsten Kriegsjahren zwischen 1810 und 1815 gezeugte Generation das Alter der kriminellen Reife erreichte, eine Zunahme der Verbrecher gegen die Person von 1824 Individuen (Lustrum 1826/30) auf 2371, im jährlichen Durchschnitt".[1]) Es kommt mir diese ganze Auffassung als schwach begründet und kaum durchdacht vor. Zuerst wäre es doch ganz unbegreiflich, daß die jugendlichen Degenerierten Frankreichs sich nur auf die Verbrechen gegen die Person beschränkt hätten! In den Tabellen Ferris finde ich für diese Verbrechen gerade in den Jahren 1830 und 1831 eine Abnahme; der Anteil dieser Jugend kann doch auf die ganze kriminelle Bevölkerung nur ein sehr kleiner sein; gerade um diese Zeit fand eine eingehende Veränderung in den französischen Kriminalgesetzen statt.[2]) Was aber die deutschen jugendlichen Verbrecher betrifft, so bedenke man, daß diese Kategorie kein höheres Alter als das achtzehnte Jahr umfaßt, der von Kurella angenommene Einfluß mußte also mit dem Jahre 1889 aufgehört haben; die Zunahme der jugendlichen Verbrecher dauerte aber noch immer fort und erreichte ihren vorläufigen Höhepunkt erst im Jahre 1892, auch datiert gerade von diesem Jahre 1889 die stärkere Zunahme, in dem der Kurellasche Faktor ausgewütet haben mußte.[3])

Am kräftigsten spricht wohl wider diese Hypothese

[1]) Kurella, Naturgeschichte des Verbrechers, 1893, S. 151.
[2]) Ferri l. c. S. 171 ff.
[3]) Aschaffenburg l. c. die Tabelle bei S. 122.

die Tatsache, daß die Zunahme der jugendlichen Kriminalität eine allgemein-europäische Erscheinung ist. Z. B. in Holland nahm die Zahl der Verbrecher unter 16 Jahren in 20 Jahren um 100 % zu, und dieses Land hat doch seit dem Anfang des 19ten Jahrhunderts keinen Krieg mehr geführt![1]) Es läßt sich diese traurige Erscheinung so vollständig aus den veränderten Zeitumständen erklären, daß keiner der sich mit ihr beschäftigenden Kriminologen in dieser Erklärung eine Schwierigkeit erblickt, so mühsam ihnen die Besserung vorkommen mag. Zu den allgemein angenommenen Ursachen gehört wohl in erster Linie die Industrialisierung unserer Gesellschaft, welche die berufliche Beschäftigung Jugendlicher und damit wenigstens die Gefahr ihrer Loslösung von der elterlichen Gewalt mit sich führt.[2])

Ebenso unbegründet ist der Ausspruch v. Liszts, daß jede kriegerische Periode auf lange Jahre hinaus den kriegerischen Sinn gerade der jüngeren Generation wesentlich verstärke. Er selbst hat auf derselben Seite die große Zunahme der jugendlichen Kriminalität in Deutschland erst vom Jahre 1882 ab datiert[3]): hat denn diese Generation bis dahin mit ihrer Verrohung durch den Krieg gewartet? Und wie stellt der ausgezeichnete Jurist sich die Sache eigentlich vor? Das Beispiel konnte auf die sehr Jugendlichen nicht einwirken, die ja dem Kriege gar nicht beiwohnten, und die heimgekehrten jungen Soldaten mußten doch sofort ihre verstärkte Gewalttätigkeit zum Ausdruck bringen, mit jedem Jahre hätte dann die hierdurch verursachte Kriminalität abnehmen müssen. Das gerade Umgekehrte ist aber bekanntlich der Fall! Die Kriminalität, besonders die, welche als Roheitsäußerung aufgefaßt werden kann, nimmt zu und nahm sofort nach dem Kriege wie

[1]) Vgl. Morrison, Juvenile Offenders, 1896, p. 7.

[2]) Aschaffenburg l. c. S. 119—121.

[3]) v. Liszt. Das Verbrechen als sozial-pathologische Erscheinung, 1899, S. 17.

schon vor demselben zu; dagegen ist bis 1878 keine Erhöhung der jugendlichen Verbrecherzahl konstatierbar.[1])

Es scheint die Schlußfolgerung unvermeidlich, daß die Kriege, wenigstens die modernen, keinen so verrohenden Einfluß auf die Männer ausüben, weder direkt noch indirekt, als die meisten Schriftsteller anzunehmen geneigt waren.[2]) Umgekehrt lassen sich mehrere sehr günstige Einwirkungen des Krieges auf die Gesinnung des kämpfenden Volkes kaum in Abrede stellen, wir kommen aber später auf diese zurück.

Wir wollen jetzt versuchen, ganz anderen, doch ebenfalls nur vermuteten Wirkungen, die durch die Tatsache des Krieges verursacht sein sollen, so objektiv wie nur möglich nachzuspüren. Das Heer im Frieden wird nicht weniger als der Krieg beschuldigt, eine demoralisierende Einwirkung auszuüben. Jede Armee ist eine Zusammenpackung vieler, größtenteils junger Menschen zu bestimmten Zwecken. Mehrere sehr gefährliche Einflüsse können hier sofort angezeigt werden. Die häusliche Zucht hört auf einmal auf, sie wird durch die militärische nur sehr unvollkommen ersetzt, da diese sich auf ganz andere Handlungen des jungen Menschen bezieht und ihren Mitteln nach mehr äußerlich bleiben muß. Gute weibliche Einflüsse, ohne die jedes Leben, weil einseitig, zur Unsittlichkeit hinneigen muß, fehlen ganz. Aus dem engen Kreise des angewohnten Lebens treten die jungen Leute auf einmal, ohne Übergang, im sehr empfänglichen Alter in ganz andere Verhältnisse, oft wird der Bauer in die Großstadt verpflanzt. Als

[1]) Starke l. c. S. 212ff.: Man bedenke, in 1878 hören seine Angaben auf; in 1871 wurde die Altersgrenze von 16 auf 18 Jahre erhöht, es sind aber gerade diese beiden Jahre die reichsten an Verbrechen; nach 1871 ist die Kriminalität der Jugend wieder stabil bis 1878, in welchem Jahre die Starkesche Tabelle aufhört.

[2]) Man vgl. die Deklamationen P. Aubrys in La Contagion du Meurtre, 1888, p. 156.

die eigentlichen Erzieher jeder Stunde treten die jungen Genossen auf, die dazu am wenigsten geeignet sind, und die keineswegs erhebende Psychologie der Menge übt ihren Einfluß mittels der falschen Scham. Dazu geben die Unteroffiziere, die soldatische Roheit manchmal mit dem Größenwahn der Offiziere paaren, ihr wohl selten gutes Beispiel. Wer viele dieser letzteren in ihrem Verhältnis zu Mädchen beobachten konnte, wird von ihrer Wirkung auf das Gemüt der jungen Soldaten nur das Schlimmste erwarten. Obwohl der Verfasser, dessen Vater Oberst war, den wertvollen Einfluß mancher Offiziere auf das intimere Leben der Untergebenen gar nicht unterschätzen will, so fürchtet er doch, daß dieser Einfluß manchmal fehle, manchmal aber eher ins Ungünstige entarte. Der dumme Standesstolz, die lächerliche Einbildung, die Anmaßung den Untergebenen gegenüber, das Kriechen vor den Vorgesetzten, das alles muß unvermeidlich einen verderblichen Einfluß auf die jungen Seelen ausüben. Das Schlimmste dabei ist vielleicht die Aufhebung des Glaubens an die Vorgesetzten: wer sie so täglich in ihrer kleinlichen Anmaßung nicht nur wahrnehmen, sondern ertragen muß und dennoch ihnen zu gehorchen gezwungen ist, leidet entweder seelisch furchtbar oder wird in seinem Charakter tief benachteiligt. Jeder Vorgesetzte, der nicht mit allen Kräften und unausgesetzt danach strebt, auf jedem Gebiete, vor allem aber in seinem Verhalten zu den Untergebenen, in ihren Augen musterhaft zu sein, bildet eine soziale Gefahr. Es gilt das für alle Betriebe überhaupt, am meisten aber für den militärischen, weil hier die Disziplin unbedingt durchgeführt und am strengsten sein muß. Jedesmal, wo ein Soldat ein erlittenes Unrecht im Angesichte des frechen Vorgesetzten schweigend hinunterwürgen muß, entsteht dem Heere und dem Kriege ein weit schlimmerer Feind als durch das beste neue Buch über den Weltfrieden. Der

Schaden greift aber noch viel weiter um sich. Wer so in seinem tiefsten Rechtsgefühl gekränkt wurde, erfährt überhaupt eine moralische Einbuße, die ihn nicht derselbe Mensch wie vorher bleiben läßt. Und wer das Unglück hat, ähnliches längere Zeit schweigend dulden oder auch nur ansehen zu müssen, wird moralisch vielleicht mehr geschädigt, als wenn er längere Zeit in einer Verbrecherbande zubrachte.

Die Disziplin ist ganz sicher ein zweischneidiges Schwert, mächtig im Guten wie im Bösen, im Heere aber absolut unentbehrlich. Gerade deshalb ist es unbegreiflich und empörend, daß die höchsten und allerhöchsten Vorgesetzten in der Regel die gefährlichsten Verbrechen gegen die Disziplin, die schwersten, die es gibt, weil nur sie dieselbe prinzipiell untergraben, am gelindesten, ja überhaupt kaum ahnden, nämlich die durch die Befehlenden gegen die Untergebenen verübten, die Mißbräuche der Befehlsgewalt.

Die ungenügende Bestrafung der Soldatenmißhandlungen möchte ich als eine schwere Versündigung an der Armee brandmarken. Wer sich deren schuldig macht, vergißt, daß sie in unserer Zeit der Verbreitung des Bewußtseins der Menschenwürde und gerade in einer hochintellektualisierten Armee nicht mehr ohne furchtbare Nachteile vorkommen können. Wo so hohe Anforderungen an den Charakter und an die Intelligenz der Offiziere nicht bloß, sondern auch der Soldaten gestellt werden, muß alles vermieden werden, was die letzteren zu Maschinen und die ersteren zu Maschinenführern erniedrigen könnte.[1]) Bei cölibatären Priestern sowie bei Söldnerheeren kann geraume Zeit eine vom übrigen Volke losgetrennte Moral bestehen, bei verheirateten Priestern und im Volksheere ist das auf die Dauer unmöglich. Wenn nicht allein die schlechten, sondern auch die guten und sogar die besten Elemente des Volkes in die Reihen der Armee aufgenommen werden, da kann diese moralisch nicht länger hinter dem besten Teile

[1]) Bonger l. c. S. 571.

des Volkes zurückbleiben. Die Achtung vor der allgemeinen Menschenwürde hat in der ganzen Gesellschaft mehr als je vorher zugenommen, die Handhabung der Disziplin muß hiervon den Rückschlag empfinden, wenn nicht der ganze Heerdienst als etwas mit moderner Kultur Unvereinbares gerade durch die Besseren verurteilt werden soll. Ein unverbesserlicher Kasernenmann mag hierüber lachen, der Einsichtige weiß, daß solchen Gefühlen Rechnung getragen werden muß.[1]) Das Heer ist nun einmal Volks-, kein Söldnerheer, die Zugehörigkeit zur Gesellschaft bildet seine Kraft, legt ihm aber auch unabweisbare Pflichten auf. Es nützt nichts, sich hiergegen mit der Faust am Degengriff zu empören.

Weil die jungen Soldaten mit der Erfüllung ihrer Dienstpflicht keineswegs genug getan haben, sondern die Gesellschaft, und im Grunde auch die Schätze verschlingende Armee, noch ganz andere Anforderungen an sie stellt, so müssen wir auch auf die allgemein gesellschaftlichen Folgen der Erziehung im Heere achtgeben. Die Gefahren, auf die wir hinzeigten, sind in der Haupt-

[1]) Ich bin daher erstaunt, daß Dr. med. E. Lobedank, der in seinem „Rechtsschutz und Verbrecherbehandlung", 1906, eine ärztliche Kriminalpolitik befürwortet, (S. 40—41) eine längere Freiheitsstrafe über den Soldaten verhängen will, der, obwohl dienstlich ganz unbescholten, von dem Vorgesetzten wiederholt gereizt und schwer mißhandelt, diesen tätlich angegriffen hat, als dieser im Begriff war, ihn wieder zu mißhandeln; die Begründung der Strafe ist allein das Interesse der Disziplin. Aber versteht dieser Arzt denn nicht, daß die Disziplin unendlich mehr durch solche Verbrechen der Vorgesetzten leidet? Denn diese untergraben sie wirklich, machen ihre Aufrechterhaltung auf die Dauer unmöglich. Die Disziplin ist ein zweiseitiges Verhältnis, das hier durch das Betragen des Vorgesetzten verletzt wurde. Dieser ist ein vielfacher Verbrecher, der sich an der Waffenehre, an der Disziplin und an dem armen Soldaten vergangen hat. Er verdient schwerste Bestrafung und Ausstoßung aus der Armee, der Soldat nur geringe Strafe, weil der andere der eigentliche auctor intellectualis der Tat war.

sache zweierlei Natur: erleichterte Verführung und moralische Erschlaffung, beide, wie wir sahen, natürliche, wenn nicht unabänderliche Folgen der Erfüllung der Dienstpflicht, jedenfalls unter den heutigen Umständen. Die Unzucht, die infolge der ersteren entsteht, übt die verderblichste Wirkung auf die Familiengründung und weiter auf den gezeugten Nachwuchs aus. Die moralische Erschlaffung kann, und wenn sie schlimmer ist, muß sie auf die ganze Lebensführung einen deprimierenden Einfluß ausüben. Das moderne Wirtschaftsleben verlangt für alle, die zu etwas Höherem als zu bloß exekutiven Arbeiten berufen sind, nicht allein, ja nicht einmal an erster Stelle, viel Wissen und eine lebhafte anpassungsfähige Intelligenz, sondern auch vor allen Dingen einen aufgeweckten Geist, ein selbständiges Urteil, resoluten Unternehmungssinn. Ob diese Eigenschaften aber durch das Kasernenleben und durch nörgelnde Disziplin gefördert werden?[1])

---

[1]) Eine sehr merkwürdige Bestätigung dieser Auffassung finden wir in den Erfahrungen des letzten Krieges. Ein italienischer Kriegskorrespondent, der der Schlacht bei Mukden beiwohnte, beschreibt, wie eine russische Truppe sich aus der Ferne ohne den geringsten Deckungsversuch niederschießen läßt, die Japaner hätten das anders gemacht als die russischen Fatalisten. Die meinen: „Es ist unnütz, sich dem Willen Gottes zu widersetzen, und auch eine Sünde. . . . Sind wir nicht auf der Erde zu einer kurzen und schmerzlichen Prüfung? Selig der, den der Himmel zu sich ruft. Warum lebt man, arbeitet man, geht in den Krieg, tötet, gehorcht? Wer befiehlt alles? Wer kann das wissen? Die Vorgesetzten wissen es. . . . So ist der Russe; so haben sie ihn gemacht.“ Und er wurde besiegt! „Für ihn ist alles verboten. Etwas unternehmen, verboten! Wünschen, verboten! Denken, verboten! Was hat er dafür zum Ersatz? Den Himmel. Und dieser Mensch wird unnützerweise auf das Schlachtfeld geschickt, damit er Ideen, Initiative, Umsicht, schnellen Entschluß, intelligente Tätigkeit entfalte. Er weiß zu sterben, sonst nichts. Man hat ihn unwissend und stumpf gewollt. Wer in ihm besiegt worden ist, das ist das System.“ Die Kadaverdisziplin hat zur Niederlage geführt. Siehe Barzini, Mukden, 1906, S. 85.

Sollen die Arbeiter in ihrer ganzen Lebenshaltung fortschreiten, was wahrlich nicht nur für sie selbst, sondern auch allgemein menschlich im höchsten Grade erwünscht ist, so müssen zwei Bedingungen erfüllt werden: sie müssen zunehmen an Selbstachtung (nicht dasselbe als Selbstüberhebung), und sie müssen einen lebhaften, tapferen Anteil nehmen an ihrem Vereinsleben. Mit dem letzteren erfüllen sie nicht bloß eine egoistische, obwohl auch diese sehr wichtig ist, sondern auch eine öffentliche Pflicht. An das ganze Publikum, und besonders an das höher begabte und gestellte, ergeht in stets steigendem Maße die Anforderung, reell und kritisch sich am Leben der Gemeinschaft zu betätigen. Zu den vielen Kräften der Vergangenheit, die das Elend der Gegenwart verursachten, gehören gewiß mit an erster Stelle die Mißbräuche aller öffentlichen Gewalt. Diese Gewalt, die gerade in den fortgeschrittensten Kulturen anfing zurückgedrängt zu werden, breitet sich beim jetzigen Umschwunge aufs neue über alle Gebiete des Lebens aus. Jetzt gilt es achtzugeben, damit die Mißbräuche nicht wieder die Oberhand gewinnen und in ungeahnter Weise Verderben bringen und vorbereiten. Die stetig zunehmende Staatseinmischung fordert von allen Bürgern nie erschlaffende Kontrolle aller Verwaltung und Gesetzgebung. Sonst droht der Staat, dessen Hilfe sie jetzt bei allem anrufen, bald nicht mehr entbehren können, ihr gefährlichster Feind zu werden, schlimmer noch als er schon früher gewesen ist, weil sein Arbeitsfeld das frühere weit zu übertreffen droht. Für die individuell zu schwachen Arbeiter sind die Vereine zugleich das beste Gegengewicht gegen einseitige Staatseinmischung und die einzige Weise, in welcher sie an der von allen verlangten, für sie erst recht nötigen Kontrolle des Staates teilnehmen können. Daß die Arbeiter tüchtige Mitglieder ihrer Vereine werden, ist also das Interesse der ganzen Gesellschaft und deshalb auch das des Staates.

Von allen Bürgern werden also mehr, als früher je der Fall, zwei Tugenden verlangt: die Liebe zum eigenen Volke und der moralische Mut. Egoismus und Feigheit haben die Nöte der Gesellschaft heraufbeschworen. Patriotismus und Mut müssen ihre Verschlimmerung jetzt verhindern. Ob die heute gepflegte Disziplin geeignet ist, diese Tugenden zu erwecken? Zu den ihr eigentümlichen Gefahren gehört die von Zeit zu Zeit notwendig eintretende Erschlaffung, die wie alle Reaktion der Intensität des vorhergehenden Zustandes proportional sein muß. Es versteht sich, daß hier große moralische Gefahren drohen. Mancher Einsiedler wider Willen neigt unvermeidlich zum Bacchanal. Ob die in der Kaserne beigebrachte Moral jetzt den nötigen Rückhalt bietet? Ob einem in der Kaserne der rechte Weg sich auszuleben und zugleich die Rechte anderer Personen zu achten gezeigt wird? Man soll nur nicht einwerfen, die Kaserne sei nicht der rechte Ort zu solcher Erziehung, denn was in diesen höchst empfänglichen Jahren nicht erzieht, verdirbt, und soll denn die Kaserne der Ort dazu sein? Das Volk in Waffen hat kein von dem sonstigen Volke getrenntes Interesse.

Der Aufenthalt in der Armee ist nun einmal unvermeidlich für jeden jungen und erst recht für jeden weniger gebildeten Menschen die intensivst wirkende Schule, die er je durchgemacht hat oder durchmachen wird, es ist unmöglich, auch wenn man es wollte, hier nur den militärischen Drill beizubringen, der junge Mensch nimmt hier tatsächlich unendlich viel mehr in sich auf, ob man das wünscht oder nicht.

Das Was kann und darf uns nicht gleichgültig lassen. Ich fürchte aber, daß es in der Mehrzahl der Fälle weder gut noch genügend ist.

Hören wir jetzt einmal einige Zeugen. Der Pastor C. Wagner stimmt dem Garnisonsprediger E. Frommel bei, wenn dieser meint, es sei eine allgemeine Klage, da

das „Heer, wiewohl es eine Schule der Zucht ist, doch für viele zu einer Hochschule der Unzucht wird".[1]) Eine sehr schwerwiegende Beschuldigung scheint mir die bedeutend erhöhte Zahl der Selbstmorde im Heere verglichen mit der zivilen Bevölkerung, die bekanntlich in allen Kulturstaaten sich zeigt, zu enthalten. In Frankreich töteten sich 1,3, in Preußen 1,8, in England 2,2, in Italien 3—4, in Österreich 8 mal mehr Militäre als Zivilisten desselben Alters. Es liegt auf der Hand, daß die strenge Disziplin, die Unzuchtsitten u. a. bei den einen, das ungemütliche Leben bei anderen Individuen hier den größten Teil der Schuld tragen.[2])

Bevor wir aber auf die andere, die gute Seite des Kasernenlebens unseren Blick richten, bevor wir uns fragen, ob das militärische Leben im Frieden auch günstige Folgen ausübt, wollen wir erst zur Vergleichung einmal andere Seiten des Volkslebens beleuchten und die hier bestehenden moralischen Schäden aufdecken. Wie verhält es sich

[1]) Pastor C. Wagner, Die Sittlichkeit auf dem Lande. 1896, S. 77. 80.

[2]) E. Durkheim, Le Suicide, 1897, S. 247—261. Es scheint mir der Verfasser, wie bei ihm eher Regel als Ausnahme, eine ganz verschrobene Erklärung des militärischen Selbstmordes zu geben, nl. als Ausflusses des übertriebenen Altruismus! Alle von ihm hervorgehobenen Erscheinungen lassen sich viel ungezwungener durch die von uns angeführten Umstände erklären. Für seine Hypothese spricht nur, daß sie so schön zu seiner Theorie paßt. Z. B. die größte Frequenz bei Unteroffizieren, Freiwilligen und Offizieren: ist denn bei diesen die Disziplin manchmal nicht viel drückender? geben sie sich dem Alkoholismus und der Unzucht nicht mehr hin? leiden sie nicht mehr unter Verschuldung? D. wundert sich, daß die Selbstmorde nicht mit den Dienstjahren abnehmen, aber nehmen denn die Folgen aus diesen Verhältnissen mit ihnen ab? Daß die militärische Selbstmordfrequenz abnimmt, dürfte durch die verminderte Strenge des alten militärischen Geistes, die er selbst S. 259 anführt, zu erklären sein. Durkheims Hypothese kommt mir ganz mystisch und ungereimt vor; vgl. E. Morselli, Il Suicidio, 1879, S. 371—376.

mit dem moralischen Leben unserer jugendlichen Fabrikbevölkerung? Vernehmen wir hierüber als unverdächtigen Zeugen Paul Göhre, der behauptet, „daß kaum ein junger Mann oder ein junges Mädchen aus der Chemnitzer Arbeiterbevölkerung, das über 17 Jahre alt ist, noch keusch und jungfräulich ist". Auf den Tanzböden verliert unsere Arbeiterjugend ihre beste Kraft und ihre Tugend.[1]) Er vergleicht das leichtfertige Leben des jungen Fabrikarbeiters mit dem des Studenten, dem wir sofort einmal auf den Zahn fühlen werden. Er schreibt den „erstaunlichen Umfang" der Roheit, des Leichtsinns und der Verschwendungssucht der jungen Fabrikarbeiter den relativ günstigen Löhnungsverhältnissen und dem Mangel an Aufsicht zu,[2]) also so ähnlichen Umständen, wie wir in der Kaserne antrafen, denn der niedrige Lohn wird hier durch freie Verpflegung und Zuschüsse aus dem Elternhause ausgeglichen. Göhre bedauert überhaupt in der modernen Fabrik die Abwesenheit aller nur einigermaßen erzieherisch wirkenden sittlichen Kräfte.[3]) Nur die eine gute Wirkung des schon Jahrzehnte wirkenden Schnapsverbotes in der Fabrik hebt er hervor.[4])

Was die Dienstmädchen anbetrifft, auch in diesem besonderen Teile der Bevölkerung finden wir keine glänzenden sittlichen Verhältnisse, wenigstens nicht soweit dieselben in Großstädten leben. „Über ein Drittel der unehelichen Kinder Berlins wird von der Dienstbotenklasse geboren." Die Ursachen sind auch hier zu einem guten Teile dieselben wie beim Militär. Manchmal kommt das junge Dienstmädchen ganz unerfahren aus ihrem Dorfe in die Stadt; vorehelicher Geschlechtsumgang galt dort auch als Regel, wurde aber meist durch nachherige Ehe gutgemacht, somit seiner größten Gefahr enthoben, in der

[1]) Paul Göhre, Drei Monate Fabrikarbeiter, 1891, S. 205.
[2]) Ibidem S. 198, 192.
[3]) Ibidem S. 86.
[4]) Ibidem, S. 201.

Stadt wird er dagegen zum unehelichen Geschlechtsumgange. Auch hier fehlen die Sittlichkeit fördernde Mächte. „Das Dienstmädchen verliert in frühem Alter seine eigene Familie und wird auch der Einflußsphäre derselben gänzlich entrückt". Die fremde Familie ersetzt die eigene im Durchschnitte keineswegs, wie jeder weiß. Die unbegrenzt lange Arbeitszeit treibt das Dienstmädchen dazu, die kurzen freien Stunden um so intensiver zu genießen. Die Analogie mit der Abspannung des Soldaten nach der strengen Disziplin liegt hier nahe genug.[1]) Das traurige Ergebnis, daß nach Weinhausen zwei Drittel aller Berliner Prostituierten ehemalige Dienstmädchen sind, kann uns kaum verwundern.[2])

Wenden wir uns jetzt einem anderen Kreise zu, wo wir erwarten müßten, alles auf das Schönste anzutreffen, zu der Studentenwelt. Diese jungen Leute stammen fast alle aus gebildeten, zu einem guten Teile aus den allerbesten Familien, sie sind alle wenn nicht im eigenen Hause so doch auf der Schule wohl erzogen, sie leben unter dem erhebenden Einflusse von Wissenschaft und Kunst, sie bereiten sich in angenehmer Weise ohne übermäßige Arbeit für einen hohen Beruf vor, sie verkehren der Theorie nach nur mit den Professoren, den Höchstgebildeten des Landes und mit einander, alle Einflüsse zum Guten wirkten und wirken hier anscheinend zusammen, und doch ist das Resultat ein ganz ungewöhnlich grober Umgangston, eine sehr hohe Kriminalität, die Aschaffenburg mit der allgemeinen Kriminalität verglichen recht bedenklich

[1]) Dr. Othmar Spann, Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse im Dienstboten- und Arbeiterinnenstande, Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1904, S. 291, 301, 302; vielleicht rechnet S. nicht genügend mit dem Umstande, daß die Arbeiterin sich prostituieren und erst recht sexuell frei leben und dennoch Arbeiterin bleiben kann, was dem Dienstmädchen zum Guten und zum Schlechten versagt ist; vgl. Aschaffenburg l. c. S. 77.

[2]) Reinhold Stade, Frauentypen aus dem Gefängnisleben, 1903, S. 134ff. über die weitere Verführung.

nennt,[1]) Trinkexzesse wie in vielleicht keinem anderen Stande zur Regel und zur Ehre erhoben, und endlich eine so widerliche Unzucht, daß nach einer Mitteilung Blaschkos auf Grund einer offiziellen preußischen Enquete 4% aller Soldaten, aber 25% der Studenten an Geschlechtskrankheiten leiden.[2]) Aschaffenburg schreibt die hohe Kriminalität der Studenten nur einer Ursache, der Trunksucht, zu, meiner Meinung nach mit Unrecht. Die viel zu frühe Selbständigkeit, die eigentlich sehr unzureichende moralische und intellektuelle Erziehung (wie konnten sie von so wenig vollkommenen Eltern eine bessere erhalten?), die ganz falschen Traditionen, die Selbstüberhebung, die hier wie im Offiziersstande grassiert, zu viel freie Zeit, die geringe Gelegenheit zu moralischer Einwirkung durch die Professoren, alle diese Faktoren wirken zu dem nur zu begreiflichen Resultate zusammen.

Einen Augenblick wollen wir noch einmal eine unter ganz anderen Verhältnissen lebende Welt betrachten, die der Kolonien.[3]) Die meisten Zeugen sind darüber einverstanden, daß hier eine wahrnehmbar niedrigere Moral als im Mutterlande herrsche, der Tropenkoller sei nur ein besonderer Tiefstand des allgemein niedrigen Niveaus, grobe Trinksitten seien sehr allgemein, sexuelle Ausschreitung eher Regel als Ausnahme,[4]) in jüngeren, primitiveren Kolonien

[1]) Aschaffenburg l. c. S. 66.

[2]) Schallmayer, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker, 1903, S. 142. Mein Artikel „Bedeutung und Tragweite der Selektionstheorie in den Sozialwissenschaften" in der Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1906, S. 465: Aschaffenburg l. c. S. 75.

[3]) Ich denke hier nicht allein an Kolonien wie Neu-Guinea, West-Australien, Viktoria oder Kalifornien kurz nach der Goldentdeckung, sondern auch an solche als Java und Britisch-Indien. Die Höhe des sittlichen Niveaus der Kolonien bildet in Holland eine beliebte Streitfrage, die noch nicht ausgetragen wurde.

[4]) Die französischen Kolonien sollen in dieser Beziehung ganz besonders niedrig stehen; vgl. z. B. Untrodden Fields of Anthropology, by a french Army-Surgeon, Paris 1896, passim.

seien Gewalttätigkeiten gar keine Seltenheit. Je mehr die allgemeinen Verhältnisse denen des Mutterlandes ähnlich werden, je besser auch die sittlichen. Moral und Moralität heben sich und zeigen aufs deutlichste, daß die Menschen nicht schlimmer waren als die Daheimgebliebenen, daß aber die besonderen Umstände einen demoralisierenden Einfluß ausübten.

Jetzt wird die Frage unabweislich: gibt es vielleicht allgemeine Ursachen für die moralischen Eigentümlichkeiten der Fabrikarbeiter, der Dienstmädchen, der Studenten, der Europäer in den Kolonien, und der Soldaten in Friedenszeit? Ich glaube ja, und ich meine sie auch nachweisen zu können in der Loslösung nicht nur von der elterlichen Zucht und Liebe, sondern zugleich von allen Traditionen und kontrollierenden Mächten der engeren Heimat, in der zu früh erfolgten Emanzipation ohne neue, selbsterkannte, das Gemüt erfüllende Pflichten, und dazu in der verhältnismäßig guten Entlohnung resp. der freien Lebenslage. Ich glaube, daß diese Umstände, die sich mutatis mutandis in allen fünf Lebenskreisen vorfinden, vollständig ausreichen, die ihnen gemeinsame Immoralität zu erklären. Die Disziplin und das engere Zusammensein mit den Genossen wären das einzige für das Kasernenleben besonders Charakteristische dabei. Der letztere Umstand dürfte aber, wenn die Disziplin einmal ideal gehandhabt würde, kaum mehr eine größere Gefahr darstellen.

Wir müssen jetzt die Frage beantworten, ob die aufgedeckten Schäden unzertrennbar mit dem militärischen Leben in Friedenszeiten verbunden sind. Zur Antwort möchte ich die Ansicht vertreten, daß umgekehrt von diesen fünf gefährlichen Umständekomplexen gerade das Kasernenleben am ehesten eine gründliche, ja eine prinzipielle Besserung erfahren könnte, die wenigstens viele Gefahren aufheben würde. Schon die eine Tatsache dürfte hier entscheidend sein, daß wir nur in diesem einen Falle die freie

Hand haben, um alles, was die Sache erheischt, zu verfügen. Den anderen Umständen können wir mit unseren Vorschriften kaum auf den Leib rücken, die Soldaten dagegen sind nun einmal der öffentlichen Aufsicht im ausgedehntesten Maße unterstellt, die mißliche Frage, ob eingegriffen werden darf, braucht hier nicht mehr erörtert zu werden.

Der Staat, die höchste erzieherische Macht, hat in seinen jungen Soldaten das beste und der Erziehung am meisten zugängliche wie am meisten bedürftige Material unter den Händen; wie hat er bis jetzt diese ganz einzige Gelegenheit zur Erziehung benutzt? Nur sehr wenige werden geneigt sein, hier dem Staate ihr volles Lob zu spenden. Die Gelegenheit wird jedenfalls nicht ausgenützt. Es könnte in sittlicher und in intellektueller Hinsicht unendlich viel mehr geschehen. Warum wurden die Kasernen in die großen Städte mit ihren vielfachen Gefahren verlegt? Die Soldaten könnten dem Großstadtleben ferngehalten werden, ohne daß der Landaufenthalt den Offizieren zur dauernden Pflicht gemacht würde, was vielleicht eine größere Zahl von ihnen von diesem Berufe fernhalten würde, als dem Staate erwünscht sein kann. Auch für die Unteroffiziere ließe sich hier irgend ein Ausweg finden, wenn dieser mit Eifer gesucht wurde. Die Soldaten könnten mit viel mehr Ernst, als bisher geschieht, den unsittlichen Elementen wie Kneipen und Bordellen ferngehalten werden. Den Unterricht der weniger gebildeten Soldaten sollte man mit vollem Ernste in Angriff nehmen, die Dienstzeit sollte die ideale Wiederholungsschule der Zukunft bilden. Offiziere wie Unteroffiziere sollten sich die sittliche Erziehung des Rekruten viel mehr, in ganz anderer Weise zu Herzen nehmen und natürlich selbst ganz anders dazu erzogen und angeleitet werden. Die Handhabung der Disziplin muß sich dementsprechend ändern. Sie soll meiner Überzeugung nach beileibe nicht

abnehmen, nicht weniger streng werden, aber rationeller, nicht so auf Verdummung des Untergebenen gerichtet, den Menschen in ihm nicht bloß ehren, sondern geradezu erheben und erwecken. Der Rekrut soll zum Soldaten erhoben, nicht herabgedrückt werden.

So erneuert, von ihren Fehlern gereinigt, wird die militärische Übungszeit ihren vollen Einfluß zum Guten ausüben können. Sie wird sich die immer zahlreicheren Angriffe der Moralisten, der Anti-Militaristen, der Sozia - demokraten zu Nutze machen. Aus diesem Grunde freue ich mich aller dieser Anfälle. Je kräftiger sie werden, je mehr die Regierungen und alle Behörden auf sie horchen müssen, je schneller wird hier Abhilfe geschafft werden. Und daß diese ebenso nötig wie möglich, hoffe ich im Vorstehenden zur Genüge dargetan zu haben.

Der Kriminalist v. Liszt hat m. E. mit dem vollsten Rechte das Heer „die beste aller Volksbildungsanstalten" genannt.[1]) Seinen segensreichen Einfluß wird es aber erst vollständig entfalten, wenn alle die vorgeschlagenen Verbesserungen angebracht sind. Wenn die Art und Weise der Disziplin in der erwünschten Richtung geändert ist, wird keine Fortbildungsanstalt einen gleich charakterformenden Einfluß ausüben können. Selbstbeherrschung, Ordnungssinn, Mut, Unterordnung unter das Ganze, männliche Tüchtigkeit werden nirgends besser gelehrt, und was sehr viel mehr heißt, eingeübt, zur bleibenden Eigenschaft gemacht. Eine bedeutende Bereicherung wird diese Erziehung gerade durch die Erwerbung der jetzt für den modernen Soldaten immer notwendiger werdenden Eigenschaften erfahren. Er braucht, um in der modernen Schlacht bestehen zu können, ein schnelles Anpassungsvermögen, bewegliches Urteil, größere Selbständigkeit, lauter Eigenschaften, die im modernen Leben jedem sehr zustatten kommen. Alles,

[1]) v. Liszt l. c. S. 19.

was der Soldat früher erlernte, wie Selbstbeherrschung, Mut, gutes Schießen, muß er sich jetzt, da er der Stütze durch die kompakte Masse immer mehr verlustig gehen wird, viel reeller, viel tiefer zu eigen machen. Der Soldat der Zukunft wird in allen genannten moralischen und militärischen Fertigkeiten eine bedeutend vertiefte Schulung durchmachen. Wie schwer wird der Kundschaftsdienst der Kavallerie werden, wie große Terrainkenntnisse werden vom Unteroffizier und erst recht vom Offizier gefordert werden! Wie viele spezielle Dienste, wie Telegraph, Luftballon, Signalwesen usw. werden da allmählich entstehen! Wie viel besser wird das Schießen der Infanterie werden müssen!

Es wird also nicht bloß aus allgemeinen Gründen der Volkserziehung und zur Entwaffnung der Kritik eine Verbesserung der militärischen Erziehung im Frieden erwünscht sein, denn in diesem Falle könnten wir wohl sehr lange vergeblich auf sie warten, sondern das eigenste militärische Bedürfnis wird sie unbedingt zur dringenden Notwendigkeit machen, und zwar in den Heeren aller zivilisierten Völker, soweit dieselben nicht schon dem wachsenden Bedürfnisse Rechnung trugen. Dem Drange der modernen bürgerlichen Gesellschaft, der durch die eigenen Bedürfnisse des Heeres unterstützt wird, muß endlich auch die konservativste Heerverwaltung nachgeben; sonst würde die Strafe dafür, durch das oberste hier zuständige Gericht, den Krieg, verhängt, recht schwer werden.

Die Offiziere werden sich zur Anpassung an alle diese bald unabweislichen Forderungen bequemen müssen. Der künftige Truppenführer wird sich immer mehr zum technischen Führer ausbilden müssen. Seine Autorität wird in unserer Gesellschaft den Anforderungen unserer Kriege gegenüber sich immer mehr auf reell-technisch-wissenschaftliche und moralische Überlegenheit stützen müssen. Die ganze Scheinbildung des Salons, der Tanzpflichten, des

Paradetons wird da bald in nebelhafte Ferne verschwinden. Die modernen Anforderungen werden moralisch wie technisch-militärisch so tief ernst, so ungeheuer positiv werden, daß „die Schneidigkeit" einen ganz anderen Charakter wird annehmen müssen. Weder die moderne Gesellschaft, die alle kindische Naivität den Autoritäten gegenüber zu verlieren im Begriffe steht, noch der moderne Krieg, der erst recht keinen Spaß verstehen wird und jedes Zurückbleiben hier mit peinlichster und promptester Strafe treffen wird, werden sich mit Scheinreformen abspeisen lassen. Die russischen Offiziere, die mit Mätressen und Salonparaphernalien reisten, haben uns den Liebesdienst des Beispiels erwiesen.[1])

Der Krieg wird mehr als je ein ernstes Handwerk bilden, die Vorbereitung zu ihm im Frieden wird immer ernsthafter, immer gehaltreicher werden müssen. Die Kaserne der Zukunft wird sich notgedrungen zur Mustererziehungsanstalt ausbilden, Unteroffiziere und Offiziere werden sich zu würdigen, völlig ihrer Aufgabe angepaßten Lehrern entwickeln. Da wird alle Kritik aus diesem Grunde schweigen, das Friedensheer wird dem Kriege Freunde schaffen.

[1]) W. Passek, Ein deutscher Kaufmann in der Mandschurei, 1906, erzählt uns S. 1 ff., wie die russischen Offiziere nach dem Anfange des Krieges in Niutschwang in den gemeinsten Orgien Schätze ausgaben, und zwar solche, die sie durch die allgemein herrschende Korruption erhielten, S. 82, 30 ff. Die Japaner entfernten alles, was der Disziplin gefährlich sein könnte, die Russen machten es gerade umgekehrt, führten möglichst viele Prostituierte mit sich, S. 66; Alexejeff soll prächtige Feste mit Prostituierten während der Belagerung von Port Arthur abgehalten haben, während die Soldaten Hunger litten und die Verwundeten nirgendwo anständig aufgenommen werden konnten. Col. Wellesley, früher Militärattaché in Rußland, erzählt von der ungeheueren russischen Korruption bis in die höchsten Kreise der Armee, im Kriege sogar wurden Kanonensendungen gestohlen! „With the Russians in peace and war", 1905, p. 111, 117.

Die alten Traditionen sollte man aufgeben! Deutschland hat schon einmal schwere Strafe zahlen müssen, weil es nicht darauf geachtet hatte, daß Krieg und Gesellschaft sich geändert hatten. Es vollzieht sich jetzt eine ähnliche Änderung, die Völker sollten die Warnung nicht überhören. Alles ändert sich, das Heer muß mit, bei Strafe der künftigen Niederlage. Die heiligsten Traditionen sind hier auch die gefährlichsten. Veraltete gesellschaftliche Verhältnisse dürfen nicht länger die Grundlage abgeben für das Heer der Zukunft, das ebensosehr den neuen Verhältnissen angepaßt als den neuen Anforderungen gewachsen sein soll.

Wie könnte Einer erwarten, daß die Offiziere dieselben bleiben könnten, indem sich doch die Soldaten, mit den früheren verglichen, so vollständig geändert haben und sich voraussichtlich noch bedeutend mehr und zwar bald ändern werden.[1])

Das moderne Heer muß vor allen Dingen das ganze Volk in Waffen darstellen. Sobald oder solange es das Gepräge eines einzigen Standes erhält, wird es geschwächt. Kein einziger Stand ist allein staatserhaltend, der Staat braucht sie alle, nicht allein die Hingebung und die Knochen der Junker, sondern auch die der immer zahlreicheren Fabrikarbeiter, und das Geld des wohlhabenden Bürgerstandes, wie wir sahen, in nicht geringer Quantität. Das Heer unserer Zeit darf in keiner Weise, weder was

[1]) Mit wie schwachen Gründen verlangt v. d. Goltz, Das Volk in Waffen, der übrigens so sehr gute Sachen über die Bedingungen der Disziplin sagt, für den Offiziersstand eine hervorragende Stellung im Staate; wenn er die nicht hat, nennt er die Offiziere Sklaven, und erwartet von ihnen wie von Sklaven nur wenig Gutes, S. 47! Also sind die anderen Stände alle nur Sklaven! Solche Redensarten müssen ja einen unbesiegbaren Haß wider die preußische Auffassung bei allen freien und gebildeten Menschen hervorrufen.

die Pflichten noch was die Vorrechte betrifft, ein Standesheer bleiben, das wäre ja im Widerspruche zu unserer ganzen gesellschaftlichen Entwicklung. Solche Widersprüche können eine Zeitlang durch Tradition und Gewalt geduldet werden, aber schließlich rächen sie sich. Wer das Heer liebt, muß es der Zeit angepaßt erhalten wollen.[1])

Die Erziehung der jungen Mannschaft gehört aber zu den wichtigsten Aufgaben der Armee in Friedenszeiten, wir haben also allen rationellen Grund, schnelle und tiefgehende Verbesserungen auf diesem Gebiete zu erwarten. Diese Reformen liegen alle innerhalb der Möglichkeit; wenn sie vollzogen sind, werden wir von der Kaserne für die Erziehung unserer männlichen Jugend nur Gutes erwarten dürfen. Die militärische Vorbereitung wird dann nicht länger zu den Kriegsnachteilen gehören, unter welche wir ihr jetzt noch einen Platz einräumen mußten, sondern zu den Vorteilen.

§ 6.

Die Wehrverfassung als Stütze der Feudalität und der absoluten Monarchie.

Ein nichtsnutziger, lumpiger Messerheld flößt durch rücksichtslose Frechheit der ganzen Nachbarschaft mit seinen Fäusten einen heillosen Schrecken ein, wenn er aber das Glück und das Einsehen hat, sich mit ein paar gleichgearteten Bruderzuhältern zusammenzutun, so wird er in dem ganzen Viertel unüberwindlich. Er kann sich

[1]) Leider vernimmt man jetzt Stimmen, welche behaupten, daß das deutsche Heer aufs neue ein exklusivistisch rekrutiertes Offizierskorps erhält, das österreichische dagegen soll sehr gute Offiziere aus den niederen Bürgerkreisen und sogar aus dem Volke erhalten. Deutschlands Heer in österreichischer Beleuchtung. 1906, S. 48. Der Verfasser rügt auch das kostspielige Leben der deutschen Offiziere, ihre Neigung zur Servilität und den Rückgang der Moralität, wenn sie mit der von 1870 verglichen wird.

geradezu als Tyrann aufspielen, alle empfinden öfter auf lange Zeit seinen Druck, und sogar die Polizei hat Mühe, ihn schließlich zu entfernen. Ähnliches geschah in größerem Maßstabe, wo immer ein militärischer Abenteurer sich in einer starken Burg, vielleicht anfangs bloß in einem kleinen Turm, einnisten konnte, ein paar Reisige unterhielt, allmählich andere Raufbolde und Abenteurer zu sich herüberzog und seine Macht über die feigen Bauern immerzu vergrößerte und befestigte. Die Bedingungen einer solchen Macht waren nicht allein die Kampflust und die Streitfähigkeit des Führers, auch nicht bloß der feste Turm, obwohl zur Zeit der schwachen Belagerungsmittel zweifelsohne von großer Bedeutung, auch die besseren Waffen machten den Burgbesitzer noch nicht für die Bauern unüberwindlich, die Hauptsache, der Kern der Macht war schon damals die kleine, aber organisierte und für den Kampf spezialisierte Bande, welche die viel zahlreicheren Bauern durch Kampffähigkeit und Kampfbereitheit immer wieder besiegen und unterjochen konnte.

Die kleinen Kerne und embryonalen Anfänge stehender Heere bildeten bereits die Bedingungen und Stützen despotischer Macht.

Das ganze Mittelalter aller Völker, die bis zu dieser Stufe emporgestiegen sind, also von der Stammverfassung bis zu den territorialen Fürstentümern, wird durch diese Vorgänge charakterisiert. Die Feudalität ist durchaus nicht auf das europäische Mittelalter beschränkt, sondern, wie auch leicht begreiflich, ein universalhistorischer Zug. Zwischen den Dorfeshäuptern und den souveränen Fürsten finden wir fast überall eine lange Periode, in welcher die zentrale Macht zwar nicht fehlte, aber durchgängig zu schwach war, dagegen die der Vornehmen auswuchs. In allen Weltteilen stoßen wir auf dieselbe Erscheinung.[1])

[1]) Was bei dem Studium dieser politischen Formation viel zu

Und überall ist ihre Hauptbedingung der Besitz einer kleinen stehenden Waffenmacht, der allzeit bereite Kern eines Heeres. Die Staatengründungen der Normannen beruhen hierauf,[1]) in Vorder-Indien machte erst die englische Übermacht allen solchen Gründungen ein Ende.[2]) Diese kleinen Heereskerne bewiesen überall die Allmacht der Organisation. Von der nicht immer kulturfördernden Macht des Adels weiß jeder zu erzählen, seine gute Seite wird aber nur zu oft übersehen.

Solange die Organisation eines großen Staates unmöglich war, und es gehörte sehr vieles dazu, haben die adligen Burgbesitzer durch Erfüllung mehrerer Aufgaben während sehr langer Zeiten ihr Recht auf Existenz erwiesen. Sie verteidigten das schwache, nicht organisierte Landvolk gegen alle Feinde, in West-Europa besonders gegen die Normannen; sie pflegten die Justiz, sie waren die Führer auf allen Lebensgebieten.[3]) Erst als die territorialen Fürsten und die Städte die nützliche Arbeit des Adels überflüssig machten und seine Macht aufhoben, wurde er so allmählich zu einem vielfach schädlichen Reste der Vergangenheit. Die Bedeutung des Adels wird jetzt in allen Kulturstaaten künstlich aufrechterhalten, eine lebendige Grundlage besitzt seine Macht kaum irgend-

---

sehr übersehen wurde, z. B. von J. M. Robertson, Introduction to English Politics, 1900, S. 193, der die Feudalität durch eine Mischung von römischen und barbarischen Einrichtungen erklären will, was sehr unwahrscheinlich ist, wenn dieselbe eine universelle Verbreitung hat.

[1]) Vgl. W. Thomsen, Der Ursprung des russischen Staates, 1879.

[2]) Noti, Das Fürstentum Sardhana, 1906. Auch Abd-el-Kader wurde durch sein stehendes Heer befähigt, alle Rebellie niederzuwerfen, dieses machte ihn erst eigentlich zum König. Rambaud, in L'Armée à travers les âges, 1902 p. 358.

[3]) Taine, Origines de la France Contemporaine Bd. 1 L'Ancien Régime, 1882, p. 9 suiv.; Breysig; Kulturgeschichte der Neuzeit, Mittelalter, 1901, S. 969, 1014, 1044.

wo. Er ist jetzt im Gegensatz zum Mittelalter wohl auf keinem Gebiete als solcher der Führer, womit natürlich das hohe Verdienst mancher Edelleute nirgends geleugnet wird, Handel, Wissenschaft, Industrie, Kunst, Religion, Verwaltung brauchen den Adel als solchen nicht, wie dadurch leicht erwiesen wird, daß, wo er fehlt oder schwach ist, auf allen diesen Gebieten wahrlich nicht weniger geleistet wird. Gerade da, wo künstliche Einflüsse am wenigsten durchdringen und den Edelleuten einen Scheinerfolg bereiten könnten, also auf dem Gebiete der freien Künste, der Wissenschaft, der technischen Erfindung und höheren Leitung der Industrie, sind die Leistungen des Adels gewiß nicht höher als die anderer Stände zu bewerten, ungeachtet ihnen der Weg zum Erfolge noch immer mehr als anderen geebnet wird.[1]) Nur als Großgrundbesitzer können sie noch in einigen Ländern eine gewisse führende Stellung beanspruchen. Diese hängt aber mit der künstlichen Weise, in der durch Majorate, Erstgeburtsrecht und dergleichen ihre Vermögensstellung geschützt wird, zusammen; die Schwierigkeiten, mit welchen die Adeligen sonst als Gutsbesitzer zu ringen haben und deren sie sich immer in der verderblichsten Weise, durch Staatshilfe, die ihnen, von anderen angerufen, so verhaßt ist, zu entledigen suchen, beweisen ausreichend, daß der Adel als solcher auch in ländlichen Unternehmungen nicht gerade als mustergültiger Führer gelobt werden darf.[2]) Die Eigen-

---

[1]) Es ist gewiß merkwürdig, daß unter 800 Hochgestellten in Holland 59 dem Adel angehörten, von welchen nur 18 außerhalb der amtlichen Karriere stehen, nur etwa 8 danken ihre Stellung nicht amtlicher Ernennung. Unter mehr als 200 Universitätsprofessoren gibt es nur 3 Adlige, im höchsten Gerichtshofe nur 2, unter den Künstlern, Technikern usw. keinen einzigen, unter den bedeutenden Politikern nur einen; vgl. meinen Artikel Nachwuchs der Begabten in Zeitschr. f. Sozialw., 1904, S. 13.

[2]) Eduard v. Hartmann, Zur Zeitgeschichte.

schaften, die Ammon, der konservative Soziologe, am Bauern lobt, besitzt der Adlige eigentlich nicht.[1])

Warum bleibt der Adel, der die Führergaben nicht mehr besitzt, die Führerpflichten nicht mehr erfüllt, warum bleibt er dennoch in fast allen Kulturländern im Besitze der Führervorrechte, die zwar abgeschwächt, aber doch noch sehr erheblich sind, wie dadurch sichergestellt wird, daß sie nicht freiwillig aufgegeben werden, was gewiß geschähe, wenn sie wertlos wären? Die Antwort liegt wohl hauptsächlich darin, daß der Adel vom Widersacher zur Stütze und zum Liebling der Monarchie wurde. Eigentlich wurde aller Adel zum Hofadel, wenn dieser Vorgang auch in Frankreich sich am deutlichsten markierte. Was wäre der europäische Adel jetzt ohne die Höfe der Könige und Kaiser?

Das größte Verdienst des Adels, das wir noch nicht erwähnten, bestand in dem einst der zu weit gehenden Zentralisation des Staates geleisteten Widerstande. Wo Adel und Monarchie von Anfang an gleich stark, blühte die freie moderne Gesellschaft am schönsten auf; in Ländern, wo die Kraft des Adels dagegen ganz niedergeschlagen wurde, wie in Rußland, wurde der Staat übermächtig, was praktisch auf die Tyrannei der allmächtigen Bureaukratie ausläuft.[2]) Aber auch diese wertvollste Funktion des Adels hat in der heutigen Gesellschaft aufgehört. Wenn die Funktion aufhört, wird das Organ rudimentär,

---

[1]) O. Ammon, Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft, 1906, S. 26 ff.

[2]) Vgl. die englische Entwicklung z. B. in der kurzen Zusammenstellung bei Boutmy, Le Développement de la Constitution et de la Société politique en Angleterre, 1903, mit v. d. Brüggen, Wie Rußland europäisch wurde, 1885, und, Das heutige Rußland, 1902, und Milioukov, Essais sur l'histoire de la Civilisation russe, 1901, p. 220 suiv. und vom selben Verfasser, Russia and its Crisis, 1906. p. 553.

und ausgiebige Ernährung desselben auf Kosten des übrigen Körpers zu einer Schädigung der anderen Organe und damit zu einer Beeinträchtigung ihrer Funktionen. Wir können also auch aus diesem Grunde die fortdauernde Privilegierung des Adels, wo er selbst besteht, nicht gutheißen. Mehr als auf anderen Gebieten wird der Edelmann in den höheren militärischen Chargen dem Bürgerlichen vorgezogen, in fast allen Ländern West- und Mittel-Europas. Zwischen dieser Tatsache und dem engen Bündnisse zwischen Fürst und Heer besteht gewiß ein Zusammenhang. Dieser hat von Anfang an bestanden. Der Fürst konnte den Adel erst recht unterwerfen, wenn er eine größere Truppenmacht als seine feudale Gefolgschaft wider ihn ins Feld führen konnte, was ihm nur mit der Hilfe der reichen Städte gelang. Die großen nationalen Kriege, die er bald zu führen hatte, machten seine Heere und damit seine königliche Gewalt beständig größer.[1]) Sobald er aber den Adel dauerhaft und grundsätzlich besiegt hatte, machte er ihn zum Kerne seines stehenden Heeres. Der unabhängige, stolze Adel wurde von nun an zum ersten Diener des Fürsten, zum Vollstrecker seiner Zwangsbefehle.[2]) Und so blieb mit der einzigen Ausnahme der französischen Revolutionsheere der Edelmann der geborene Offizier und wurden andererseits die höheren und höchsten Stellungen in der Armee ihm reserviert. Nicht allein in Deutschland ist dies der Fall, und nicht nur hier sind in der neueren Zeit Veränderungen eingetreten.

Dennoch besteht noch immer ein gewisser Zusammenhang zwischen Adel und Heer, wie in den letzten Jahren in Frankreich sehr deutlich hervortrat. Von manchen wird hierin eine Gefahr für die Sicherheit

[1]) Über den Zusammenhang zwischen der Monarchie und den stehenden Heeren vgl. Jähns, Heeresverfassungen und Völkerleben, 1885, S. 213 ff.

[2]) Imbart de la Tour, Les Origines de la Réforme, 1905, p. 59 bis 69, 423.

der modernen Gesellschaft gesehen. Der Fürst könnte im Verein mit dem seinem ganzen späteren Charakter nach monarchischen Adel, der ja nur von ihm die Hochhaltung seines antiquierten Wesens zu erhoffen hat, und mittels des im Kerne adligen Heeres, einmal autokratische Gelüste, die wohl nicht jedem konstitutionellen Fürsten ganz fern liegen, entwickeln und durchführen. Auch abgesehen von diesem Extreme, fürchtet man vom Heere Verstärkung der feudalen und monarchischen Tendenzen, die sich im Widerspruch mit den Bedürfnissen und höchsten Idealen unserer Zeit befinden.

Bevor wir untersuchen, ob es einigen Grund für diese Befürchtungen geben kann, wollen wir mit einem Worte des vorzüglichen Wertes des Adels für die Armee gedenken, um alsdann gerechter über die künftige Bedeutung der Adligen in der bewaffneten Organisation des Volkes urteilen zu können.

Zur Zeit der absoluten Fürsten und der häufigen, hauptsächlich um die territoriale Erweiterung geführten Kriege war ein allzeit bereites Heer eine erste Notwendigkeit; die aus seiner Kasse gezahlten Söldner hatte der Fürst zu stetiger Bereitschaft in der Hand, der seiner Regierungs- und meist auch seiner Verwaltungsfunktion enthobene Adel gab zu diesem nichts weniger als nationalen Heere die bereitwilligen Offiziere ab. Wer die Leistungen der Heere Frankreichs im 17 ten und im 18 ten Jahrhundert und die Preußens in der zweiten Hälfte des 19 ten bewundert, wird gewiß bereit sein, die militärischen Tugenden dieser geborenen Offiziere hoch zu schätzen. Die jüngsten Siege Japans haben uns wieder die hohen Taten seiner Junker, der Samurai, vor Augen geführt. Eine unumgängliche Bedingung eines guten Heeres dürfen wir aber nicht in ihnen erblicken, dagegen würden doch die Siege Cromwells und die der französischen Revolution, die Napoleons, und andererseits Jena ihre Stimme erheben. In 1870/71 wäre dem deutschen Heere ungeachtet seiner großen, wohl

von keinem verkannten Vorzüge, der Sieg gewiß nicht so relativ leicht geworden, wenn das imperiale Frankreich sich nicht in voller Auflösung befunden hätte. Die Nord- und Südstaaten Amerikas haben in dem ungewöhnlich blutigen und die Anstrengung aller Kräfte erheischenden Sezessionskriege beiderseits Heere ins Feld geführt, die an kriegerischen Leistungen und besonders an Mut und Opferfreudigkeit hinter keiner europäischen Armee zurückblieben, und doch fehlten ihnen die Berufsoffiziere fast ganz und die Geburtsoffiziere vollständig.

Ungeachtet aller Bewunderung für die militärischen Leistungen der Junker und Samurai, sind wir also zu der Anerkennung gezwungen, daß es ohne sie auch und nicht immer schlechter geht. Aber die fortschreitenden Verhältnisse nötigen uns, noch einen Schritt weiter zu tun. So wie in der intensiven modernen Wirtschaft die alten, angestammten Führer keine Führer bleiben konnten, sondern ihren Platz anderen überlassen mußten, ja sogar in der Gesetzgebung und in der Verwaltung mehr befähigte Emporkömmlinge sie manchmal überflügelten, ungeachtet alles reaktionären Widerstandes an den höchsten Stellen, so wird auch im konservativsten Heere der Wille zum Siege, und die drohende Strafe der Niederlage überall das Privileg des Adels zu Gunsten der Befähigung aufheben. Auch hier wird man notgedrungen und sich sträubend dem so dringend nötigen Talente den Vorrang lassen.

Der moderne Krieg wird vor allen Dingen ein Wettstreit der militärischen und technischen Talente sein, und darin gibt die Geburt ohne Begabung gewiß nicht den Vorrang. Der Krieg selbst wird hier sehr bald, wenn es nicht anders geht, durch eine Niederlage, mit allen Vorurteilen und Privilegien aufräumen. Der künftige Krieg wird immer mehr zu einer so ernsten Sache werden, daß die besondere Befähigung des Adels hier ebenso unzulänglich erscheinen wird, wie auf jedem anderen Lebensgebiete. Sind denn die befähigtesten

Schiffskapitäne, Ingenieure, Entdeckungsreisenden Edelleute? Das Talent zum Kommandieren erwirbt sich der wahrhaft Befähigte und deshalb von den Untergebenen mit Achtung Befolgte gar leicht, und man bedenke, die Soldaten der Zukunft werden immer weniger kritiklose Bauernjungen und kenntnislose Proletarier der Städte sein. Die Zeiten ändern sich: wer künftig siegen will, der braucht denkende Soldaten und Offiziere, die diesen überlegen sind.[1] Anschnauzen genügt nicht mehr. Außerdem würde der gebildete Soldat der Zukunft das nicht länger ertragen.

Man vergesse doch in keinem Zusammenhange, daß das künftige Heer Volksheer sein wird und daß ein solches Heer unmöglich außerhalb des Volkes stehen kann. Es wird seine Gedanken, seine Ideale, seine Kritik teilen. Wer ihm ein Junker-Offizierskorps aufladen möchte, würde ihm von vornherein das Vertrauen und die Liebe zu seinen Führern rauben, und ohne diese ist alle Disziplin eine leere Forderung. Je mehr Kastengeist sich im Heere finden und dort eine Stütze erhalten wird, desto mehr Kritik wird die Armee herausfordern, und diese muß schädlich auf den militärischen Geist zurückwirken.[2] Die Gesellschaft, welche die Soldaten, die Talente und das Geld zur Armee hergibt, ohne die es gar keine Armee geben würde, wird schließlich in jedem Streite zwischen sich und dieser recht behalten, aber ein solcher Streit ist der Sieg des Feindes.

[1] Martin, Die Zukunft Rußlands. 1906, S. 45: „Die modernen Waffen verlangen einen gebildeten Soldaten", die Russen „mußten zurückweichen vor der höheren Kultur, die am anderen Ende Asiens entstanden war", wie einst die Mongolen vor der West-Europas. General v. Scherff, Die Lehre vom Kriege. 1897, S. 46: Die jetzt notwendige Schützenlinie sei allein möglich bei „erhöhter moralischer Erziehung der Einzelstreiter"; er verlangt also eine mehr individualisierende Ausbildung des Einzelkriegers.

[2] Dennoch verlangt der konservative Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen, 1893, S. 304 eine Bevorzugung des Offiziersstandes, damit der Offizier dem gemeinen Soldaten als ein höheres Wesen erscheine! Quos Deus perdere vult, prius dementat!

Nichts ist begreiflicher als die Einseitigkeit, mit welcher die Freunde wie die Feinde des Krieges auf Preußen als die Verkörperung des kriegführenden Staates in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts blicken, und alles, was ihnen in diesem Staate, der durch seine Spaltung in Ost und West eine sehr eigentümliche Verfassung hat, nicht gefällt, dem Kriege an sich vorwerfen. Alle Völker aller Zeiten kämpften, und doch muß dieser eine Staat in dieser einen Periode als Muster herhalten. Da wird unter tausenden die Blütezeit Hollands vergessen, das nie großartigere Werke geschaffen hat als in den anderthalb Jahrhunderten, in welchen es unausgesetzt Krieg führte. England zählte im 19. Jahrhundert innerhalb Europas 21, Preußen nur 12 Kriegsjahre, und wie zahllose Kriege führte England dazu außerhalb unseres Weltteils![1]) Der blutigste Krieg des Jahrhunderts war der Bruderkrieg, den die freie Republik Amerikas führte!

Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß der Krieg und seine Vorbereitung keineswegs unzertrennlich mit dem preußischen Typus von Staat und Gesellschaft verbunden sind: im Gegenteil! Dieser Typus hat sowohl Jena und Tilsit als Königgrätz und Sedan gekannt. Auch in Preußen ändern sich die sozialen Bedingungen fortwährend, denen ein Heer sich anzupassen hat, wenn es nicht selbst schwach und zu einer Gefahr für den eigenen Staat werden soll.[2]) Sagt Schallmayer doch mit dem

---

[1]) Robertson l. c. p. 112 vergißt, daß das Deutschland, das er verurteilt, die beiden Heroen des von ihm so hoch gestellten Sozialismus hervorgebracht hat, und ebenso den ihm wahrscheinlich sympathischen Kathedersozialismus oder die Einführung der Ethik in die Ökonomie und die deutschen Versicherungsgesetze! Für England aber vergißt er auf Chamberlain, Balfour, Kitchener, Kipling und andere Friedenspropheten hinzuweisen.

[2]) Hiermit sind die Haupteinwürfe Ferreros, Il Militarismo, 1898, beantwortet.

vollsten Rechte: „Der Krieg ist ein Gebiet, auf dem mangelnde Anpassungsfähigkeit am offensichtlichsten Schaden stiftet.“[1])

Militaristische Übergriffe vereinzelter Führer, wie wir in der Dreyfus-Periode so manche kennen lernten, Frechheiten, wie die Zeitungen uns im Oktober 1906 aus Ludwigswalde meldeten, wo höhere Offiziere sich herausnahmen, die Nichtaufführung eines ihnen nicht gefälligen Theaterstückes vom Direktor unter Drohungen zu fordern, sollten in einem geregelten Staate ganz unmöglich sein oder ihre Urheber für immer unmöglich machen. Das Heer hat im konstitutionell regierten Staate nie andere als gesetzliche Pflichten zu erfüllen; kann es oder ein Mitglied desselben ungestraft über dieselben hinausgehen, so beweist das einen krankhaften Zustand im Staate. Es darf sich kein Teil des Organismus herausnehmen, mehr als ein untergeordnetes Organ sein zu wollen, keines darf die Rechte beanspruchen, die nur dem Ganzen in seiner gesetzlichen Organisation zukommen. Wenn Ähnliches in Deutschland möglich, so folgt daraus, daß Deutschland in dieser Beziehung rückständig ist. Die in Preußen so einflußreichen ostelbischen Junker scheinen zu vergessen, daß ihnen die Zukunft nicht gehört. Sie stellen schon längst nicht mehr das Geld, sie werden auch nicht allein das Talent zu dem von beiden so viel fordernden modernen Kriege stellen.

Auf die Dauer kann im Heere kein anderes Verhältnis zwischen den sozialen Kräften herrschen als in der Gesellschaft.

Das Volksheer, das uns vom unberechtigten Adelseinflusse befreien wird, kann auch nie den möglichen Ausschreitungen der königlichen Gewalt seine Stütze verleihen. Prätorianer und Strelitzer waren nur möglich, bevor die

---

[1]) Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker, 1903, S. 269.

französische Revolution und die Reaktion gegen sie die Völker in ihrer Totalität zu den Waffen riefen. Es hat wohl nie eine staatsrechtlich bedeutsamere Umwälzung in der Armeebildung gegeben als diese. Die russischen Zustände sind nur in scheinbarem Widerspruche hiermit. Denn erstens ist das krankhaft große Reich aus mehreren Völkern zusammengesetzt, die gegen einander verwendet werden können, und zweitens bilden die Kosaken, ungeachtet der Veränderungen in ihrer Organisation, noch immer mehr oder weniger ein sehr besonderes Korps von Berufssoldaten, die als solche dem Volke gegenüberstehen und wider es gehetzt werden können. Und drittens: sogar die Kosaken scheinen sich nicht zu allen Greueltaten wider das eigene Volk herzugeben, von mehreren Rebellionen der Kosaken dringt die Kunde zu uns, wie viele gibt es, von denen wir nie das geringste vernehmen!

Wir brauchen uns gerade wegen unserer stehenden Riesenheere nicht mehr wie seinerzeit die Engländer gegen die Gefahr eines königlichen Mißbrauchs zu verteidigen.[1]) Das Volksheer ist wirklich das Volk in Waffen, es gehört dem Volke, der Gesellschaft, welche die Männer, das Geld und das Talent zu ihm hergibt, nur aus Kourtoisie wird es das Heer des Fürsten genannt. Oder hie und da aus zäher Tradition.

Als einmal ein paar Staaten die Volksheere einführten, mußten sie überall die alten, für die Tyrannei so gefügigen Söldnerheere verdrängen, weil sie ihnen militärisch so weit überlegen waren. Mit ihnen wurden die Grundlagen der konstitutionellen Staatsverfassung verbreitet. Überall mußte die Armee die bewaffnete Organisation des ganzen Volkes werden. Jetzt treibt der Zwang des Krieges uns wieder einen Schritt weiter. Schon die Erfolge der deutschen Waffen in 1866 und 1870/71 haben Europa die Bedeu-

[1]) Gneist, Das englische Verwaltungsrecht, 1844, S. 471 ff.

tung des deutschen Schulmeisters besser als tausend Kongresse demonstriert, die Niederlage Rußlands wird als ein unwiderlegliches Argument wider den Analphabetismus in die taubsten Ohren dringen.[1]) Die Lehren der Kriege werden schon befolgt, auch von den sonst Unwilligsten. Aber der moderne Krieg verlangt bedeutend mehr als bloßes Lesenkönnen. Der „beschränkte Untertanenverstand" reicht hier nicht aus, wer nur ihn von seinen Soldaten verlangt und nur ihn züchtet, der wird mitsamt seinen Muchiks dafür mit der Niederlage büßen. Die Kosaken sind ganz gute Henkersknechte, gegen den Feind erwiesen sie sich unzureichend.

Die hohen und noch wachsenden Anforderungen des modernen Krieges sind uns eine Bürgschaft dafür, daß die Fürsten, um vom Adel gar nicht zu reden, nicht fähig sein werden, den intellektuellen Fortschritt der Völker zu hemmen oder ihre geistige und politische Freiheit zu fesseln. Nach der ersten Warnung durch die Revolutionskriege hat der russisch-japanische Krieg uns den unschätzbaren Dienst einer erneuten, besonders deutlichen Demonstration dieses Satzes erwiesen.

Die Intensität der Konkurrenz in der wirtschaftlichen Produktion hat alle Unfähigen aus der Führung verdrängt und wird stets mehr auf diesem Gebiete das Ideal erreichen machen, daß jeder die seiner Begabung und seinem Charakter entsprechende Stellung einnehme.[2]) Der furchtbare Ernst des modernen Krieges wird auch im Frieden das sehr ernsthafte Streben nach diesem Ideale in der kriegerischen Organisation zur unabweislichen Pflicht machen. Von einem derartig sanierten Heere, in dem jedes Talent

[1]) Wie die Zeitungen berichteten, lehrten die Japaner den russischen Kriegsgefangenen russisch lesen! „Si non è vero, è ben trovato!"

[2]) Von mir verteidigt in, Kritiek op de Proletarische Moraal, 1905, p. 167 seq.

den ihm gebührenden Platz einnimmt und das das ganze Volk in seinen gesündesten Mitgliedern repräsentiert, von einem solchen Heere, das die volle Kultur, das ganze geistige Vermögen des Volkes in sich enthält, brauchen die Freiheit und die höchsten Güter der Nation nie etwas zu fürchten, es wäre denn, daß das Volk selbst schwach und feig geworden wäre. In einem solchen Heere kann auf die Dauer der Byzantinismus den Vorgesetzten und dem höchsten Befehlshaber gegenüber, der in einem Söldnerheere am Platze sein mag, unmöglich Raum finden. Das Heer ist das Volk in Waffen, es gehört und gehorcht nur dem Staate, also dem Fürsten in seiner konstitutionellen Funktion. Die Redensart „mein Heer" ist in jedem Munde unpassend oder höchstens ein poetischer Ausdruck. Kein einziger Mensch faßt ja in sich allein den Staat zusammen. Die freien Bürger bilden mit den schwersten Opfern an ihrem Gelde, ihren Körpern, ihren Geistern das Heer, welcher einzelne also darf sich unterfangen, das sein eigen zu nennen?

Diejenige militärische Organisation wird die beste, die siegesfähigste sein, welche sich der modernen Gesellschaft am besten angepaßt, welche alle die realen Kräfte der Zeit in sich aufzunehmen verstanden hat. Wie könnte je ein Organ, das die Auslese selbst durchzuführen hat, ohne Strafe sich überholen lassen? Ein Heer, das in seiner Organisation auf veralteten, nicht mehr angepaßten politischen Anschauungen und Verhältnissen beruht, ist schon deshalb schwach. Das schwache Organ macht den ganzen Körper schwach. Die Besiegung im Kriege wäre die gerechte Strafe, die zur neuen gründlichen Anpassung und Reformation zwingen würde.[1]) Das beste Heer verliert

[1]) Lavisse, der bekannte Historiker, sagt sehr richtig: „La transformation des institutions, des moeurs et des conditions politiques entraîne nécessairement la transformation des institutions, moeurs et conditions militaires." L'Armée à travers les âges, 1899, p. 8.

seine Anpassung und damit seine Kraft, wenn die rückwirkenden Kräfte im Staate es auf dem alten Standpunkte festzuhalten vermögen. Die der Gesellschaft angepaßte Armee kann ihr nie gefährlicher werden, als sie sich selbst nach ihren ihr anhaftenden Fehlern. Diese Lunge konnte doch diesen Körper nur zugrunde richten, weil dieser Körper sie so geschaffen hatte.[1])

Ich glaube, daß wir in dieser Weise schließen dürfen: in einem modernen Volke, das seine politische Verfassung seiner Kultur anzupassen verstanden hat, kann das Heer weder die veraltete Macht des Adels verstärken noch den Zug zum Absolutismus im Fürsten unterstützen. Eher umgekehrt, wie zu zeigen ich mich bemüht habe. Und je schwerer der Druck des bewaffneten Friedens lasten wird, je kolossaler die Opfer und die Schäden eines Krieges werden, um so mehr wird ein selbstbewußtes Volk darauf halten, seine Zukunft vollständig in eigener Hand zu bewahren, um so widersinniger wird jede andere als die freieste Selbstregierung. Kleine improvisierte Söldnerkriege können für lange Zeit die Macht des Fürsten zum Despotismus steigern, wenn aber das ganze Volk mit Geld und Leben beitragen, alle die Friedensjahre hindurch sich unter den größten Opfern vorbereiten soll, da verliert das Kriegswesen jede Tendenz nach rückwärts.

Nichts wird auf die Dauer so sehr zur politischen Reife erziehen als gerade das moderne Heerwesen, das so ungeheuere Opfer von den Bürgern verlangt.[2]) Da wird auch der

[1]) Spencer und Robertson vermögen sich dieser Einsicht nicht zu erschließen, wie denn beide viel zu sehr ihren vorgefaßten Meinungen unterworfen sind und bei Armee und Militär immer nur an ein junkerliches Preußen denken.

[2]) Die Argumentation John M. Robertsons, Patriotism and Empire, 1900, p. 91 seq. gegen diesen Satz ist mehr als oberflächlich, alles Schlechte im griechischen und römischen Staatsleben schreibt er ganz bequem der Wirkung des Krieges zu! Wo findet er doch

Gleichgültigste, der Feigste zum bewußten Nachdenken, zur Kritik gestachelt. Und inzwischen können nur Völker, deren Bürger im Wettbewerb bestehen können, die furchtbar hohen Kosten des heutigen Militarismus erschwingen.

Der Fürst, der seine Armee nicht zur Niederlage verdammen will, muß seine Bürger als reiche, denkende, freie, selbständige, kritische Menschen zu sehen begehren. Wer da „Untertanen" vorziehen möchte, begehrt den Untergang seiner Dynastie und seines Volkes.

---

die friedlichen Staaten, mit welchen er die anderen vergleicht? „The law of all militarism, on the face of all history, is a law of decay" behauptet er p. 96. Aber dann muß überhaupt die Menschheit von Anfang an nur Rückschritt gekannt haben, denn es gab immer und überall Krieg! Kann es einen schlimmeren Verstoß gegen alle Logik geben?

4. Kapitel.

Zusammenfassendes Urteil über die Nachteile des Krieges.

Wir wollen jetzt das Saldo der Kriegsschäden aufmachen, nachdem wir die sechs Hauptarten gesondert behandelt und geprüft haben. Die Ergebnisse dieser Prüfung wollen wir hier jetzt zusammenstellen. Wir haben gar nicht versucht, die Sache schöner vorzustellen, als sie uns vorkam, im Gegenteil war unser ganzes Streben darauf gerichtet, jede Erscheinung so adäquat als möglich darzustellen. Aber wir wollen ebensowenig schwarzmalen als vertuschen, beides wäre in geradem Widerspruche mit dem Geiste unseres Buches, das eben eine soziologische Untersuchung und nichts weniger als ein Dithyrambus sein will.

Es ist jetzt unsere Aufgabe, das gesamte Nettogewicht der Kriegsschäden zusammenzuzählen, denn in den speziellen Abschnitten haben wir schon versucht, alle die Übertreibungen und unrichtigen Vorstellungen abzustreifen.

In unserem ersten Abschnitte entdeckten wir, daß die heutigen Kriege zwar absolut vielleicht mehr Menschen das Leben kosten als die früheren, weil die Bevölkerungen so sehr zugenommen haben, daß die relativen Verluste aber viel geringer sind und durch die geringere Brutalität der Kriegführung, die moralische Erhebung der Völker, die Verbesserung der sanitären Maßregeln noch immer geringer werden. Wir sahen auch, daß die Kriege wahrscheinlich immer seltener vorkommen, die Friedensjahre immer zahl-

reicher sein werden. Und endlich mußten wir die anscheinend etwas paradoxe Wahrheit anerkennen, daß der Menschenverlust durch einen sozusagen normalen Krieg mit der Größe der Bevölkerung verglichen nicht so sehr groß ist! Der deutsche Gesamtverlust in 1870/71, über 50 Jahre angeschlagen, beträgt keine 1000 Mann pro Jahr! Es sollen, wie uns die Zeitungen mitteilen, jetzt Vereine gebildet werden, um zu verhindern, daß jährlich aus freien Stücken etwa 4000 Männer sich aus Deutschland zur französischen Fremdenlegion und zur holländischen Kolonialarmee begeben! In Italien fanden im Jahre 1880 2395 Morde und Totschläge statt![1])

Aber wir gaben der Tatsache das volle Gewicht, daß die Opfer des Krieges die schreckliche Folge der freien Entschlüsse der Völker in ihren organisierten Gesamtheiten, den Staaten, sind. Kein freies Volk kann sich hier mit der Entscheidung seines Fürsten über Krieg und Frieden entschuldigen. Denn erstens wäre es selbst verantwortlich für eine Verfassung, die ihm hier nicht das Recht der eigentlichen Entscheidung vorbehielt, und zweitens kann doch auch kein Fürst hier dem festen Willen der Bürger entgegen handeln. Wenn wir die vielen Tausende von Toten, die jeder Krieg kostet, an sich betrachten, so muß jeder nicht des Mitgefühls beraubte, jeder normale Mensch ein unendliches Weh empfinden, auch wenn er alle die Trostgründe auf sich einwirken läßt, ihrem vollen, von mir gar nicht unterschätzten Gewichte nach. Wenn manche das nicht so empfinden, so liegt das nur daran, daß ihre Phantasie nicht stark genug ist, ihnen den ganzen entsetzlichen Jammer auf einmal vor Augen zu führen. Man lese doch Zola, Tolstoi, Marguéritte, die Berichte der Kriegskorrespondenten, die Büchlein der Friedensliga, z. B. die von W. Fischer, Kriegsgreuel aller Zeiten, man betrachte

[1]) Bournet l. c. p. 42, 50.

die Bilder Wjereschtschagins, die scharfgeißelnden Satiren des Simplicissimus und anderer Blätter, so wird auch die engste und schwerfälligste Vorstellung endlich dazu befähigt werden, diese Leidensmassen in sich aufzunehmen und nachzuempfinden!

Ich bin ein Feind der Jagd, weil sie mir keinen adäquaten Gewinn im Tausche für die Leiden der Tiere und die Verrohung der Menschen zu bieten scheint, — wie würde ich erst ein Feind des Krieges werden, wenn hier derselbe Fall vorläge!

Im zweiten Abschnitte haben wir mehrere unbeabsichtigte durch den Krieg dennoch verursachte Leiden in Betracht gezogen. Wir wiesen auf den großen Schmerz der Zurückbleibenden, ihre Angst zuerst, nachher ihre tiefe Trauer um die Verlorenen, wir vergaßen die vielen durch solche Liebesverluste ganz und auf immer zerstörten Leben nicht. Weiter versuchten wir auch die regelmäßig in der Folge von Kriegen auftretenden[1], aber nicht wesentlich zu ihnen gehörigen Roheiten zu unserem Urteile über den Krieg und seine Schäden in Rechnung zu ziehen; denn er darf nicht lediglich nach seinem idealen Wesen beurteilt werden.[1]) Wir wollen ihn in voller Realität sehen. Ein nicht geringes Gewicht wirft auch die mehr oder weniger disziplinwidrige, mehr oder weniger streng verfolgte und bestrafte Roheit und Gemeinheit der Krieger den Bürgern, besonders den Feinden und unter ihnen erst recht den Frauen und Mädchen gegenüber in die Wagschale. Allen diesen Leiden, die im Kriege in der Hauptsache unvermeidlich sind, konnten wir nur einige wenige Kompensationen gegenüberstellen. Manchmal ist ein früher Tod ein rechter Segen für den Toten und für seine Freunde. Die Kriege werden immer weniger zu Ausbrüchen der

[1]) Wie das Lasson, Das Kulturideal und der Krieg, meiner Meinung nach viel zu sehr tut.

Roheit führen, die zunehmende Bildung der Massen, die mit der besseren Verpflegung der Heere seltener durchbrochene Disziplin verbürgen uns das. Und endlich, was ich nicht so gering anschlagen möchte, die Kriege bringen direkt nicht nur Leiden, sondern auch viel Freude und Lust mit sich: den Grausamkeitsleiden stehen Grausamkeitsgenüsse gegenüber, die wir zu verleugnen gewohnt sind, die aber auch in der Glücksbilanz des täglichen Lebens keinen so niedrigen Posten ausmachen. Wir wollen doch immer die Wirklichkeit des Lebens sehen, das Philosophen und Theologen zwar leben wie wir alle, aber ganz unwahr schildern. Anderen zuvorkommen, sie besiegen in der absolut unvermeidlichen Konkurrenz, die das ganze Leben, nicht nur das ökonomische, durchdringt, gehört das nicht zu den lebhaftesten Freuden des Daseins? Man bedenke doch, wie wohl es tut, schöner, gelehrter, reicher, gesünder, stärker, mehr geliebt zu sein als die anderen! Nie aber kann dieser intensive Genuß intensiver sein als gerade im Kriege, im Kampfe um das Leben, um mehr als das, um den Sieg.

Man soll diese Genüsse doch nur nicht nach ihrer Schätzung durch zu Hause Bleibende und Damen beurteilen, sogar Männer, die ihre volle Wollust gekostet haben, mögen sich später nur schwach daran erinnern, oder sich ihrer fast schämen. Verhält sich das mit ganz anderen Gefühlen nicht genau so? Wie schnell vergessen manche die rasende Leidenschaft ihrer Jugendliebe, der sie doch die einzigen Augenblicke verdanken, in der sie intensiver als ein Tier gelebt haben. So wie hier das Alter, so bringt dort die Zeitströmung, die jetzt einmal wieder ins Asketische umschlägt, mit sich, über solche Gefühle achselzuckend zu urteilen. Solche Strömungen kommen und gehen, sie betreffen nur die Oberfläche. Wir begehen aber oft den Fehler, sie allgemeiner und tiefer zu denken, als der Wirklichkeit entspricht. Man sagt, die Zeit sei ungläubig, wenn

man doch nur den Unglauben bestimmter Volksgruppen andeuten will.

So unmöglich es ist, die direkten Leiden, die der Krieg verursacht, auch nur annähernd abzuschätzen, nicht leichter würde es sein, die durch ihn geschenkten Wonnen richtig abzumessen, und man beachte, wir haben ganz bestimmt die Neigung, die ersten zu über-, die zweiten zu unterschätzen.

Die direkten wirtschaftlichen Nachteile, die die Kriege verursachen, haben wir, ihrer großen Bedeutung gemäß, breit ausgemessen. Wir unterschieden dabei die einmaligen Kosten, die durch den Krieg selbst verursacht werden, von denen, welche die Vorbereitung erheischt, die deshalb regelmäßig wiederkehren. Wir trennten unter den ersteren wieder die absolut unvermeidlichen Zerstörungen, die die Ausübung der Kriegstechnik nun einmal mit sich führt, wie die Vernichtung von Feldern und Äckern in der Schlacht, die Zerstörung von Gebäuden mit ihrem Inhalte in belagerten Städten, von der sehr erheblichen Verschlimmerung dieser Zerstörungen, die durch die außergewöhnliche Brutalität des Feindes herbeigeführt wird und sie bis zur unerträglichen Höhe steigern kann. Wir wiesen darauf hin, daß man sich auch in unserer Zeit keinen Illusionen über die jetzige Unmöglichkeit solcher Kriegsführung hingeben darf. Die in Geld bezahlten Kosten der Kriege sind erschreckend hoch, die einiger neueren Kriege führten wir als Beispiele an; wir versuchten auch an der Hand der bekanntesten Kriegsfeinde die eigentliche Bedeutung dieser ungeheueren Kosten uns klar, sie unserer Phantasie zugänglich zu machen.

Noch viel mehr müssen wir unsere Einbildung anstrengen, wenn wir uns die fabelhaften Summen vorstellen wollen, die jene Vorbereitung zum Kriege, der bewaffnete Friede, im Laufe der Jahre in den Kulturstaaten verschlingt. Auch hier ließen wir nicht nach, auf

alles das aufmerksam zu machen, was der kolossalen Kriegs- und Marinebudgets wegen vom Staate jetzt ungetan bleiben muß. Welch ein ungeheueres Kapital geht hier unproduktiv zugrunde! Und endlich entziehen die Kriege und die Vorbereitung zu ihnen eine kolossale Anzahl Hände und Köpfe der Teilnahme an der wirtschaftlichen Produktion, ökonomisch sind alle diese Hunderttausende von Soldaten und Offizieren den schlimmsten Faulenzern gleichzustellen, kein Höfling arbeitet weniger als sie und kein Pflastertreter.

Dem allen gegenüber konnten wir auf nur wenige Kompensationen hinweisen, die wir hier aber auch zusammenstellen möchten. Zum Glücke ist es wahrscheinlich, daß die Zerstörungen im Kriegsinteresse jetzt erheblich geringer sind als sie in früheren Jahrhunderten waren, und wir dürfen uns zugleich der Hoffnung hingeben. daß die Zukunft noch bedeutende Besserungen mit sich bringen wird. Die deutlich wahrnehmbare Entwicklung unseres Gefühlslebens macht sie wahrlich im hohen Grade wahrscheinlich. Einen glücklichen Umstand nannten wir es, daß das Allerschlimmste wohl nur im besiegten Lande vorfallen, allein durch den Feind verübt werden wird; leider müssen wir annehmen, daß ein besiegtes Heer auf neutralem Gebiete oder auf dem des Feindes erst recht zu den allerärgsten Ausschreitungen geneigt sein wird.[1]) Je besser die Heere künftig verpflegt sein werden, je höher Disziplin und Moral entwickelt sind, desto geringer wird die Neigung zu vermeidlichen Zerstörungen sein. Einen anderen höchst wertvollen Trostgrund bildet die vielfach durch die Erfahrung selbst bestätigte Möglichkeit des überraschend schnellen Ersatzes dieser Art von Kriegs-

[1]) Barzini, Mukden, 1906, S. 170—180, 90: „Der Marsch einer siegreichen Armee in fremdem Lande ist ein großes Unglück, aber der Marsch eines geschlagenen Heeres ist unendlich viel fürchterlicher; denn das siegende Heer will nur leben, das besiegte aber sich auch rächen."

schäden. Wir können das nur so recht verstehen, wenn wir uns klar machen, daß die Verlustsummen nur so ungeheuer groß sind, wo und wofern die betreffenden Völker kolossal reich sind: es ist ja klar, daß arme Völker nur wenig verlieren können. Bei den Völkern, wie bei den einzelnen! Arme sind bald wieder in der alten Lage, weil sie nie viel verloren hatten, Reiche erholen sich schnell, weil sie absolut viel, relativ wenig verloren. Dieser Reichtum der Kulturvölker wurde uns durch die ganz enorme Verschwendung für Genußmittel, z. B. für alkoholische Getränke, aufs eindringlichste vor Augen geführt. Die Menschen haben nun einmal viel Geld für ihre Genüsse übrig. Die Sozialdemokratie hat es zur Modebehauptung, fast zum Axiom gemacht, daß die große Masse des Volkes am Nötigsten Mangel hat, aber wer verzehrt denn die ungeheueren Mengen von gewöhnlichen Nahrungs- und Genußmitteln? Der Kommerzienrat ist kein Danaidenfaß für Schweinefleisch, Zucker, Roggen und Kartoffeln![1])

Wer da meinen möchte, daß die Militärausgaben einen viel zu großen Teil des Staatsbudgets ausmachen, der vergißt — wir machten ihn darauf aufmerksam — zu dem, was der Staat z. B. für Bildungszwecke ausgibt, alles, was die Gemeinden, die Vereine aller Art, voran die Kirchen, die Privatpersonen hierfür verwenden, hinzuzuzählen. Für das Militär sorgt nun einmal allein der Staat.

Und endlich dem riesigen Kapitalverluste gegenüber, den wir keinen Augenblick zu vertuschen gedenken, erinnerten wir an die große, viel zu wenig erkannte Wahrheit, daß das Kapital, obwohl unbedingt nötig zur Produktion, doch nur eine ihrer Bedingungen ausmacht; der größte Kapitalbesitz oder vielmehr der größte Reichtum verbürgt

[1]) W. J. Ashley, Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert, 1906, S. 112. 113; vgl. R. E. May, Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, 1901, S. 29ff.

allein noch keine blühende Produktion, dazu gehört vor allen Dingen eine zahlreiche und für die Produktion begabte Unternehmerklasse.[1]) Neben ihr und nicht ganz von demselben Werte möchte ich noch als Hauptbedingungen kräftiger Produktion, zunehmender Wohlfahrt nennen: günstige soziale und gesetzliche Verhältnisse, wobei ich an erster Stelle an das Fehlen gesetzlicher Fesseln wie im „Ancien Régime" und im jetzigen Rußland denke. Beide Bedingungen werden aber unausbleiblich erfüllt, wo und wann das Volk wahrhaftig gesund, der Staat gut organisiert ist. Mehr als irgend etwas anderes kann der Krieg zu diesem Ergebnis beitragen. Das ist gerade seine Entschuldigung, sein Berechtigungsgrund! Kann das nicht bewiesen werden, so ist er verurteilt.

Wenn der kolossale Schaden des Krieges nicht durch ebenso gewaltige Vorteile wettgemacht wird, dann muß er allmählich verschwinden, rudimentär werden. Die Völker, die noch Krieg führen, werden in diesem Falle hinter den anderen, friedliebenden, zurückbleiben, die kriegerischen werden sich selbst zugrunde richten, alle Menschen werden ihre ungeheuere selbstmörderische Torheit bald einsehen. Der Krieg wird allen als das größte, das unglaublichste Verbrechen der Welt erscheinen . . . In diesem Falle!

[1]) Die klassischen Ökonomen schauen nur auf das Kapital als Bedingung der Produktion und der Wohlfahrt, die Marxisten erkennen ebenso einseitig als solche nur die Arbeit, eigentlich die Handarbeit, die modernen Soziologen beachten auch die Unternehmer, die Führer und Beseeler der Arbeit und des Kapitals, sie erkennen als die bedeutendste die direktive und die inventive Arbeit an. Prof. Fischer sagt mit vollstem Rechte: „Es ist durchaus nicht die schwielige Faust des Arbeiters, von welcher das Gedeihen der Industrie abhängt, sondern das Wissen und technische Können der Fabrikleiter" usw. . . Er weist auf China mit seiner kolossalen Arbeiterschar und sehr rückständigen Industrie hin. Die wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands und seiner Kolonien. 1906. S. 16.

5. Kapitel.

Die wesentliche, noch heute gültige Funktion des Krieges.

Die Friedensschwärmer reden immer über den Krieg, als ob er nur so eine reine Torheit wäre, oder ein Verbrechen ohne weiteres, über dessen Größe man verschieden urteilen könne, das aber jedenfalls nur als solches in Betracht komme. Die riesengroße Tatsache, daß die Geschichte doch zu einem sehr guten Teile durch die Kämpfe der Völker gemacht wurde, stört sie nicht in ihren Betrachtungen. Was schiert sie die Vergangenheit? Sie kennen nur die Zukunft! Sie gehören meist zu den Leuten, die von der Geschichte nichts zu lernen haben, ihre Zukunft wird ja aus ganz anderen weit schöneren Elementen aufgebaut, als es die häßlichen Jahrhunderte waren, die vorbei sind, ganz und gar vorbei! Das Jahrhundert der Geschichte und der Wissenschaft hat solche Leute, solche Anschauungen dem neuen als Vermächtnis überliefert. Werden sie das neue zu dem Jahrhundert der großen Illusionen und der großen Enttäuschungen machen? Es gehört die grobe Täuschung, daß der Krieg weiter nichts als ein ungeheueres Verbrechen, der allergrößte Irrtum der Menschheit sei, so recht in diese Periode.

Die ganze Weltgeschichte ist für diese kurzsichtigen Schwärmer weiter nichts als eine häßliche Dummheit, an der nur die Proportionen groß sind, oder sie wird damit geehrt, die Geburtswehen der neuesten Zeit sein zu dürfen. Die Jahrtausende waren nur dazu da, um ihr Schema auszuhecken! Das ist die einzige Kontinuität, die sie an-

erkennen. Ich glaube an eine mächtigere, tiefere, der sich nichts entzieht. Alle willkürlichen Pläne, alle Schwärmereien — wir können sie nach Tausenden von Experimenten beurteilen — haben so gut als nichts gefruchtet, nichts geändert, nie mehr, als den mächtigen, wahrhaft herrschenden Umständen entsprach, und der motivierenden Kraft der Ideale, also verschwindend wenig im Vergleich zu den Wünschen der Urheber. Das war noch immer die gerechte Strafe für ehrfurchtloses Eingreifen. Ich denke an die großen Sozialexperimentatoren, wie Peter den Großen, die Jesuiten in Paraguay, Napoleon I. und Andere.

Ich habe mich immer über die häßliche, die grausame Kühnheit dieser Friedensschwärmer gewundert, die mit ihrem Zukunftstraume die Vergangenheit zum dämonisch-entsetzlichen Unsinn stempeln. Wenn sie recht haben, hat die Menschheit bis auf sie in einer Hölle gelebt, und all das zwecklos, nutzlos, eine endlose entsetzliche Vergeudung.[1]) Daß dieser wie Wahnsinn quälende Gedanke sie nicht zu dem Verlangen peitscht, die Bedeutung, den Wert, die Funktion dieser Gottesgeißel zu ergründen!

Wir haben den Nutzen des Krieges in früheren Zeiten, seine geschichtliche Funktion aufzudecken versucht, unsere Aufgabe ist jetzt, an diese Untersuchung anknüpfend, die aktuelle Wirkung des Krieges und damit seinen heutigen Wert zu erforschen. Den Mut zu dieser Arbeit erhalten wir aus der Überlegung, daß jeder Physiologe von einer so außerordentlich viele Kräfte erfordernden, so viele Organe beschäftigenden Tätigkeit, die außerdem von Anfang an für das ganze Wachstum der Spezies so alles andere übertreffend viel bedeutet hat, annehmen wird, daß sie keine

[1]) Novicow l. c. p. 428 erklärt ausdrücklich, daß die Kriege immer unnütz gewesen sind, mit dem Beweise befaßt er sich nicht! Ein Gegner so radikal und vollständig, wie man ihn sich nur wünschen kann!

Krankheit sein kann, und ebenso wenig ein gräßliches ungeheueres . . . Nichts, das überhaupt in der Physiologie kaum Anerkennung finden dürfte. Die Tätigkeit, die für die Entwicklung der Spezies und für die lebenden Individuen so viel, so ungeheuer viel bedeutet, muß eine nachweisbare Funktion besitzen: von diesem Forschungsmotiv gehen wir in froher Zuversicht aus, um diese Wirkungsweise aufzufinden.

Ich möchte noch eine Bemerkung voranschicken. Die Einsicht in das Wesen des Krieges wird manchem dadurch erschwert, daß diese blutigen Kämpfe seiner Meinung nach aus Fürstenlaunen hervorgehen. Was einen törichten Grund hat, könne unmöglich einen vernünftigen Zweck haben! Ich möchte zur Berichtigung darauf hinweisen, daß Menschenseelen mit ihrer Schönheit und ihrem Schicksale meist einem sinnlichen Bedürfnisse ihre Existenz verdanken. Der Ursprung oder vielmehr die Veranlassung präjudiziert hier gar nicht über die Bedeutung des Wesens. Der Fürst oder sonst die über die Kriegserklärung entscheidende Autorität, die sie noch gar nicht verursacht zu haben braucht (Fürsten sind wahrscheinlich eher Marionnetten als andere Leute), muß das mit seinem Gewissen ausmachen, das ist eine individuell-moralische Frage, für die Funktion des Krieges im besonderen Falle und im allgemeinen tut das nichts zur Sache, kommt es überhaupt auf die ganze Veranlassung gar nicht an. Hierfür entscheidet nur der Ausgang. Und außerdem ist die nunmehr triviale Wahrheit furchtbar wahr, daß zwischen dem Fürsten mitsamt seinen Launen und dem Volke ein enger Zusammenhang besteht. Ein Volk kann seinen Fürsten und überhaupt seine Regierung nicht als unverschuldet ablehnen, wenigstens nicht das Volk als Ganzes, das unlöslich mit seiner Geschichte zusammenhängt, so wie die verschiedenen Gruppen und Abteilungen eines Volkes in jedem Augenblicke miteinander.

Gleichviel wie der Krieg veranlaßt wurde, es kommt darauf an, wie er geführt wird, wie er endet, welche seine Folgen, nähere und entferntere sind. Wenn auch das alles launenhaft und zufällig verläuft, ja dann hat Heine recht. Dann ist die Welt der Traum eines betrunkenen Gottes, aus der wir uns sobald wie möglich hinauszuschleichen haben. Dann war die Vergangenheit eine grauenhafte Dummheit, aus der wir für die Zukunft nichts Besseres hoffen können. Wenn die Menschheit bis jetzt ein geborener Idiot und Verbrecher gewesen. zu solchen zwecklosen Greueln fähig, welche Zukunft läßt sich dann von ihr erwarten? Wenn wir alle die Jahrtausende hindurch in Wahnsinn und Laster gelebt haben, wie können wir dann jetzt eine bessere Zukunft als möglich erachten?

Wir gehen, wie gesagt, von der entgegengesetzten Vermutung aus, daß, was so großen Platz einnimmt und immer eingenommen hat, ohne entsprechende Funktion nicht bestehen könnte, längst zugrunde gegangen wäre. Diese Hypothese scheint mir das Ergebnis der Erfahrung auf allen leichter zu kontrollierenden Gebieten gewesen zu sein. Jedenfalls beruht sie bei mir weder auf Optimismus noch auf teleologischer Mystik, von denen beiden ich mich frei weiß.

Um die Bedeutung des Krieges und der durch ihn herbeigeführten Prüfung der Völker recht verstehen zu können, ist die Einsicht unentbehrlich, daß es keine Eigenschaft, keine Errungenschaft, keine Schwäche, auch keinen Fehler und keinen Vorzug der Völker gibt, der in ihrem Ringen ohne Einfluß bliebe. Es wird das gewöhnlich nicht genug beachtet. Man meint da mit roher Kraft, Blutdurst, übermächtiger Zahl und dergleichen alles abtun zu können. Der Friedensschwärmer ist von der Schönheit seines Strebens so sehr überzeugt, daß er auf alle Gründlichkeit in der Beweisführung verzichtet. Eine kurze Überlegung

könnte jeden sonst eines besseren belehren. Man klagt ja, wie wir sahen, über die großen Kosten der Kriege an Menschen, an Schmerzen, an Geld, und zwar mit dem vollsten Rechte, aber man vergißt zu gleicher Zeit, daß der Sieg nur demjenigen zufallen kann, der diesen Druck am längsten aushält. Je größer die Opfer, die der Krieg fordert, je reicher, je stärker muß man sein, um ihn überhaupt führen zu können, und um zu siegen, muß man den Gegner in der Fähigkeit, alles dieses tragen zu können, notwendigerweise übertreffen. Wenn die Anforderungen des Krieges, besonders des modernen Krieges, ebenso vielfältig als schwer sind, dann kann, was den Sieg herbeiführt, unmöglich einseitig und oberflächlich sein.[1])

Aber hierbei bleibt es nicht. Wir haben hiermit erst die oberste Schicht der Siegesursachen aufgedeckt. Auch sie hängen nicht in der Luft. Wir müssen auch ihren Ursachen und den Ursachen ihrer Ursachen nachspüren. Wir kommen so zu der Einsicht, daß weit entfernt von Zufälligkeit oder oberflächlicher Verursachung, welche unsere Gegner annehmen, Sieg oder Niederlage das Endergebnis der ganzen bisherigen Volksentwicklung sind. Es gibt in der ganzen Geschichte eines Volkes nichts Bedeutendes, das keinen Beitrag zum heutigen Schlachterfolge lieferte.

Die Veranlassung des Krieges kann empörend ungerecht oder lächerlich oberflächlich sein, aber der Ausgang ist immer so, wie das Kräfteverhältnis ihn erfordert. Es siegt, wer siegen mußte.[2])

---

[1]) Robertson. Patriotism and Empire. 1900. p. 116 vergißt dieses alles vollständig, wenn er auf die Türkei als das meist militärische und zugleich das wenigst fortschrittliche Land Europas hinweist. Erstens genügt ein starkes Heer so wenig wie irgend eine andere Einseitigkeit, und zweitens ist es wohl nicht allein die Hypertrophie des Militarismus, welche die Türkei schwächt; das Beispiel ist also durchaus nicht schlagend.

[2]) Bagehot. Ursprung der Nationen. 1883. S. 59f., 165f.

Wir wollen dieses jetzt mehr im einzelnen ausführen.

Ich brauche kaum auf den Faktor der Bevölkerungszahl, der Größe des Staates hinzuweisen, weil er gar zu sehr auf der Hand liegt. Der Staat, der die meisten Soldaten stellen kann, siegt, ... ceteris paribus, und sonst entschieden nicht. Rußland hat 142 Mill. Einwohner und Japan nur 45 Mill., Rußland also fast 100 Mill. mehr und wurde doch besiegt! Die Buren nötigten England, seine ganze Macht und sogar die seiner Kolonien zu entfalten, obwohl ihre Bevölkerungszahl nicht nur der des englichen Weltreiches gegenüber, sondern auch mit der des englischen Hauptlandes verglichen, eigentlich verschwindend klein genannt werden durfte. Es versteht sich, daß die Größe des Staates sehr leicht zu einer Ursache von Schwäche werden kann, weil die großen Staaten der Regel nach zusammengesetzte Staaten sind, ohne einheitliche Bevölkerung oder ohne Einheit der Kultur. Außerdem haben die größten Staaten die meisten Feinde, die Reibungsfläche wird mit jedem Quadratkilometer größer. Außerdem wird es immer schwieriger, die zu ungeheueren Heeresmassen zu konzentrieren, die Kosten dieser Unternehmung bilden auch ein schwerwiegendes Hindernis.

Aber hiermit hört die Zahl der inhärenten Nachteile der Riesengröße gar nicht auf. Solche Reiche sind nun einmal, wie die Geschichte lehrt, nicht wie die mittlerer Größe gestaltet: entweder werden sie, wie gewöhnlich, tyrannisch regiert, und dann zeigen sie die ganze Schwäche solcher Sklavenmengen auf, oder sie hängen sehr locker zusammen und können dann erst recht der schweren Prüfung eines großen Krieges nicht widerstehen. Man denke an die großen Despotien der Vergangenheit, die nie eine ihrer Größe entsprechende Kraft besessen haben, oder an die der Gegenwart! Rußlands Schwäche ist offenbar, das britische Weltreich ist nicht stärker: Indien wird despotisch, büreaukratisch regiert und

trägt zur militärischen Kraft des Ganzen gewiß nicht bei; wie locker der Zusammenhang mit Canada und Australien ist, wurde durch verschiedene Äußerungen einflußreicher Personen sichergestellt. Es kommt endlich noch der Umstand hinzu, daß alle Riesenreiche Völker sehr ungleicher Kulturstufe umfassen, und zwar manche niedrigerer Kultur, die selbstverständlich einen ganz anderen und geringeren politischen und militärischen Wert besitzen als das herrschende Hauptvolk. Völker höherer Kultur würden sich wahrscheinlich nie in solcher Menge zu solcher wenig organischen Einheit zusammenschweißen lassen. Die Riesenreiche können also zu vielen Zwecken sehr nützlich sein, zur Unterbringung von Beamten, zur kommerziellen Ausbeutung, und sogar zur Erhaltung des Friedens unter zahlreichen sich sonst aufreibenden Völkerschaften (pax romana, pax britannica), aber militärisch sind sie nie im Verhältnis zu ihrer Größe zu fürchten.[1])

Immerhin bleibt die Bevölkerungszahl ein militärischer Machtfaktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie ist aber gar kein Produkt des Zufalls, im Gegenteil ist sie so recht das Ergebnis der ganzen Vergangenheit des betreffenden Volkes, und zwar nicht bloß seiner staatlichen Geschichte, wie die einseitig politisch geschriebene Historie uns nahelegen könnte, sondern das zusammenfassende Ergebnis der Vergangenheit aller Seiten des Volkslebens: ob das Volk energisch, inventiv, ob die Regierung klug, die Familienverhältnisse gesund, alles und unendlich viel mehr kommt in der Bevölkerungsdichtigkeit zum Ausdruck. Aber auch die absolute Bevölkerungszahl, durch die Ausbreitung der Staatsgrenzen bestimmt, ist kein zufälliges Produkt fürstlicher Heiraten, gewalttätiger Gebietserweiterungen und dergleichen. Erstens spielt hier das Verhängnis des eingenommenen Territoriums eine bedeut-

[1]) Vgl. G. Schneider. Die großen Reiche, 1904, passim und S. 64.

same Rolle, die aber selbst eine Folge guter Wahl ist resp. der Energie und Kraft, eine verkehrte Wahl rückgängig zu machen. Die Bedeutung der fürstlichen Heiraten für das Gebiet des Staates ist für unser modernes Fühlen zwar etwas ungemein Sinnwidriges und Häßliches, da Völker keine Erbschaftselemente sein sollten und die Regierung kein Besitztum. Aber tatsächlich haben die Völker das viele Jahrhunderte lang ganz anders beurteilt oder wenigstens ihrem entgegengesetzten Gefühle keinen Einfluß zu verschaffen verstanden. Auch diese sonderbaren erbrechtlichen Zusammenwürfelungen der Staaten sind also ein Vermächtnis realer Vergangenheit, dessen Folgen wir wie die Folgen des kleinsten Elementes dieser Vergangenheit nun einmal, ob wir das wollen oder nicht, zu tragen haben.

Faktoren ganz anderer Art haben ebenfalls ihren Einfluß auf das Wachstum des Staatsgebiets geübt. Der Charakter des Volkes z. B. bleibt auch hier nicht ohne direkten Einfluß, ob es so individualistisch wie das holländische, so wenig zum Anschluß wie zum Festhalten geneigt, oder so solidarisch wie das englische ist, immer bereit, den Volksgenossen beizuspringen.[1]) Die gewinnende Liebenswürdigkeit der Franzosen, der Novicow so hohe Bedeutung beimißt, wird hier nicht ohne Einfluß bleiben; wenn nicht die Erwerbung, so doch das Behalten neuer Gebietsteile werden solche Charakterzüge gewiß erleichtern.[2])

Es versteht sich, daß die weiteren Folgen dieser Vorgänge sich lawinenhaft steigern: nicht nur die einmal erworbene Macht erleichtert die weitere Vergrößerung, sondern auch der inhärente Vorteil der Zugehörigkeit zum großen Staate. Der Stolz des „civis romanus sum" warb für

[1]) Lebon, Psychologie du Socialisme, 1898, p. 136 rühmt die angelsächsische Solidarität, die alle ihre Diplomaten beseelt und sie alle zusammenarbeiten macht zur Verteidigung der Interessen jedes beliebigen Engländers im Auslande.

[2]) Novicow l. c. p. 120 u. a.

Rom. Die partikularistischen Tendenzen der deutschen Teilstaaten werden wohl nicht zum kleinsten Teile durch die sehr realen Vorteile des Großstaates paralysiert.

Die Größe des Staates ist also die natürliche, unvermeidliche und daher gerechte Folge seiner ganzen Vergangenheit. Gegen ihre Bedeutung als Siegesfaktors im Kriege können wir also keinen Einspruch erheben. Dennoch tun das Zahllose. Es treibt sie dazu dieselbe Neigung, welche sie die Möglichkeit der Zurechnung beim Determinismus, d. h. bei der Anerkennung der Tat als Ausflusses des Charakters, verkennen läßt. Der tiefe Fehler dieser Aktualisten ist ihr unhistorisches Denken, viel mehr noch ihr unhistorisches Fühlen. Sie möchten nur das Heute anerkennen, die Vergangenheit ist wahrlich tot für sie. Die Tatsachen aber belehren uns, daß die Vergangenheit nie stirbt. Ihr kleinster Teil behält einen ewigen Einfluß. Alles in der weitesten örtlichen und zeitlichen Vergangenheit hängt unverbrüchlich zusammen, nur sind unsere Organe, ihre Hilfsmittel und unser Denken zu grob, um das im einzelnen überall nachzuweisen.

Wir können uns also nie von der Vergangenheit, von der eigenen so wenig wie von der unseres Volkes, unserer Rasse und der Menschheit loslösen: was uns das vortäuscht, ist Selbstbetrug oder Schwindel. Es gilt das für die Völker und die Staaten genau so. Was uns und sie als Ausfluß der Vergangenheit trifft, muß als gerechte Folge hingenommen werden. Das Gute weisen wir nicht ab, das Böse muß getragen werden. Alle Radikalen unserer Zeit besitzen eine Neigung, dem entgegen zu handeln und zu denken.

Ein zweiter, sehr bedeutender Siegesfaktor ist der Reichtum der Völker und Staaten, wie jedem bekannt ist. Da der Reichtum den oberflächlichen Idealisten unserer Zeit, ja aller Zeiten,[1]) verhaßt und von ihnen als etwas

[1]) Nichts ist natürlicher, als daß, sobald ein Schlauer und Tüch-

Niedriges, eigentlich Wertloses betrachtet wird,[1]) und dieser Idealismus aufs neue seine Triumphe feiert, können wir nicht umhin, dieser Auffassung einige Worte zu widmen. Zahllos Viele halten den Reichtum, d. h. nicht den eigenen, sondern den des Nachbarn, im Grunde immer für ungerechterweise erworben, eine Folge von Schlauheit und weitem Gewissen. Ich glaube, daß auch unter den Gebildeten die Zahl derer sehr groß ist, die in jedem reich gewordenen Mann eigentlich einen Schurken erblicken. Der Marxismus mit der trivialdummen Lehre vom Mehrwert ist eigentlich nichts als diese Überzeugung, mit Wortschwall umgeben.[2])

Selbstverständlich, möchte ich sagen, ist der Reichtum als Regel nicht die Folge sozial verwerflicher, sondern sozial sehr erwünschter Eigenschaften. Diebstahl, an Armen verübt, kann ja nie reich machen. Diebstahl an Reichen setzt aber schon Reichtum voraus, kann also nie den Anfang gemacht haben. Von Erbschaften abgesehen, die ja nicht Reichtum schaffen, sondern bloß übertragen, macht nur der Besitz ökonomischer Eigenschaften reich, er allein schafft Reichtum; alles andere kann ihn bloß übertragen, was etwas ganz anderes ist. Sogar die Erfüllung der objektiven Bedingungen, selbst der geographischen, ist nicht von primärer Bedeutung: der ökonomisch Vollbegabte weiß sie sich zu verschaffen.

Was vom einzelnen gilt, ist auch für Völker richtig. Das gut beanlagte, tüchtige Volk erobert sich den reichen Boden, und umgekehrt, was nützt der reichste Boden dem

tiger mehr erwarb als die anderen, diese opponierten; tatsächlich findet sich von den frühesten Zeiten an, wo die Armutsgleichheit durchbrochen wurde, eine Neigung zur Verurteilung des Reichtums.

[1]) Z. B. im Mittelalter, sobald die Vermögensungleichheit schärfer hervortrat, zeigte sich der Ebionismus, die Verherrlichung der Armut; vgl. Glaser, Die Franziskanische Bewegung, 1903, S. 12ff.

[2]) Es gereicht der heutigen Sozialwissenschaft wahrlich nicht zur Ehre, daß der Hauptverkündiger dieser Lehre als eine theoretische Leuchte angestaunt wird.

schlecht oder ungenügend begabten Volke? Was haben die Spanier aus ihren Minen gemacht? Die Germanen eroberten Mittel- und Süd-Europa, die Mongolen aus dem unwirtlichen Nord-Asien erwarben die reichsten Länder der Welt. Nicht auf äußere Bedingungen, sondern auf die guten Eigenschaften kommt es für Völker wie für Individuen an.

Nicht eine einzige Eigenschaft befähigt zur Erwerbung von Wohlfahrt und Reichtum, sondern ein ganzer Komplex solcher. Es können sogar einige sonst sehr bedeutende fehlen, wenn die übrigen nur um so hervorragender sind. Welche aber diese Qualitäten sein müssen, hängt von den historischen Umständen und von der geographischen Umgebung ab. Das eine Zeitalter, die eine Umgebung fordert mehr Kühnheit, z. B. das Zeitalter der Entdeckungsreisen, das andere mehr technische Kenntnisse, wie unser eigenes. Viele Eigenschaften sind immer gleich nötig, wie Energie, Ausdauer, Sparsamkeit, heller Verstand und mehrere andere. Bei Völkern wie bei Individuen ist das Fehlen verkehrter Neigungen genau so wichtig wie der Besitz der guten. Man ist geneigt, die Bedeutung des Egoismus zu überschätzen; er allein macht gewiß nicht reich, aber als eine gewisse Konzentration auf die eigenen Zwecke ist er ihrer Erreichung förderlich, und das nicht allein, wo es Reichtum gilt, sondern bei jedem Streben. Kann einer ein tüchtiger Gelehrter werden, der nur an andere und ihre Interessen denkt? Die meisten Geister sind aber zu eng, um mehreres zugleich zu umfassen, eine gewisse Einschränkung ist für sie immer nötig. Wenn Hartherzigkeit eine Hauptbedingung zum Erfolge wäre, ja dann wären zahllos viele reich, die jetzt arm, den Reichtum beschimpfend herumlaufen.

Die allerverkehrteste Eigenschaft ist eigentlich das anderwärts gerichtete Interesse, das übrigens so berechtigt wie nur möglich sein kann. Das Höchste in irgend einer Richtung erreicht überhaupt nur, wer sich auf das eine Ziel

konzentriert. Das gilt hier wie überall, Vielseitigkeit ist Erschwerung der Aufgabe, fordert also ein größeres Übergewicht der anderen Eigenschaften. In diesem Falle kann sie zu einem noch schöneren Ergebnis beitragen. Das alles gilt für Völker wie für Individuen.

Der Reichtum ist also wahrlich kein Produkt des Zufalls oder gar der Schurkerei zu nennen. Außer den ursprünglichen Eigenschaften, die über seine Erreichung vor allem entscheiden, sind viele weitere Umstände von Wichtigkeit, die aber alle durch die gegebenen Eigenschaften ihre Rolle erhalten, wie überhaupt die ganze Geschichte in jeder Richtung doch nur die Entfaltung des Charakters in Wechselwirkung mit einer bestimmten Umgebung ist,[1]) welche Umgebung, wie wir schon bemerkten, zu einem guten Teile bereits durch die Anfangseigenschaften bestimmt wird.

Die Normannen lebten ursprünglich weder in Frankreich noch in Sizilien und auch nicht in England, ebensowenig die Peschäräh im Feuerlande oder die Buschmänner in der Kalahari. Der Boden allein macht nicht reich, sonst wären es die Süd-Amerikaner, die Chinesen, die Javaner. Was haben die Ureinwohner Kaliforniens aus ihrem reichen Wohnorte gemacht? erst die Europäer holten die Schätze aus ihm hervor, die auch nur für sie Schätze waren. Reichtum und Armut sind als die gerechten, weil unvermeidlichen Folgen der bezüglichen Begabung der Völker zu betrachten. Die Folge dieser Folge, die Unterstützung durch den Reichtum im Kriege, darf also ebensowenig als eine Ungerechtigkeit verurteilt werden. Wer uns aber einwerfen möchte, daß die Handlungen unserer Urväter nicht ohne Einfluß auf unsere Wohlfahrt, ja sogar auf unsere Befähigung Reichtum zu erwerben sind, den verweisen wir nach unseren obigen Erörterungen

[1]) Vgl. für die richtige Auffassung des Determinismus, der so manchmal irreführend vorgestellt wird: Th. Lipps. Ethische Grundfragen, 1906, S. 259ff.

über den Einfluß der Vergangenheit auf die Größe der Staaten. Reichtum wie Größe verdankt der Staat seiner Geschichte, die überhaupt seine ganze Persönlichkeit gestaltet hat, ihre weiteren Konsequenzen kann er deshalb unmöglich als Unrecht empfinden, so wenig wie das Individuum die guten und schlechten Folgen seines Charakters, d. h. des Ergebnisses seiner Geschichte, die Resultate seiner angeborenen Anlage und zugleich der Umstände.

Eine glückliche Tatsache ist es, daß jedesmal der Charakter über das bisherige Resultat der Geschichte obsiegen kann, genauer besehen: die Ergebnisse auf der einen Entwicklungslinie kommen den auf der anderen erworbenen zu Hilfe. Ich wähle ein frisches Beispiel. Japan hatte seiner bisherigen geringen ökonomischen Entwicklung zufolge im Anfang des letzten Krieges einen geringeren Kredit als Rußland, das nun einmal infolge vieler Umstände für reich gehalten wurde.[1]) Während des Krieges, der doch die finanziellen Kräfte des jüngsten Kulturstaates aufs äußerste anstrengte, änderte sich dies infolge der japanischen Siege.[2]) Und umgekehrt nahm der russische Kredit infolge der Niederlagen und der darauffolgenden Revolution bedeutend ab.

Die durch ein Volk jedesmal erreichte Höhe der Wohlfahrt und des Kredits ist also keineswegs etwas Äußerliches oder Zufälliges, so wenig als das bei einem Individuum der Fall sein könnte. Nichts ist natürlicher, ja gerechter, als daß diese Errungenschaft ihrerseits weiteren Einfluß ausübt, auch im Kriege.

---

[1]) Martin, Die Zukunft Rußlands, 1906, hat uns von diesem Aberglauben in ausgezeichneter Weise befreit, vor ihm schon von der Brüggen, Das heutige Rußland, 1902, S. 38 ff., das merkwürdigerweise von Martin nicht genannt wird, und ebenso Alexander Ular, Russia from Within, 1905, p. 133 seq.

[2]) Helfferich, Das Geld im russisch-japanischen Kriege, 1905. Vgl. weiter Ballod über Rußland und Rieß über Japan in von Halle, Die Weltwirtschaft, 1906, Bd. 3, S. 72 ff. und 248 ff.

Es braucht wohl keiner Beweisführung, daß genau dasselbe in vollem Umfange von der Kraft gilt, die von einer gegebenen politischen Verfassung im Kriege ausgehen kann. Es läßt sich nicht mit einem Worte sagen, welche Staatsform in dieser Beziehung die beste sein wird, das hängt von den Umständen ab. Eine Despotie kann in einem barbarischen, zusammengewürfelten Volke eine große Kraft entwickeln, sie kann hier die einzige angemessene Regierungsform sein, obwohl sie, wenn das Volk einer höheren Kultur teilhaftig und einigermaßen selbstbewußt wurde, gewiß nicht länger imstande ist, die höchste Kraftleistung, deren das Volk überhaupt fähig, aus ihm herauszubringen. Das Einzige und zugleich das Höchste, was man von der Staatsform verlangen kann, ist ihr Angepaßtsein an die Kultur und an die ganze Eigenart des Volkes, oder, wenn das Volk sehr heterogen ist, an die seiner besseren, einflußreicheren Teile. Sind diese Bedingungen nicht erfüllt, so wird die Schwäche des staatlichen Gefüges von großem Nachteil im Kriege werden.

Die japanischen Studenten begehrten als höchstes Ideal den Tod für den Mikado, wie uns der beste Kenner Japans bezeugt.[1]) Die edelsten und begabtesten unter den jungen Russen dagegen verschwören sich wider die Regierung, ihr Ideal ist, den Zar, den Tyrannen, zu töten, dafür wollen sie sterben. Die Japaner wollten durchaus siegen, weil sie alle wußten, daß die Zukunft ihres Landes die Niederwerfung des Feindes forderte; die Russen der höchsten und gebildetsten Kreise begehrten die Niederlage ihrer Heere, da sie wußten, daß die Auferstehung ihres Volkes hierdurch am besten gefördert wurde.[2])

[1]) Lafcadio Hearn, Out of the East, 1904; vgl. auch seine hochinteressanten, Glimpses of Unfamiliar Japan. 1903.

[2]) Hugo Ganz, Vor dem Zusammenbruche, 1905; Lord Brooke, An Eyewitness in Mandchuria, 1906, p. 309 seq.: Die Mehrheit der russischen Offiziere begehrte den Frieden, bei den Soldaten war der

Wie gewissenlos, wie tierisch abgestumpft muß eine Regierung sein, die durch solche Stimmung der besten Bürger nicht bewogen wird, die gründlichste Reformation durchzuführen!

Eine solche Regierung ist natürlich eine gerechte Folge der Vergangenheit, so gut als die Enge des Gebiets oder die Armut des Volkes. Die ganze Geschichte, Ausfluß des ganzen Volkscharakters, hat zu dieser Regierung geführt, ihre unvermeidliche Folge, die militärische Schwäche, muß als Strafe hingenommen werden. Es ist die erste und höchste Pflicht eines Volkes, über die eigene Regierung zu siegen, falls diese schlecht ist. Denn nur so kann die weitere Pflicht, die Überwindung des Feindes, erfüllt werden.[1])

Jede einzelne Sünde der Regierung wie der Verwaltung rächt sich im Kriege. Hätte Rußland eine unbestechliche, ehrliche Verwaltung wie Deutschland gehabt, wenigstens eine der Bedingungen der Niederlage wäre nicht erfüllt gewesen. Korruption und Nepotismus im weitesten Sinne bedeuten verkehrte Verwendung, ungenügende Ausnützung des vorhandenen Reichtums an Kapital und, was viel schlimmer ist, an menschlicher Begabung. Das arme Rußland hat in jeder Richtung Geld verschleudert und dadurch nicht erreicht, was ihm sonst bei seinen Mitteln möglich gewesen wäre;[2]) wenn das Ausland endlich von dieser Wahr-

---

Krieg nie populär, ebensowenig bei den Kaufleuten und den Bauern, es ist ein Krieg der Bureaukratie! Clément de Grandprey, Le Siége de Port Arthur, 1906, p. 122 rechnet die große Abneigung der Russen gegen den Krieg und die Begeisterung der Japaner für ihn zu den wichtigsten Umständen in seinem Verlaufe.

[1]) Die großen Fehler Napoleons des Dritten rächten sich im Jahre 1870; vgl. unter vielen A. Mézieres, Silhouettes de Soldats, 1906, p. 227: über die Unterlassung der Unterstützung der Österreicher; „nous avons préparé Sadowa"; p. 230: über die unselige mexikanische Expedition; p. 248: wie niemand die deutsche Invasion vorhergesehen hatte und die Grenzfestungen in erbärmlichem Zustande waren.

[2]) Passek l. c. S. 30 f. teilt unglaubliche Beispiele russischer Korruption im Kriege mit Japan mit: die Bahnhofsvorsteher be-

heit durchdrungen sein wird, muß es ihm den bis jetzt genossenen Kredit entziehen. Weder im Frieden noch im Kriege kommen durch die prinzipielle Korruption der russischen Verwaltung die rechten Leute an die rechte Stelle. Hofgunst und Cliquenwesen entscheiden hier alles, und wie niederdrückend muß eine solche Sachlage auf die Entfaltung alles Charakters und aller Anlage wirken! Verschleuderung des Menschenmaterials ist hier die Regel. Wie verderblich ist eine solche Regierung, wie tief steht ein Volk, das sie duldet! Die Niederlage im Kriege bringt beiden die schwere, aber gerechte Strafe.

Nicht nur die politische Gesundheit des Volkes ist von entscheidendem Werte für den Kampf, die physische hat nicht viel geringere Bedeutung. Ein schwaches, von Krankheiten unterminiertes, ungenügend ernährtes Volk kann selbstverständlich keine kräftigen Männer in genügender Anzahl zur Armee stellen, die schwachen Soldaten halten die ungeheueren Strapazen des Feldzuges nicht aus, die Verwundungen und die vielen Krankheiten, die der Krieg mit sich führt, greifen sie unverhältnismäßig schärfer an, die Verluste werden bedeutend größer sein, der ganze Krieg wird von ihnen mit geringerer Wucht geführt. Diese Volksgesundheit ist keine unabänderliche Tatsache, sondern die natürliche Folge von allerlei Bedingungen. An erster Stelle kommt hier, neben den schon angeführten Faktoren, die auch hier ihren Einfluß fühlbar machen, die Art und Gestaltung des sozialen Lebens in Betracht. Je schlechter, je ungleicher der Reichtum in einem Volke verteilt ist, desto weniger gut wird die Gesundheit der zahlreichsten Klassen, die die große Masse des Heeres bilden, sein. Armut führt aber noch viel mehr Häßliches und in diesem Falle Gefährliches mit sich. Ein armes Volk ist fast immer

---

förderten für vieles Geld die Waren der Kaufleute, die Vorräte für die Front ließen sie auf den Bahnhöfen liegen!

ein dummes, schlecht erzogenes Volk. Je höher die Anforderungen moderner Kriegsführung, was die Handhabung der feinen Kampfinstrumente und die neuere Taktik anbelangt, die immer mehr die Auflösung der festgeschlossenen Reihen fordert, desto schwerer wird hier die Strafe des Kampfes treffen. Wenn die russische Regierung das Interesse des Vaterlandes über das eigene stellt, wird sie endlich zur wirksamen Bekämpfung der Unwissenheit unter der ungeheueren Mehrheit des russischen Volkes schreiten.

Aber nicht nur physische Schwäche und Dummheit sind die fatalen Folgen der Volksarmut, sondern auch die ungenügende Entwicklung der moralischen Eigenschaften. Ein armes Volk ist kein stolzes Volk, es kann sich selbst nicht achten, es nimmt alles von seiner Regierung hin und verführt diese so in wirksamster Weise zur Pflichtversäumnis. Sklavisches, dummes, armes, demoralisiertes Volk, schlechte, verschwenderische, korrupte Regierung, Bankrott und Niederlage das unabwendbare Ende. Es hängt nun einmal glücklicherweise alles zusammen. Ludwig XIV. konnte noch glänzende Siege feiern, aber schon nach fünfundsiebzig Jahren erreichte seine Regierung die furchtbare und sehr gerechte Strafe der Revolution. Turgot nannte die französische Gesellschaft aus schlecht verbundenen Teilen locker zusammengesetzt, ohne jede Einheit, der jedes gemeinsame Interesse abging.[1]) Man lese bei Taine einmal nach, wie erbärmlich und haltlos die Armee dieser Gesellschaft war, kein Wunder, daß die Regierung sich gleich im Anfang der Empörung nicht auf sie stützen konnte![2])

Jeder andere Fehler der gesellschaftlichen Organisation muß sich gleichfalls in der Wehrkraft des Volkes offenbaren und im Kriege unerbittlich rächen. Die Niederlage Preußens

---

[1]) Tocqueville, L'Ancien Régime et la Révolution, p. 158.
[2]) Taine, L'Ancien Régime, 1882, p. 511—515.

bei Jena beruhte gewiß in erster Linie auf den groben Fehlern der damaligen sozialen Verfassung dieses Staates. Die großen Befreier Preußens bemühten sich auch zuerst um die gründliche Reformation dieser veralteten und verkehrten Zustände. Eine Gesellschaft mit großen Fehlern kann wenigstens auf die Dauer kein kräftiges, siegfähiges Heer hervorbringen, dazu würde ihr die moralische und wirtschaftliche Kraft fehlen.[1])

Wenn die moralischen Verhältnisse im engeren Sinne nicht taugen, das Familienleben und damit die Fortpflanzung Gefahr laufen, dann wird die Kraft des Volkes und des Heerwesens an der Wurzel bedroht. Eine nur dem sinnlichen Egoismus fröhnende, der Zukunft und der Rasse nicht eingedenke Gesellschaft kann unmöglich die große Anzahl kräftiger Männer liefern, die das moderne Heer, um zu siegen, braucht.

Der Krieg verlangt eine kolossale Entfaltung von Intelligenz, und zwar jeder Art, von der höchsten, inventiven bis zur niederen, imitativen. So wenig als hohe Moralität oder gesunde Staatsverfassung ist die intellektuelle Befähigung ein rasches Produkt der augenblicklichen Not, sie setzt gar vieles voraus, das langjährige und sorgfältige Pflege verlangt. Ohne glückliche Anlage wird zwar auch diese nicht viel erreichen, aber die beste Anlage allein genügt ebenfalls nicht. Der Staat kann hier nur wenig und nicht das Bedeutendste durch positive Maßregeln bewirken, die Enthaltung des Staates ist hier von unendlich größerem Werte. Die geistige Entfaltung eines Volkes braucht vor allen Dingen Freiheit, von kirchlicher, staatlicher und jeglicher Einmischung. Der Geist, soll er stark und elastisch auswachsen, muß sich frei tummeln können.

[1]) Vgl. den Nachweis für Rußland bei Martin, Die Zukunft Rußlands, 1906, passim und S. 44, 45: Rußlands Niederlage war die Strafe für seine rückständige Landwirtschaft, für die Dummheit des Volkes, für den Mangel an Volksunterricht.

Er muß seine eigenen Fehler machen dürfen, seine eigene Gefahr laufen. Ein Wickelkind bekommt keine kräftigen Muskeln, wie soll ein ewiges Wickelkind einen kühnen, großen Geist erhalten? Aber ohne diesen bleibt ein Volk erst im friedlichen Wettkampfe der Nationen in Wohlfahrt, Bildung, Naturbeherrschung, psychischer Kraft zurück, zuletzt wird es im endgültigen Ringen des Krieges besiegt.

Das Volk, das sich einst von den Geistesfesseln, die Kirche und Despotie anlegen, nicht zu befreien wußte, das vor den hierzu erforderlichen Opfern[1]) zurückscheute, muß später mit den viel schwereren Opfern des Krieges und der Armut büßen. Alle Eigenschaften, alle Taten im Charakter und in der Lebensgeschichte der Individuen wie der Völker hängen nun einmal unverbrüchlich zusammen. Alles rächt und lohnt sich. Der Staat, der dauernd zu siegen wünscht, soll sich also von früh an befleißigen alles zu tun, was nötig, und vor allem zu unterlassen, was hinderlich ist, um nicht einige wenige, sondern die Gesamtheit oder wenigstens die große Mehrzahl seiner Bürger zu tüchtigen, starken Menschen zu machen.

Auch die Kirche könnte hier eine gewaltige Macht zum Guten ausüben. Bis jetzt hat sie wohl nur gutes auf individual-eudämonistischem Gebiete geleistet, und auch hier durchaus nicht allein gutes. Wie viele Seelen hat sie nicht durch ihren widersinnigen Wahn die Ratschlüsse des Allerhöchsten zu kennen und durchführen zu müssen gequält und gemartert! Kulturell waren alle Kirchen nur zu oft eine bloß zurückhaltende Macht, zu oft haben sie Gott und die Menschen vergessen und nur den Machthabern des Augenblicks gedient. Wenn die Kirche aller

[1]) Die Revolution und ihr Begleitelend soll Frankreich eine Million Menschen gekostet haben, vgl. Taine. La Révolution, Bd. 3 Abt. 2: p. 496, aber dafür hatte es sich denn auch freigekämpft! Wie viel mehr kosten Rußland die Hungersnöte, das tägliche Elend, die verlorenen Kriege!

Länder einmal die fruchtlose Bekämpfung der Wissenschaft und des strebenden Menschengeistes aufgeben und statt dessen die des Niedrigen im Menschen mit derselben Treue und mit derselben Unversöhnlichkeit aufnehmen wollte! Die Kirche nicht länger als Rückhalt veralteter Anschauungen, sondern als Stütze aller hohen Bestrebungen, es wäre wahrlich schön.[1]) Wie es ist, tötet erst die Schule, dann sie, dann die Gesellschaft und endlich der Staat alles, was im jungen Menschen an hohen, reinen Bestrebungen, an Glauben an das Gute lebt.

Die Kirchen, wie sie sind, haben hauptsächlich den Vorteil, daß sie die Bürger, vor allem die armen, fügsam machen, durch die Furcht vor übernatürlichen Strafen und die Hoffnung auf ewiges Leben; sie vermindern die natürliche Todesfurcht wohl ein wenig,[2]) was immerhin eine sehr löbliche Leistung, besonders vom Kriegsstandpunkte. Aber sie könnten so sehr, so unendlich viel mehr tun. Sie könnten den hohen Enthusiasmus im Menschen großziehen, die echte, starke Begeisterung für wirkliche Ideale. Die Kirche sollte dem Leben dienen, auf das Leben und seine Forderungen achten und dadurch den Tod überwinden. Das wirklich fromme Volk Japans sollte uns hierin zum Vorbilde dienen.[3]) Die Religion ist hier mit dem Patriotismus aufs engste verbunden, das macht beide stark.

Selbstverständlich, wie mir scheint, ist es nicht allein die Religion, welche hohe, opferfreudige Begeisterung erweckt, wie Kidd ohne tatsächliche Begründung behauptet

[1]) Vgl. E. Adickes, Kant contra Haeckel, 1906, S. 156 ff., und Paulsen, Einleitung in die Philosophie, 1903, S. 361 f., der Haß gegen die Religion entsteht dadurch, daß die Theologen eine Pseudo-Wissenschaft und die Politiker ein konservatives Zwangsmittel aus ihr machen, — ganz richtig, nur bemerkt Paulsen nicht, daß er selbst sie zu einer süßlichen Wunschlehre entstellt (S. 352—360), die einen ebenfalls anwidert.

[2]) Manchmal steigern sie dieselbe vielmehr.

[3]) L. Hearn, Glimpses of Unfamiliar Japan, 1903.

hat.[1]) Hat denn nicht jede Überzeugung, jede große Liebe ihre Märtyrer gefunden? Besitzen die Besten unserer heutigen Sozialdemokraten und Anarchisten keine tatkräftige Liebe für ihr Ideal? Beruht die russische Reformationsbewegung, soweit sie ihren Ursprung in bewußten absichtlichen Anstrengungen hat, nicht hauptsächlich auf dem herrlichen, rein idealen Streben des besten Teils der russischen Gebildeten?

Immerhin könnte die Religion durch moralische Mittel jede hohe Begeisterung schüren, sie könnte und sollte jeden selbstlosen Idealismus als religiös erkennen und unterstützen. Der Staat kann außer durch Enthaltung, die, wie gesagt, in mancher Beziehung das Allerbeste ist, durch seine kolossalen Machtmittel die Entwickelung der geistigen Begabung des Volkes unterstützen. Die materiellen Bedingungen, wie Universitäten und Schulen, könnte und sollte er in freigebigster Weise schaffen, eins darf er aber nie und nimmer: die Kontrolle desjenigen sich anmaßen, was nur durch Freiheit zur Blüte kommen kann.

Das Volk, das seine Geistesbewegung durch Regierung und Kirche bändigen und hemmen läßt, wird auf die Dauer nicht allein in seiner intellektuellen Entfaltung zurückbleiben — das wäre noch nicht einmal das schlimmste — sondern noch viel mehr in der Kraft seines Charakters. Kein bewußten Denkens fähiger Mensch läßt sich die absolute Freiheit hierin durch andere ihm gleiche Menschen nehmen. Der Gedanke an diese Anmaßung muß ihn zu hellem Aufstande empören. Wer diese Entmannung duldet, ist des weiteren geistigen Lebens, also des besten im Menschen, unwürdig und unfähig. Aber auch ein Volk, das so dem höchsten Leben entsagt, kann nie seine volle Kraft entwickeln. Solange alle Völker gefesselt, schadet das sehr wenig; wenn aber auch nur eins, sogar nur ver-

[1]) Kidd, Social Evolution, 1895, p. 97 seq.

gleichsweise, zur Freiheit sich durchgerungen hat, so müssen die im besten rückständigen Völker gar bald ihre Schwäche empfindlich spüren. Die Siege der ersten französischen Republik, so wenig ideal diese und ihre Freiheit übrigens waren, haben diesen Satz Europa ad oculos demonstriert, so deutlich, daß sogar die damaligen Regierungen einen Augenblick, leider nur einen kurzen Augenblick aufhorchten.

Die geistige Begabung, Bildung und Entwicklung eines Volkes muß nach allen möglichen Richtungen den tiefsten Einfluß auf die militärische Kraft desselben ausüben. Wenn nicht direkt, so doch um so nachdrücklicher mittels der Wohlfahrt und des Kredits. Entfliehen läßt sich also der Strafe für Vernachlässigung nicht. Hier gibt es keinen Ablaß und keine Gnade.

Es würde etwas zu weit führen, in unserer Aufzählung der für die Kriegsführung bedeutsamen Momente im Volksleben fortzufahren. Das ist auch kaum nötig; denn wie gesagt, alle Eigenschaften, alle Erfahrungen, das ganze Sein und Haben des Volkes wirken zur Entscheidung in der endgültigen Prüfung mit.[1]) Alles wirkt, alles hält sich. Entnervender und Neid erweckender Luxus der höheren Klassen, Zwiespalt im Volke, ob durch religiöse Intoleranz erzeugt oder durch politische und andere Gegen-

[1]) Sehr richtige Worte sagt der bekannte Geograph F. Ratzel hierüber, der den Krieg noch immer als eine der wichtigsten Prüfungen des Völkerwertes betrachtet; er rühmt an ihm, daß er die letzten und äußersten Hilfsmittel flüssig macht, der Krieg sei ein Moment der Steigerung im Leben der Völker; von dem ganzen Leben im Frieden, von der Ernährung, der Vermehrung, der Rüstung hängen Kraft und Wachstum der Völker und damit der Sieg im Kriege ab. „Einige Aufgaben einer politischen Ethnographie" in Z. f. Sozialwiss. 1900, S. 17. Richtig sagt auch Beloch, Griechische Geschichte, Bd. 1, 1892, S. 394: „von Zufälligkeiten hängt das Geschick der Völker nicht ab. Die Griechen sind in dem Kampfe gegen das Perserreich Sieger geblieben, weil sie ihren Feinden sittlich und intellektuell überlegen waren."

sätze,[1]) Feigheit und Egoismus, die Früchte einer uns nicht unbekannten Überkultur, sie alle lähmen die Kraft des Volkes im Kriege selbst und auch schon in allem, was zu ihm vorbereiten und befähigen muß. Die Türken, die einst Europa bezwangen, sind jetzt zu schwach, um den Krieg mit ihren eigentlichen Feinden aufzunehmen, ungeachtet der großen Tapferkeit und sonstiger militärischen und anderen Eigenschaften des Volkes, weil sie in der Kultur überall zurückblieben, weil der Staat vollständig faul und die Bürger der Einsicht und der Energie ermangeln ihn zu reformieren. Der Krieg wird diesen Staat früher oder später zermalmen.

Alle die genannten und erläuterten Kraft- und Schwächefaktoren hängen untereinander zusammen, teils als Eigenschaften, teils als Erwerbungen eines lebendigen Organismus, sie sind das notwendige Ergebnis der ganzen Vergangenheit des betreffenden Volkes, sie bilden seine Persönlichkeit, sein Ich. Kein Volk kann mit Recht die Verantwortung für sie ablehnen, so wenig wie der Einzelne sich selbst verleugnen kann. Sie dürfen, sie sollen über Sieg und Niederlage im Frieden wie im Kampfe entscheiden.

Ich stehe gar nicht an die Besiegung der Russen durch die Japaner als den sehr begreiflichen Ausfluß der ganzen Geschichte beider Völker zu bezeichnen. Wer ihre Entwicklung an der Hand von Schiemann und Herrmann, Von der Brüggen, Wallace und Leroy Beaulieu, anderseits an der von Fukuda und Nachod verfolgte, dem konnte der tatsächliche Ausgang nichts Befremdendes bringen. Die Russen, wie v. Hehn, Lanin, ihre eigenen wunderbar naturgetreuen Dichter und Romanschreiber sie so auffallend übereinstimmend schildern, sind das Produkt, das unvermeidliche, ihrer Anlage und ihrer weiteren Geschichte, so wie die Japaner nach der Darstellung Hearnes und Nippolds

[1]) Vgl. Martin l. c. S. 85 ff. über die Gewalt der russischen Gegensätze.

das Ergebnis ihrer so sehr verschiedenen Anlage und Umgebung mit daraus folgender Entwicklung. Das Resultat ihres Zusammenstoßes ist selbstverständlich das Ergebnis der Messung ihrer augenblicklich erworbenen Gesamtkräfte, es muß unser historisches Gerechtigkeitsgefühl befriedigen, wenn wir uns anstrengen auf alle, aber auch alle komponierenden Elemente der Vergangenheit achtzugeben. Wenn die Gerechtigkeit nur tief genug blickt und weit genug umschaut, müssen Notwendigkeit und Gerechtigkeit sich decken.

Von dem, der die Weltgeschichte und ihre Urteilssprüche begreifen will, darf gewiß eine etwas tiefere Einsicht verlangt werden. Die Dinge brauchen sich nicht so einfach zu verhalten, wie das unserer Einfalt bequem wäre. Die Gerechtigkeit der Geschichte ist nicht so oberflächlich und einseitig, als wir uns die göttliche träumen möchten. Wie ich nicht genug betonen kann, alles, alles wirkt mit zum Resultate, das Positive wie das Negative, das Bewußte wie das Unbewußte, das Absichtliche wie das Unabsichtliche. Ableugnen nützt hier nicht. Nachsicht wird nicht geübt. Was je geschah, ist von ewiger Wirkung.

Anscheinend sehr liebenswürdige oder wenigstens unschuldige Eigenschaften werden ihre gefährliche Seite nie deutlicher als im Kriege zeigen. Die Niederländer, Epigonen ihres großen Zeitalters, sind schon ein paar Jahrhunderte lang bequeme, gemächliche, etwas weiche Leute geworden, eingefleischte Individualisten in jeder Richtung. Ihre Ironie verhindert sie, die Dinge so recht ernst zu nehmen, . . . alles sehr unschuldig, es schadet keinem Menschen, deshalb könnte es lange so bleiben. Aber ein Ausfluß dieser Neigung ist auch die schlaffe, ungenügende Vorbereitung zum Kriege, recht viele glauben so gerne, daß die Kriege schon aus der Mode gekommen, die Rüstung eigentlich schon überflüssig sei. Der erste beste Krieg, in den die Niederländer verwickelt werden, wird sie unsanfterweise eines anderen belehren und mehr, als

irgend etwas anderes vermöchte, dazu beitragen, sie einer neuen großen Periode zuzuführen. Das Jahrhundert ihrer unaufhörlichen Kämpfe machte sie groß, die zu lange Friedensperiode erschlaffte ihre gute Anlage, neue Kämpfe werden sie aufs neue stählen.

Die Naturwissenschaften haben uns endlich gelehrt, die Tatsachen zu beachten. Hoffentlich wird ihr ehrfurchtsvolles Studium uns allmählich befähigen, die moralisch entscheidenden Eigenschaften der Individuen wie der Völker etwas tiefer zu erfassen als es die ekstatische Einseitigkeit der großen Schwärmer und die abstrakten Hypostasierungen der Philosophen zu tun vermochten. Die spekulativen Dogmen der letzteren sind nicht das letzte Wort der ethischen Weisheit, die aufmerksame Beachtung der Geschicke der Einzelpersonen wie der Völker wird uns den realen Wert der grundlegenden und der zusammengesetzten Eigenschaften enthüllen, da diese Geschicke doch eigentlich über diesen Wert entscheiden. Ich vermute, daß zu den ersten großen Lehren dieser auf den Tatsachen aufgebauten Ethik diese gehören wird, daß die Tugend der Person oder des Volkes nicht so sehr in seinen einzelnen Eigenschaften, sondern in ihrer Zusammenstellung, in ihrer Harmonie enthalten ist. Die umgekehrte Tendenz, die Überschätzung z. B. des Altruismus läuft auf den Kommunismus als letzte Konsequenz, als äußerste Übertreibung der Einseitigkeit aus,[1]) und doch kann der Kommunismus als dasjenige Zukunftsideal bezeichnet werden, das die Art des Menschen, die Bedingungen der Wohlfahrt und des höheren Geisteslebens und die ganze Menschheitsgeschichte aufs denkbar gröbste verkennt.

Wenn, wie ich nachzuweisen versuchte, im Kriege alle Eigenschaften und Erwerbungen der Völker ihren Einfluß auf das Resultat üben, so wird kein Experiment

[1]) Merkwürdigerweise ist auch der nicht-utilitaristische Lipps in seinen „Ethischen Grundfragen“ 1906. S. 173 zum Kommunismus geneigt.

geeigneter sein uns über die Bedeutung dieser Einflüsse aufzuklären, unter der Voraussetzung, daß wir den Wert dieser Entscheidung anerkennen. Es kommt auf den Wert des Sieges an. Was besagt dieser eigentlich? Was nützt er? Ich meine nicht im besonderen Falle, sondern im allgemeinen. Sieger zu sein bedeutet die momentan wertvollsten Eigenschaften in der wertvollsten Weise vereinigt zu besitzen. Das tapfere Fechten, die gute Bewaffnung, die überlegene Führung sind die Ausflüsse viel tieferer Verhältnisse, sie werden, wie wir nachwiesen, vollständig durch die Charaktereigenschaften und die Kulturerwerbungen der Völker bedingt.

So viel dürften wir jetzt klargemacht haben, daß Sieg und Niederlage jedenfalls nichts Zufälliges, nichts Oberflächliches sind. Die Frage bleibt aber unbeantwortet, wozu sie eigentlich da sind. Wenn wir über das Wesen des Krieges überhaupt sprechen, dürfen wir natürlich nicht, wie von der Goltz das tut,[1]) den Angriff voraussetzen. Denn, wenn es überhaupt keinen Krieg gäbe, so fiele auch der Angriff fort! Wir fragen uns ganz allgemein, wozu Sieg und Niederlage? Gewiß nicht um theoretisch festzustellen, wer in allem Betreffenden der Stärkste sei. Wir können den Sieg nur seiner praktischen Folgen wegen gutheißen; es siegt der wahrhaft Stärkere und die Früchte des Sieges fallen ihm zu. Aber im Kriege steht gegenüber dem Siege wesentlich eine Niederlage. Beide sind wertvoll, weil sie die Entscheidung des Krieges ausmachen.

So wenig als irgend etwas anderes hängt der Sieg vom Zufall ab, nicht einmal in dem einzig zulässigen Sinne dieses Begriffs, dem von dem Zusammentreffen unverbundener Kausalreihen. Aber auch von Kleinigkeiten ist der Sieg nicht abhängig; es wäre denn in unbedeutenden

[1]) Von der Goltz, Das Volk in Waffen, 1899, S. 7; dagegen betrachtet er S. 430 die Funktion des Krieges an sich, doch nur in wenigen Worten und sehr oberflächlich.

Truppenbegegnungen; wo aber solche Kleinigkeiten in entscheidenden Schlachten eine Rolle spielen können, da sind schon große Fehler gemacht worden. Eine Strategie, die mit dem Zufall rechnet, deutet auf einen abenteuerlichen Geist hin, entweder beim höchsten Befehlshaber oder gar beim Volke, das einen solchen zu der allerwichtigsten Stellung erhoben hat oder auch nur darin duldet; wir sind nun einmal alle für alles verantwortlich, was mit unserer aktiven oder passiven Mitwirkung zustande kommt. Wer sich von den Ursachen eines Sieges oder einer Niederlage Rechenschaft geben will, der soll sich nur nicht bei der ersten oberflächlichsten Schicht aufhalten, wozu auch keine andere Nötigung als die eigene Oberflächlichkeit vorliegen kann, sondern immer versuchen, zu den tieferen und tiefsten Ursachenschichten vorzudringen.

Wir müssen zu der allgemeineren Frage übergehen, welche die dem Kriege als Prüfungsform zukommenden Vorteile sind?

Die Frage nach der Größe dieser Vorteile ist der Kern des ganzen Problems.

Die Nachteile der Völkerkämpfe haben wir scharf beleuchtet, und ihre riesige Größe mit Grauen erkannt. Was wir zur Beruhigung und zur Kompensation anführten, erschien uns klein und unbedeutend im Vergleiche zu den ungeheuren Opfern, die der Krieg uns auflegt. Rechtfertigen kann ihn nie der bloße Hinweis auf seine tatsächliche Existenz. Denn diese beweist nur, daß er augenblicklich notwendig ist, rechtfertigt ihn aber nicht vor unserem denkenden und fühlenden Geiste. Mit dieser Existenzfrage, die übrigens keineswegs ohne Bedeutung, haben wir uns nachher zu beschäftigen.

Jetzt aber die große Frage nach den essentiellen Vorteilen der Kriege, die uns etwa zu der Überzeugung berechtigen würden: wenn es keinen Krieg gäbe, müßten

wir ihn erfinden! oder anders ausgedrückt: die Kriege können seltener werden, in vielfacher Weise verändert und verbessert, den wechselnden Umständen angepaßt, wie sie im Laufe der Zeiten sich in allen möglichen Richtungen geändert haben, sie dürfen aber nicht verschwinden!

Der Krieg hat also, meiner Überzeugung nach, essentielle und unersetzliche Vorteile. Ich werde mich erst bemühen, die Art und Größe dieser Vorteile klarzumachen, ihre essentielle Verbindung mit dem Völkerkampfe, und dann die Unmöglichkeit dartun, sie in anderer Weise als eben durch den Krieg zu erlangen.

1. Ohne Krieg kein Staat.

Sowie unzählige Apotheosen über den Staat geschrieben sind, ebenso häufig wurde er angegriffen. Der eine spricht von ihm mit mystischem Schauder, der andere betrachtet ihn als das größte Übel. Es ist für mich fast selbstverständlich, daß so weite Divergenzen nicht wirklich in verschiedener Schätzung desselben Objektes begründet sind, sondern in Verschiedenheit des Temperamentes einerseits, anderseits aber darin, daß auf ganz andere Sachen geatchet wird. Ich glaube, daß bei einigem Realismus in der Anschauung eine gewisse Einigung erreicht werden könnte. Der Staat ist die weiteste reelle und lebendige Organisation der Menschen, die existiert. Es gibt keine weitere, ex definitione, die weiteste ist eben der Staat, eine weniger weite wäre nur ein Unterteil eines Staates, wenn sie ebenso reell und lebendig wäre. Die größte Weite mit der größten Realität vereint, macht den Staat aus.

Von allen Philosophen hat ihn am meisten Hegel verherrlicht, Schäffle und Spencer machen ihn ihrer unglücklichen Marotte gemäß zu einem Überorganismus.

Betrachten wir ihn ohne ihre Analogien, ohne ihre Hypostasierung und ohne Mystizismus.[1])

Die tiefste Bedeutung des Staates liegt nicht in seinem praktischen Nutzen als Pflegers des Rechtes, von wie großem Werte der Rechtsstaat als solcher auch sein möge; ebensowenig in seiner Fürsorge für die Armen und Schwachen, einer delikaten Aufgabe, für die er sich nur zum Teil eignet, und die man jetzt, bis zur Gefahr übertrieben, zu seiner Hauptfunktion machen möchte; die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt gehört ebenso gewiß zu seinen Aufgaben, als er nie zum volkstümlichen Arbeitsstaate werden darf.[2]) All das und viel mehr kann der Staat verrichten, weil sein Kern etwas anderes ist. Er kann diese Pflichten erfüllen, weil er eine eigene Existenz führt, und zwar als weiteste real lebende Gemeinschaft, die weiteste Expansion der Menschen mit dem intensivsten Leben vereint. Es gibt keine mehr umfassende und zugleich intensiver lebende Vereinigung. Die Menschheit umfaßt zwar viel mehr, aber ihr Band ist zu schlaff, sie hat kein eigenes Leben, sie ist nicht organisiert, und kann, wie wir noch beleuchten werden, in absehbaren Zeiten kein reales Dasein führen. Sie ist den Höchsten ein Gedanke, für die Masse nichts! Die Kirchen sind entweder zu schlaff organisiert oder sie bilden wie die katholische Kirche zur Zeit ihrer Blüte eigentliche Staaten, die aber als solche an großen und prinzipiellen Fehlern leiden; auch sind die Aufgaben der Kirchen zu bestimmter und eigentümlicher Natur um

---

[1]) A. Lasson, Das Kulturideal und der Krieg, zuerst 1868 und 1906, gehört leider auch zu den Staatsmystikern. Seine in mancher Beziehung ausgezeichnete Verteidigung des Krieges wird hierdurch und durch die Einseitigkeit, mit der er von abstrakten Prinzipien und übrigens vom preußischen Staate seiner Zeit ausgeht, erheblich beeinträchtigt.

[2]) A. Menger, Neue Staatslehre, 1904, S. 20, 21.

andere, ganz abweichende Funktionen damit zu verbinden. Der Staat allein ist der weiteste und zugleich kräftigste Verein, der alle Pflichten erfüllen kann, die einer Gemeinschaft gestellt werden können. Das Leben in ihm bringt die höchste Entäußerung des Egoismus mit sich, dessen der Mensch überhaupt fähig ist, und zwar nicht für Augenblicke — denn das ist auch für die Kirche oder einen sonstigen freien Verein möglich — sondern ständig, ohne Aufhören, das ganze Leben lang.[1])

Man möchte mir vielleicht die etwas rauhe, gewalttätige Entstehungsweise fast aller Staaten entgegenhalten, als wenig geeignet eine so ideale Verbindung zu erzeugen. Dem entgegne ich aber, daß die Geburt des Staates wenig zur Sache tut, daß alles auf sein Leben, sein Funktionieren ankommt. Die einzige, allerdings sehr bedeutende Frage ist hier, ob das Gefüge des Staates fest genug gekittet ist um nicht bloß ein normales, sondern auch ein intensives Funktionieren, ein kräftiges Leben zu ermöglichen. Hier mag denn die Entstehungsweise keineswegs ohne Einfluß bleiben. Es ist nicht zu erwarten, daß die polnischen Provinzen so bald ein normales Organ des deutschen Staates ausmachen werden,[2]) und dasselbe gilt von den Reichsländern in erhöhtem Grade, wenn wir den französischen Nachrichten über ihre Stimmung einigen Glauben beimessen dürfen. Die Buren machen noch keinen fest anhängenden Teil des britischen Reiches aus, und die Nachkommen der tausende von Opfern der Konzentrationslager dürften das auf lange Zeit nicht tun. Solche Prozesse sollen nicht überhastet werden. Die Geschichte hat keine Eile. Tatsache ist, daß manche, wo nicht alle Teile

[1]) Die Klöster gehen hierin freilich viel weiter, aber sie sind nur wenigen möglich und müssen wesentlich Ausnahmen bleiben, da sonst ihr Wesen der Kultur und der Menschheit zu schädlich wird.

[2]) Vgl. H. Geffcken, Preußen, Deutschland und Polen seit dem Untergange des polnischen Reiches, 1906.

der heute einheitlichsten Staaten in gewalttätiger oder schlimmerer Weise zusammenkamen, ich denke an Erbrecht, Heirat und Kauf, die Periode des Zusammenwachsens mag da etwas länger gedauert haben, das hängt gar nicht allein von der Zusammenfügung ab, sondern von Rassen- und Kulturverwandtschaft, ob die Verbindung vorteilhaft in irgend einer Beziehung, ob eine Blüteperiode bald darauf folgte, usw., — zu guter Letzt machten die einst getrennten Teile dennoch ein fest gefügtes Ganze aus, das eines einheitlichen Lebens und Wirkens fähig ist. Darauf allein kommt es an.[1])

So sind die Staaten die größten Einheiten, die unter allen gegebenen Umständen der Gegenwart und der Vergangenheit möglich sind, d. h. die entstehen und bestehen konnten. Die Verkettung der Ereignisse aller Art machte nun einmal Holland klein, Frankreich mittel-, die Vereinigten Staaten Nord-Amerikas sehr groß. Das ist nichts weniger als zufällig. Jeder Staat, ob klein oder groß, ist also die weiteste reale Organisation, zu der die Menschen an irgend einer Stelle unter den gegebenen Umständen kommen konnten. Und zugleich ist der betreffende Staat das weiteste Kollektivleben, wozu das Volk augenblicklich fähig ist. Die Staaten und ihre Substrate, die Völker, sind unter den Menschen, was die Individualisationen unter den Atomen[2]) Die großen Staaten sind selbstverständlich weniger fest gefügt als die kleinen. Manche sind noch keine dauerhaften Gebilde, sie sind noch in ihrem Werden begriffen. Ob sie allmählich homogenere Einheiten werden, oder ob die Macht der Gegensätze, die sie bergen, schließ-

[1]) Es scheint mir gar nicht so sicher, daß Einheit der Kultur, wie Lasson l. c. S. 23ff. und 51ff. will, die Basis des Staates abgibt, es kommt mir vor, daß diese Auffassung, wie fast alle von Lasson, den Tatsachen wenig entspricht.

[2]) Lipps l. c. S. 214 scheint das zu verkennen, wo er die Völker „viele Einzelne“ nennt.

lich zu Spaltungen führen wird, das hängt von denselben Kräften und Umständen ab, welche die jetzt mehr oder weniger fertigen einst gestalteten.

Jeder Staat stellt in seinem kollektiven Leben eine Überwindung des Egoismus dar, der ihn zu einem unentbehrlichen Gliede in der Reihe der menschlichen Gestaltungen macht. Die Individuen können erst ihr volles Wachstum erreichen, wo der Staat mit seinem Gesamtleben zu ihrer Individualexistenz hinzutritt und soweit sie an diesem höheren Leben einen realen Anteil nehmen.[1]) Ebenso erreicht der Staat erst seine höchste Blüte und Kraft, wenn alle Individuen sich innig an ihm beteiligen. Autokratie und Klassenherrschaft, die beide das letzte unmöglich machen, schwächen deshalb den Staat, den sie angeblich stützen, aufs empfindlichste, bis zur Besiegung durch andere und bis zum Untergange. Selbstherrscher und privilegierte Stände sind die ärgsten Feinde des eigenen Staates.[2])

Der ganz einzige Vorzug des Staates, der ihn schon über alle freien Vereine erhebt, besteht in dem Umstande, daß er allein ein vollständiger Zwangsverein ist, und daß er nicht spezialisiert ist in seinen Zwecken und nie sein kann. Beides im Gegensatze zu den freien Vereinen jeder Art. Ein Staat, der in seinen Zwecken auf eine bestimmte Funktion beschränkt wäre und aus dem der Austritt allen frei stünde, ein solcher Staat wäre eben kein Staat mehr, er könnte nicht souverän sein, er müßte ein umfassenderes und festeres Kollektivwesen über sich erkennen. Die

---

[1]) Ich teile durchaus nicht die mystische Auffassung vom Staate, die Lasson vertritt, z. B. S. 22, 49 u. a. a. S., der Staat kann nie Selbstzweck sein, weil überhaupt nur der Mensch sich Zwecke setzen kann; übrigens läßt auch Lasson den Staat höheren Zwecken dienen; vgl. S. 22, 21 u. s. f.

[2]) H. v. Treitschke, Politik, Bd. 1 S. 61/62 läßt die Konsequenz seiner eigenen Forderung, daß der Staat über den Parteien stehen solle, nur zu sehr aus den Augen.

weiteste Organisation, zu der Menschen sich erheben können, muß sich auf ihre Mitglieder verlassen können, sie muß einen festen Bestand haben, und sich frei bewegen können, sie darf sich nicht auf eine Aufgabe beschränken, denn, was sie nicht mehr tun kann, kann Keiner tun, sie muß sich über alles ausbreiten können. Sonst wäre die Macht, die sich dieser Aufgabe annahm, über sie erhaben und würde sie ersetzen müssen. Daher der ewige Kampf zwischen der katholischen Kirche und allen Staaten; wer nicht mit ihr gekämpft hätte, hätte als Staat abgedankt. Die Kirche mußte bei der allmählichen Festigung der Staaten als Staatsmacht untergehen, wie es jetzt geschieht. Es bleibt eine der hohen Ehren des Protestantismus, diesen Kampf gegen die Übergriffe der Kirche eine lange Zeit geführt zu haben.[1])

Der Umstand, daß der Staat nun einmal kein freier, offener Verein ist, in den man ein- und aus dem man austreten kann, erhöht seine Bedeutung als Kollektivwesens ganz außerordentlich. Im freien Vereine verbleibt keiner länger als er eben Lust hat, im Staate muß man ausharren. Den Verein wählt man nach seinem Geschmack, in den Staat wird man hineingeboren, man muß sich mit ihm abfinden, wie es eben geht. Wie unendlich erhöht das den Wert des Staates als Lebensschule, als Lebensgemeinschaft! Jede andere Gemeinschaft ist Spielerei neben ihm, er ist der Ernst des Lebens, den man nicht wählt, sondern würdig und tapfer trägt. Er ist die Ehe, alle freien Vereine sind Konkubinate.

[1]) Das hochbedeutende Werk von Prof. Götz, Der Syllabus, 1905, beweist, wie gefährlich die Tendenzen der römischen Kirche noch immer sind, und wie dieselbe noch keine ihrer staats- und kulturfeindlichen Ansprüche hat fallen lassen. Wie schmählich, daß der Protestantismus in Holland wie in Deutschland seine historische Rolle, die Bekämpfung des Papsttums, aufgegeben, in ersterem Lande sich sogar zu einem ausdrücklichen Bündnisse mit Rom herbeigelassen hat.

Sollen die Staaten als Kollektivwesen ein frisches, echtes, intensives Dasein führen, sollen sie wirklich die Individuen aus ihrer beschränkten Sonderexistenz emporheben, so müssen sie eine eigene Kraft entwickeln können, so muß ihr Bestand gesichert werden. Auch wenn wir nur an die so notwendige Hilfe und Unterstützung denken, die der Staat den Individuen in ihrem eigenen Leben angedeihen läßt, verlangen wir schon die kräftige Entwicklung der Staatsmacht. Nur wenn er eine starke, festgefügte Einheit bildet, kann er für seine konstituierenden Elemente segensreich wirken. Soll der Staat also seine vielseitige, hohe Funktion erfüllen, so muß er ein kräftiges eigenes Leben führen. Das kann er aber nur, wenn er dieselben Eigenschaften besitzt, die das Individuum dazu befähigen und die wir früher kennen lernten; der Staat muß den festen Willen haben sich selbst zu behaupten, sich gegen andere abzugrenzen, aber auch sich selbst zu erweitern. Der Staat muß sich gegen fremde, unerwünschte Personen abschließen können. Ein Staat, der sich überfließen läßt, läuft Gefahr zu zerfließen, und damit würde seine Existenz aufhören.

Wer einmal Individuen will, Sonderwesen mit eigener Existenz, der muß die Erfüllung ihrer Lebensbedingungen nicht beanstanden. Zu diesen gehört aber an erster Stelle der Wille, den eigenen Charakter, die eigene Persönlichkeit zu behaupten, nicht in andere aufzugehen. Die hierzu unbedingt nötige Eigenschaft ist aber ein gewisser Egoismus, der, wenn er den hier erforderlichen Grad erreichen soll, notwendig bis zur Aggressivität gesteigert werden muß.

Jedes kräftige Individuum, ob Einzel- oder Kollektiv-, will sich selbst behaupten, sich ausdehnen, sich erweitern, ringen mit anderen. Wie könnte der Staat ohne eigenen Charakter, ohne scharf markierte Abgrenzung gegen andere, Liebe zu sich selbst bei seinen Angehörigen erwecken?

und wenn er das nicht kann, da hat er eben seinen höchsten Zweck, seine Bürger an einem höheren, weiteren Leben, dem der Kollektivität, teilnehmen zu machen, verfehlt.

Man kann nun einmal den Staat nicht wirklich wollen und ihn zugleich zu einem leeren Dasein verurteilen. Soll er wirklich leben, so muß er einen eigenen Charakter besitzen, sich abschließen können, da muß er seine Grenzen verteidigen dürfen, da wird er Liebe und Haß erwecken, an die eigene Zukunft glauben, sich erweitern wollen, um all das mit anderen zu ringen begehren. Man kann nicht sein Leben wünschen und zugleich die Äußerungen dieses Lebens ihm untersagen.

Weshalb erwecken die Kommunen, die Städte und Dörfer keine Liebe wie früher mehr bei ihren Angehörigen? Nur weil sie nicht mehr souverän sind, weil sie keine abgeschlossene Existenz führen, weil die durch den modernen Verkehr realisierte absolute Freizügigkeit das getrennte und damit das eigene Leben, den eigenen Charakter der Gemeinden aufgehoben hat. Die Hauptsache ist aber, daß die Kommunen unter einander, weil sie nicht mehr souverän sind, nicht kämpfen dürfen und deshalb die hingebende, die leidenschaftliche Liebe ihrer Angehörigen nicht mehr wie früher zur Stütze in den höchsten Nöten brauchen und sie deshalb auch nicht mehr erlangen.[1]) Nur noch kleine Dörfer, die sich mitunter einmal mit den Nachbardörfern herumschlagen, dürften echte heiße Liebe im Herzen der Insassen erwecken, und nur solche feurige Liebe, aber eine solche sehr entschieden, nimmt eine Stelle in unserem Leben ein, die wir nur nicht unterschätzen sollten.

Um volle Kraft zur Erfüllung seiner Funktionen zu entwickeln, um warme, hingebende Liebe zu erwecken,

[1]) Vgl. Macaulay, Macchiavelli, in, Critical and Historical Essays, 1877, p. 48 über den notwendigen Lokalpatriotismus der alten Griechen.

muß der Staat ein volles Leben führen, in Gefahr und Not verkehren, um sein Leben ringen mit allen seinen Kräften; mit einem Worte der Kampf darf ihm so wenig fehlen wie den Individuen.

Ohne Kampf und Not kann keine Einzelperson ein lebenswertes, intensives Leben führen, Kampf und Not braucht das Kollektivwesen ebensosehr, ja noch viel mehr, weil seine Elemente nun einmal viel lockerer zusammengekettet sind als die des Individuums.

Es ist die große Gefahr unserer, oder vielmehr fast aller Zeiten, nach beiden Seiten leicht zu entgleisen, nach der des übertrieben egoistischen Individualismus wie nach der entgegengesetzten, ebenso gefährlichen des übertriebenen Kommunismus. Das häßlichste ist wohl das Ideal der heutigen Sozialdemokratie, das ich eine widernatürliche Mischung beider sich sonst widersprechender Extreme nennen möchte: einen individualegoistischen Kommunismus. Das Richtige ist die Harmonie zwischen Aufrechthaltung des Ichs in voller Kraft und Frische und echter selbstloser Hingebung an das große Ganze, das zugleich die Zukunft vertritt. Aber die einen wollen vom Staate nichts wissen, weil sie meinen, ihn nicht nötig zu haben, und die anderen erwarten von ihm nur Förderung ihrer Einzelinteressen. Es mag wohl zu allen Zeiten nur wenige gegeben haben, die im Staate viel mehr und anderes sahen als eine milchende Kuh. So wenige sind von der echten Liebe zum Staate ergriffen, und doch ist diese Liebe so viel eher möglich als Liebe zur Menschheit, die eben, weil die Menschheit keine gesonderte sichtbare Existenz führt, so unendlich viel schwerer gefühlt wird. Die Menschheit muß leerer Schemen bleiben, wo das Vaterland, der eigene Staat heiße Liebe und Treue bis an das Grab erweckt.[1])

[1]) Wenn Lipps l. c. S. 214 sagt: Der Patriotismus muß sich zur Menschheitsliebe erweitern, so spricht er eine ebenso selbstverständliche als leere Phrase aus.

Wer fühlte je für die Menschheit, die 1600 Millionen, wie so manche Polen für ihr verschwundenes Vaterland? Diese echte Liebe zur großen, dennoch beschränkten Gemeinschaft ist ein hohes Glück, das, die es nicht kennen, nicht beurteilen sollten.

Die Vaterlandsliebe kann eine wirklich treibende Kraft sein, die über den engen Egoismus hinausdrängt und ist das bei relativ vielen, eben weil sie positive Aufgaben, deren Erfüllung uns möglich, stellt, weil ihr Objekt sicht- und umfaßbar, weil sie unseren psychischen Kräften, meistens Schwächen, angemessen ist. Die Menschheitsliebe übersteigt dieselbe um sehr vieles, und deshalb ist sie meist nichts weiter als eine freche Phrase.

Wer einen illusionslosen Blick auf die Menschen wirft, wer nicht geneigt ist Wünsche mit Tatsachen zu verwechseln, der wird einen realen Patriotismus mit all seiner inhärenten Beschränktheit dem leeren Scheine der Menschheitsliebe vorziehen.

Wer die höchste Steigerung des menschlichen Lebens als Ideal betrachtet, der muß die Vaterlandsliebe behalten wollen und natürlich auch ihre Voraussetzung, den kräftigen, seine Bürger mit leidenschaftlicher Liebe und Hingebung erfüllenden Staat, das ist denjenigen, der ein volles Eigenleben führt, mit Not und Kampf, der sich behaupten und ausdehnen will und die Bedingung dazu, wie zu allem starken Leben, erfüllt, der assertiv und aggressiv zu sein wagt.[1])

Der Staat braucht, wie das Individuum, zu seiner vollen Existenz: Gefahr, Not und Kampf. Wer einen Menschen liebt, der soll ihm diese nicht ersparen wollen. Ich denke, das ist nun allgemeine, fast triviale Weisheit geworden. Dasselbe gilt für den Staat. Aber nur, wer wahrlich staat-

[1]) Bei Godard, Patriotism and Ethics, 1901 findet man ganz bequem alle die modernen Dummheiten mit der liebenswürdigsten Absicht beisammen: viel Gefühl und keine Kenntnis des wirklichen Menschen.

lich zu denken fähig ist, kann diesen Satz verstehen und ihm beistimmen. Übrigens sollten auch die anderen, die vom Staate nur die Förderung ihrer ego- oder altruistischen Sonderzwecke verlangen, erwägen, daß nur der starke Staat ihnen nützlich sein kann und daß er, wie jedes lebende Wesen, der Kämpfe braucht um wahrhaft stark zu bleiben.[1])

Staat, Vaterland und Krieg sind nun einmal unersetzlich, darum dürfen sie ihre Opfer fordern.

2. Die essentielle, eigentlichste Anwendungsform der Gesamtkräfte ist der Krieg.

Jeder andere Wettkampf der Staaten, also der größten Einheiten, ist eigentlich doch nur symbolisch, tatsächlich kämpfen hier die Individuen miteinander.

Der Staat kann seinen Bürgern in allerlei Weise seinen Beistand leisten: durch Erziehung und Unterricht, durch Kreditgewährung, Verkehrserleichterung, durch Schutzzölle, durch direkte Ermunterung und Hilfe, seine Konsularbeamte können den Unternehmern den Weg zeigen. Auf allen diesen Wegen stärkt der wachsame Staat seine Bürger im Wettkampfe mit den Angehörigen fremder Staaten. Und indirekt kann der Staat ihnen noch auf ganz andere Weise und weit kräftiger zu Hilfe kommen. Gesetzgebung und Verwaltung des Staates üben den tiefsten Einfluß auf das ganze Leben nicht nur, sondern auf die Anlage, die Art der Individuen aus. Eine Regierung, die wirklich nicht an erster Stelle bestrebt ist sich selbst zu erhalten, die

[1]) Es ist sehr merkwürdig, daß Novicow, der vom unersetzlichen Nutzen des Kampfes so sehr überzeugt ist, daß er ihn nicht aufgeben will, dennoch den Kampf der Staaten leidenschaftlich verurteilt, wohl nur weil er meint, der Streit der Individuen ginge ohne Schmerz und Wertvernichtung ab! Naive Illusion! L. c., p. 39.

wahrlich nur das Volkswohl fördern will, mit der vollen Leuchte der jetzt schon erreichten Ergebnisse der Wissenschaft, könnte hier bereits erstaunlich viel ausrichten.

Ich schwärme durchaus nicht für Staatseinmischung und möchte den Staat so wenig wie nur möglich in die Sphäre der Individuen hinübergreifen lassen, aber dennoch bin ich überzeugt, daß eine solche Regierung gar vieles und verschiedenes zum Wohle der Bürger erreichen könnte. Zuerst durch Aufhebung der Mißbräuche und der Ergebnisse früherer Mißbräuche, soweit das möglich: Erwerbung durch Unrecht, auch altes, scheint mir ein schwacher Rechtstitel zu sein. Zweitens durch sein Beispiel, der Staat ist nun einmal überall der Reichste von allen, der Vornehmste, der größte Unternehmer. O wenn er einmal wirklich wollte, wenn er einmal mit dem alten Schlendrian bräche! wenn er zum Beispiel bei seinen eigenen zahllosen Anstellungen einmal nur auf die Befähigung acht gäbe, und diese nicht konventionell beurteilte! Das gäbe schon eine tiefeingreifende Veränderung, die eine stetig wachsende Lawine von guten Folgen mit sich führen würde.

Denken wir uns einmal eine Regierung wie einen klugen, edlen Weisen! Das ganze sittliche Milieu, das von viel größerer Bedeutung ist als das physische, würde anders werden. Stolze, vornehme Naturen würden dort erzogen werden, selbständig im Urteilen, hoch im Fühlen, stark im Wollen; wie solche den fremden Völkern schwere Konkurrenz machen würden! Eine Regierung, welche die Ideale, die wir alle in unserer Jugend mitbekommen, für ihren Teil wahr zu machen bestrebt wäre! Eine Regierung um bloß eins zu nennen, die von allen Beamten ohne Unterschied die Ausübung der Tugenden forderte, die wir alle anerkennen und so selten ausüben dürfen: Wahrheitsliebe, Selbständigkeit, Stolz, usw. Selbstverständlich strebt eine Regierung, die aus der Bevorzugung eines Standes hervorgeht, nie nach einem solchem Ideale, ihre eigene Grundlage

genügt ja der ersten Forderung politischer Sittlichkeit nicht, welche die freie Mitarbeit aller einigermaßen reifen Bürger verlangt und jedes Privileg ausschließt. Eine nach dem Ideal aufrichtig strebende Regierung ist von einem Junker-, so wenig wie von einem Arbeiterstaate zu erwarten, obwohl sich nicht verkennen läßt, das augenblicklich eine Arbeiterregierung eine größere Aufgabe zu erfüllen hat, als ein gänzlich obsoletes Junkerregiment, schon weil an den Arbeitern gar vieles gutgemacht werden muß und den jetzt dringendsten Regierungsaufgaben gegenüber ihre Einseitigkeit vielleicht am wenigsten gefährlich wäre.

Aber wo denke ich hin? Die besten Regierungen, die wir sehen, sind einseitige Parteiregierungen, gemeinsam sind ihnen allen ohne Ausnahme Trivialität und geringe Liebe zum Ideal. Kein Gewitzigter wird von ihnen, von welcher Partei sie sein mögen, was schließlich wenig zur Sache tun dürfte, ein rasches, kühnes Streben erwarten.[1]) Ich erhoffe den größten Fortschritt von den automatischen Veränderungen, die nicht mit Rücksicht auf das später zu Erreichende unternommen werden. Eine ideale Regierung könnte allerdings auch mit ihren Mitteln, ohne mehr zu schaden als zu nützen, also ohne Staatstyrannei, unendlich viel Gutes erreichen, . . . aber die Regierungen sind nie ideal, und deshalb wird sehr wenig erreicht und ist es höchst gefährlich, ihnen zu viel anzuvertrauen.

Doch kehren wir zu unserem Gegenstand zurück. Durch Gesetzgebung und Verwaltung werden die Bürger immer mehr in der Förderung ihrer Anlagen unterstützt werden. Sogar die Selektion kann diese Einflüsse erfahren, die Vererbung kann einigermaßen gerichtet und korrigiert,

[1]) Man denke doch an die bitteren Worte, die Scharnhorst an seinen Sohn schrieb im Jahre 1805: „lerne diese Tugenden (Mut und Patriotismus) früh besiegen, sie haben mir von jeher mehr Kummer als irgend ein Laster gemacht". Bei Mehring, Jena und Tilsit, 1906, S. 72.

die Individuen können so immer besser für den internationalen Wettkampf ausgerüstet werden, und zwar mit Hilfe und unter Opfern der nationalen Gemeinschaft. Aber der eigentliche Kampf wird hier doch immer zwischen den beiderseitigen Einzelnen ausgefochten. Anstrengung und Kampf sind nicht kollektiv. Im Handel, bei industriellen Gründungen, bei der Aufsuchung neuer Wege und Vorteile, wo immer die Angehörigen verschiedener Staaten mit einander in Wettbewerb treten, überall konkurrieren schließlich doch nur die Individuen direkt mit einander, was dadurch am deutlichsten ausgedrückt wird, daß dieser Wettkampf sich von dem mit den eigenen Volksgenossen in keiner Weise unterscheidet und fortwährend in ihn übergeht. Die ganze Art und Form dieses Kampfes ist egoistisch, individuell. Das streitende Individuum hat nur den eigenen Vorteil im Auge, es denkt nicht oder sehr wenig an die Bedürfnisse seiner Volksgenossen, es erfährt ihre Unterstützung nur in geringem Grade, sie sind keineswegs auf einander angewiesen, von gemeinschaftlichem Ringen für ein gemeinsames höheres Ziel ist gar keine Rede!

Allein im Kriege treten die Staaten selbst gegen einander in die Schranken. Alle Mittel, mit denen der Staat seinen Angehörigen den Fremden gegenüber sonst zu Hilfe kommt, nützen oder schaden ihnen auch in ihrer Konkurrenz unter einander. Sie sind jeden Augenblick bereit, wenn es ihnen vorteilhafter, den Fremden und seinen Dienst, seine Hilfe vorzuziehen. Nur im Kriege ist das anders. Der Krieg ist nur Kollektivkampfmittel, er kann nur von einer Gesamtheit gegen eine andere Gesamtheit verwendet werden. Und umgekehrt: die einzige Kollektivwaffe ist der Krieg. Wer den Krieg aufhebt, macht den Kampf der Kollektivitäten unmöglich.

Im Kriege werden die vollständigen Resultanten aller Kräfte der Staaten miteinander gemessen: das Kampfvermögen der Heere und Flotten, das schon unendlich viel

umfaßt, aber auch die Anstrengung aller Produktivkräfte, das Dulden sogar aller Frauen und Kinder. Und das alles wird zu einer Gesamtleistung zusammengefügt. Die Kriegsarbeit ist essentiell kollektiv. Nach dem Kriege gibt es kein Kampfmittel mehr für die Staaten und vor dem Kriege haben sie ihr letztes Wort noch nicht gesprochen.

Die hier gemessenen Gesamtkräfte sind, wie wir oben sahen, die Resultanten aller Eigenschaften und Erwerbungen der Gesamtheiten: der Lage des einst nicht ohne Anstrengung erworbenen Territoriums, der Zahl der Bevölkerung, ihrer Seelenkräfte, ihres Reichtums und Kredits, der Gesundheit aller moralischen Verhältnisse und derjenigen des staatlichen Lebens, der Vitalität der Rasse. Wir haben gesehen, wie alles, aber alles zum Siege oder zur Niederlage zusammenwirkt. Die Hauptsache dabei ist jedoch, daß hier die Einzelpersonen sich in die Gesamtheit verlieren. Das Egoistische wird hier zu einem guten Teile abgestreift und zwar wirklich, in höchster Wahrheit. Hier siegt, wer sein Leben zu verlieren wünscht.

Man nenne mir doch eine andere so ungeheuere Anstrengung, an der so viele teilnehmen, und wo ein zu wenig an heroischem Kollektivismus so schwer und unnachsichtig gestraft wird! Ein wohlfeiler Zynismus kann die Tatsache nicht aufheben, daß ein Heer, reich an Helden, die für den Sieg des Vaterlandes zu sterben wünschen, die den Kameraden mit Gefahr des eigenen Lebens, ja mit Todesgewißheit zu Hilfe kommen, eine bedeutend bessere Siegeschance, als der Gegner ohne sie, hat.[1]) Tolstoi hatte vollständig recht, als er sagte — das Heer siegt, das zu sterben bereit ist.[2])

---

[1]) Robertson, Patriotism and Empire, 1900, p. 118seq. macht allerlei vergebliche Anstrengungen um zu beweisen, daß der Sieg nur auf . . . Schlauigkeit beruht! Die Pfiffigkeit hat also bis jetzt die Geschicke der Völker entschieden!

[2]) Tolstoi in, „Krieg und Frieden“ und auch in, Physiologie

Gewiß, den edelsten Philanthropen darf man vielleicht nachrühmen, daß auch sie für ihre Arbeit zu sterben gesinnt waren, manche haben diese Gesinnung wohl durch Taten bestätigt, ich vergesse das keinen Augenblick, ich bin sogar geneigt, die Zahl dieser stillen Helden höher als die Meisten anzuschlagen, aber wie gering bleibt sie dennoch! Ein Heer, in welchem der Heroismus so selten wäre als die todesfreudige Menschenliebe im Volke, wäre der Niederlage gewiß, es könnte kaum zum Kriege kommen.

Es gibt unendlich viel entsetzliches in unseren Gesellschaften. Man denke an den unverschuldeten Hunger, an die verwahrlosten Kinder, an die Engelmacherei, an die elenden Opfer der Prostitution, an all die Not, all die Verzweiflung um uns. Aber wer vernahm je von einer begeisterten, spontanen, zu allen Opfern bereiten, die Tausende hinreißenden Bewegung dagegen? Man läßt es bei Portemonnaie-Philanthropie, einigen Gesetzesvorschlägen und einigen öffentlichen Versammlungen bewenden; daraufhin schlummert man wieder ein, bis aufs neue das öffentliche Gewissen einen Rippenstoß erhält. Wenn es hoch geht, wird ein Verein gestiftet. Opferfreudige, sterbensbereite Menschenliebe ist nun einmal keine Existenzbedingung unseres gesellschaftlichen Lebens, Heroismus ist dagegen, wie alle Kriege bis auf den letzten in erhöhtem Maße beweisen, die Bedingung des Sieges im Völkerkampfe. Das macht einen ganz gewaltigen Unterschied, der von unseren gefühlsreichen, in sozialer und Menschenkenntnis mehr als schwachen Friedensschwärmern ausnahmslos übersehen wird. Seine Bedeutung scheint mir aber ganz hervorragend.

---

de la Guerre, 1888, p. 173 seq., nach Dragomirof, La Guerre et la Paix, 1896, p. 88 stammt die Behauptung, die gewiß sehr einseitig, schon von Jomini!

Nie wird der natürliche Egoismus durch Hunderttausende so vollständig vergessen als eben im Kriege. Und das gilt nicht allein von den Soldaten, sondern von einem großen Teile der Zivilbevölkerung mindestens ebenso sehr, und die Begeisterung, das Selbstvergessen ergreift sogar fremde Völker. Seit vielen Jahrzehnten wurde das ganze holländische Volk von keinem so hohen, großen Gefühle beseelt als im letzten Burenkriege, wo sein Nationalgefühl erregt wurde, und es unter seiner Ohnmacht den verwandten Buren zu Hilfe zu eilen in tiefster Seele litt. Das ganze Volk war in jenem Gefühle eins, die Volksseele hob und dehnte sich in schließlich sehr wohltuender Weise.

Es kommt darauf an, ob man die Menschen, wie sie nun einmal sind, zu sehen versteht oder nicht. Wer die nicht große und zugleich sehr bedingte Kraft ihrer altruistischen Neigungen zu würdigen weiß und zugleich mit kritischem Ernste bestrebt ist, sie zur höchsten erreichbaren Höhe zu erziehen, der wird auf das hervorragende und auf der Hand liegende Erziehungsmittel des Krieges nie Verzicht leisten wollen. Die Peitsche darf schon ein bischen derb sein.

Jahrzehnte von Wohlfahrt und egoistischem Behagen können eine solche allgemeine Lebenserweiterung nicht erwecken, als der Kampf der Kollektivitäten das auf einmal vermag. Alle große, besonders alle sehr große Kraftanstrengung hat etwas Erhebendes, die aber, welche im Verein mit den Volksgenossen möglich ist, hat diese Eigenschaft in ganz besonderem Maße. Der Kampf der Individuen unter einander ist nur Egoismus, der mit dem eigenen Volke gegen die Fremden ist zum größten Teile Altruismus, er fordert mehr Hingebung an die Interessen des Ganzen als Selbstsucht.[1]) Der Krieg ist der einzige

[1]) Man denke an die schönen Worte General Okus, an die Offiziere des zweiten Armeekorps, die Barzini aus dem geheimen

altruistische Kampf, weil er der Kampf der Kollektivitäten ist.

Aber nicht nur das. Er bildet auch zugleich die einzige Form, in welcher die Staaten, d. h. die organisierten Völker, miteinander in die Schranken treten können, jede andere Form läuft auf Individuenkampf hinaus und besitzt deshalb auch entfernt nicht die hohen, erhebenden Eigenschaften des Krieges.

Der Krieg ist die einzige wirkliche Staatenkonkurrenz. Wer den unersetzlichen Nutzen der Konkurrenz, ungeachtet aller ihrer auf der Hand liegenden Schattenseiten allen oberflächlichen Zeitströmungen entgegen,[1]) anerkennt, der darf seine Augen vor dem ebenso unersetzlichen Werte ihrer Wirkung zwischen den Staaten nicht verschließen.

Ohne Konkurrenz Erstarrung der Einzelpersonen, ohne

Zirkular vom 20. Februar 1905 anführt: „Die Soldaten, welche immer auf das eigene Interesse und nicht auf das der anderen achten, verstehen nichts von der Kriegskunst." Barzini, Mukden, 1906, S. 4; er selbst bemerkt S. 34: die Soldaten werden nur durch ihr Zusammenwirken zu Helden. Vgl. Loirs Bemerkung „dans la bataille tout le monde est solidaire". Capt. Loir, Etude d'un cas concret de la guerre russo-japonaise, 1906, p. 40. Gerade der Umstand, daß solche Worte eigentlich taktische Vorschriften enthalten, erhöhen ihren Wert: wo sonst wird eine solche Taktik eingeschärft? Etwas weiter sucht der letztgenannte die Ursache des Sieges in „l'union des coeurs, la solidarité des armes, . . . et le tout dominé par une ferme volonté de vaincre," p. 40.

[1]) Viele Sozialisten wollen wenigstens vorläufig die gleiche Entlohnung nicht in den Idealstaat einführen, vgl. z. B. Menger l. c. S. 64 ff., doch vergessen sie, daß damit in irgend einer Weise zugleich die Konkurrenz, d. h. das Streben nach den bevorzugten Stellen beibehalten wird. Auch Lütgenau, Darwin und der Staat, 1905, S. 72 ff. verwehrt sich vergeblich dagegen, daß die notwendige Folge der Massenherrschaft über alles, und das ist die Quintessenz des Sozialismus und die praktische Hauptbedingung, ohne welche er keine 14 Tage bestehen kann, Beseitigung aller Ungleichheit sein müsse, ob die jetzigen Wortführer das gutheißen oder nicht.

Krieg Erstarrung der Staaten! Die wirkliche Aufhebung des Krieges wäre das erste Symptom des Todes!

Der Krieg als die einheitlichste Kollektivanstrengung, als die einzige, die essentielle Form der Staatenkonkurrenz, kann ohne unersetzliche Verluste für die Menschheit nie aufgehoben werden.

Ich möchte hier noch eine Bemerkung hinzufügen: in sonderbarem Widerspruche zu der zunehmenden Verbreitung kommunistischer Sympathien in unserer Zeit steht die Indifferenz dem eigentlichen staatlichen Kollektivleben gegenüber. Ich neige dazu, die Erklärung hierin zu suchen, daß die kommunistische Tendenz eigentlich ein Ausfluß erstarkten Individualismus, daß sie also nur pseudokollektivistisch ist. Die Einzelpersonen begehren vom Staate die Hebung ihrer Wohlfahrt, die Erweiterung ihrer Einflußsphäre, sie leben aber bedeutend weniger als früher im Ganzen. Und das ist sehr begreiflich. Die Erweiterung des Ganzen ging zu schnell vor sich, ihre Sympathie hielt keinen gleichen Schritt damit. Sie müssen noch in die großen Staaten der Gegenwart hineinwachsen, die Zerrüttung mancher wirtschaftlichen Verhältnisse macht sie vor allem nach Hilfe aussehen, um sich wieder zurechtzufinden. Der Widerspruch zwischen den natürlichen Anforderungen der Einzelnen und den bestehenden Verfassungen macht die Regierungen und mit ihnen den ganzen Staat verhaßt, daher der eigentlich so weit verbreitete Anarchismus, die Abneigung gegen den Staat. Die ungeheueren Rückständigkeiten in manchen Verfassungen, die vielen Reste absolut unberechtigten, veralteten Ständewesens geben diesem Hasse einen sehr festen Grund. So sehen wir denn bei gar manchen Abneigung gegen den heutigen und übertriebene Erwartung vom Zukunftsstaate vereint. Weil aber, wie wir eben sahen, auch das letztere, wenn nicht in der Theorie so doch im tatsächlichen Fühlen der großen Mehrheit und nicht nur der Ungebildeten schließ-

lich mehr auf Hilfe der Individuen als auf Erhöhung des Kollektivlebens abzielt, geht die Neigung unserer Zeit zur Erweiterung des Staatswirkungskreises nicht mit größerer Intensität des Staatsgefühls zusammen. Wir verlangen, daß der Staat für uns da sei, wir wollen nicht mehr für ihn leben. Die brutale Ausnützung des Staates zu persönlichen Zwecken war früher auf die Fürsten und die Edeln beschränkt, da sie allein staatliche Macht besaßen, nicht weil die anderen besser waren. Jetzt kommen auch die egoistischen Gelüste der breiten Schar der bisher Ausgeschlossenen ans Wort, der Chorus klingt nicht schöner; nur daß jetzt alle mitsingen, ist ein unverkennbarer Gewinn. Auch nimmt die öffentliche Heuchelei mit der brutalen Offenheit der Massenansprüche erheblich ab, ebenfalls ein Gewinn, wir wissen jetzt viel besser, wer wir eigentlich sind, wir erkennen uns selbst, der erste Schritt bekanntlich zur Bekehrung und Besserung. Der Staatsbetrug der Armeelieferanten ist mir lieber als der der Staatsteile verschachernden Fürsten. Denn sie lügen nicht so salbungsvoll dabei, sie werden leichter entlarvt, es gehört nur ein guter Detektiv, keine Umwälzung dazu.

Wir müssen aufs neue, oder besser, wir müssen jetzt einmal wirklich, im Ernste zum Staate, der unser aller Staat sein wird, erzogen werden. Die Liebe zum erweiterten Ganzen muß uns zur festesten und besten Realität werden, das scheint mir das schönste Ziel aller modernsten Erziehung. Der Patriotismus darf nicht aufhören, er muß vielleicht zum ersten Male, seitdem er über die Nachbarschaft hinausging, zur harten Wirklichkeit werden. Früher mag er sich in den Kriegen offenbart haben, die Kriege müssen uns jetzt helfen ihn zu einer ständigen Eigenschaft zu machen. Ich weiß sehr wohl, daß gar mancher den Wert aller dieser Gefühle leugnet, ich meine dagegen, daß die hohe, selbstverständlich echte, tiefernste Begeisterung für ein großes Ganze die realste,

für einen normalen Menschen mögliche Glücksvermehrung ist. Es gibt nun einmal nichts wertvolles für uns außerhalb unserer Gefühle, und dieses Gefühl kann, gerade weil es von vielen geteilt wird und zu Gesamttaten veranlaßt, den Gesetzen der Massenpsychologie gemäß ganz außerordentlich intensiv werden. Wer es abschwächt oder ihm seine Grundlage nimmt, beraubt unser Leben einer üppig springenden Glücksquelle, und das dürfen wir nimmermehr zulassen, es gibt kein schwereres Verbrechen gegen die einzelnen.[1])

Die großen Gefühle sind nun einmal, so nüchtern und zynisch wie nur möglich betrachtet, das Beste was die meisten haben. Ohne sie tritt bei allem Reichtum und aller Gesundheit bald der unheilbare Lebensüberdruß ein. Die schlimmste Gefahr, welche die Kulturvölker bedroht, und keine eingebildete!

Nie wird das Vaterland mehr und feurigere Liebe entzünden, als wenn es um seine Existenz ringt, ein ewig sicheres Vaterland würde kaum Liebe erwecken. Die Forderung großer Opfer erzeugt Liebe, und Liebe macht glücklich. Wer den Staat nur durch Stimm- und Steuerzettel kennt, der kann ihn unmöglich mit beglückender Leidenschaft lieben. Wer diesem gewaltigen, die Millionen beseelenden und beseligenden Gefühle nur die im Kriege zerschossenen Glieder und die verschwundenen Milliarden gegenüberstellt, der sieht dem gleich, der Liebe und Ehe sich versagt aus Furcht vor den Krankheiten der Kinder und dem Verluste der geliebten Frau! Aus Furcht vor Schmerz wird er unfähig zum Glücke.

---

[1]) Von diesem Gesichtspunkte aus wurden die bekannten Angriffe gegen den Patriotismus nie geschrieben. Die Herren machten sich die Sache gar leicht, indem sie entweder die unechte Vaterlandsliebe oder den Auswuchs des Jingoismus verschrieen, gleichsam als ob einer die Liebe angriffe, weil er die Prostitution verurteilte. Vgl. z. B. Godard, Patriotism and Ethics, 1901 und Hobson, The Psychology of Jingoism, 1901.

3. Der Krieg ist die äußerste, die allerhöchste Anstrengung und darf als solche nicht und niemals aufgehoben werden.

Man meint hier ein Hauptargument gegen den Krieg anführen zu können, indem man bemerkt: so gut als die Privatfehden und die kleinen Kriege der Stämme und der Städte schwanden, so gut kann und muß der Staatenkrieg dem gesellschaftlichen Fortschritt zum Opfer fallen; die körperliche Gewalt wurde als Hilfsmittel im Konkurrenzkampfe der Individuen verboten und tatsächlich wird sie in der übergroßen Mehrzahl der Fälle auch des schärfsten Wettbewerbes nicht länger verwendet; sie wurde zur Abnormalität, zum Verbrechen. Es gibt wohl nicht einen Friedensenthusiasten, der dem Kriege nicht denselben Verlauf wünschte und prophezeite.

Auch diesem für sieghaft gehaltenen Argumente liegt die fatale Nichtbeachtung des Wesens der größten Kollektivität und die ebenso folgenreiche Verkennung des Unterschiedes zwischen Einzelwesen und Kollektivwesen zugrunde. Es darf gar nicht ohne weiteres von der Einzelperson und ihrer historischen Entwicklung auf die Kollektivperson, den Staat, geschlossen werden; beide haben ja ganz andere Aufgaben zu erfüllen, und dementsprechend eine andere Organisation, andere Geschicke und ein anderes Recht. Was für den einen gut ist, taugt für den anderen nicht; was den einen traf, wird das Schicksal des anderen eben deshalb nicht sein. Immer derselbe Fehler des übertriebenen, einseitigen Individualismus oder vielmehr eines Individualismus, der die Bedingungen des individuellen Glückes nach der positiven Erfahrung in schroffer Weise verkennt.

Es besteht ein großer Unterschied zwischen der Gewaltübung der Einzelpersonen und den Kriegen der Staaten. Das blutige Gefecht ist nicht die einzige, nicht die essentielle Weise, in der die Konkurrenz der Individuen ausgetragen werden muß, im Gegenteil ist es nur ihre roheste

und primitivste Form, in der nicht die höchsten, sondern die niedrigsten Kräfte der einzelnen gemessen werden. Sobald der Intellekt sich genug entwickelt hat, wird diese Form des Streitens immer weniger verwendet; es kommen die mehr bedeutenden Eigenschaften der Individuen in ihr nicht genügend zur Geltung, sie kann nicht länger in der gründlichsten und vielseitigsten Weise über das Verhältnis dieser Kräfte auf beiden Seiten entscheiden, sie taugt nicht länger als Entscheidungsmittel, aus inneren Gründen mußte sie verfallen, sie hatte keine Funktion mehr. Das Gefecht der einzelnen wurde zur Rohheit und zum Verbrechen oder zum Spiel. Bei den meisten Kulturvölkern kommt es unter gebildeten Erwachsenen kaum mehr vor, ohne daß es des Gesetzes und der Polizei bedürfte, sie davon zurückzuhalten. Es ist nicht der Entrüstung einer Minorität gewichen, sondern ausgestorben, weil seine Daseinsbedingungen und sein Daseinszweck nicht länger gegeben waren. Sein letzter Rest, der Zweikampf, steht überall auf dem Aussterbeetat, nur gehätschelte Traditionen halten ihn aufrecht.

Ganz anders verhält es sich mit dem Staatenkrieg. Es gibt nun einmal keine andere Form für direkte Staatenkämpfe als eben den Krieg, und im Kriege kommen durchaus nicht allein die niederen Eigenschaften der Völker zur Geltung, sondern im Gegenteile alle ohne Ausnahme: physische, geistige und soziale, die in der unmittelbaren Gegenwart erworbenen so gut wie die in der Vergangenheit aufgespeicherten. Der Krieg ist der einzige, wirklich entscheidende Kampf zwischen Staaten, weil er allein alle Kollektivkräfte mißt. Die Kriege allein sind vollgültige Entscheidungen, unanfechtbare Messungen, bei denen die Staaten wie die Individuen sich beruhigen können, sich beruhigen müssen, weil es nun einmal keine andere, größere Anstrengung gibt. Es wurden ja alle Kräfte verwendet.

Der Unterschied von den Privatfehden ist offenbar. Gerade um die Kriege zu ermöglichen, mußten die Fehden

aufhören; denn solange die einzelnen miteinander kämpften und einander töteten, konnte die weitere Einheit sich nicht festigen. Das Fehderecht ist ein natürlicher Ausfluß der Selbständigkeit; die einzelnen und die kleineren Gruppen, wie Stämme und Städte und Geschlechter, mußten diese Selbständigkeit an die größere Gruppe verlieren, damit diese, die weiteste menschliche Organisation sich entwickeln konnte. Alle Geschichte erzählt uns diesen Prozeß.

Der Gewinn bestand nicht allein in der Entstehung der größeren Organisation, obwohl auch diese kulturell und moralisch sehr bedeutend war, sondern ebenso groß war der Nutzen, der dem Individuum erwuchs, das erst im Staate des beengenden Schutzes der kleineren Gruppe enthoben wurde. Nur der Staat kann die einzelnen beschützen, ohne sie zu gleicher Zeit zu erdrücken, eben weil er groß und weit ist. Die Maße sind gar keine gleichgültigen Eigenschaften der Organisationen. In der Quantität steckt ein gutes Teil Qualität.

Erst in unseren großen Staaten konnte der Individualismus erwachsen, der ihnen jetzt in jeder Weise zur Gefahr wird. Die kleine Gruppe, die einst dem einzelnen ausreichenden Schutz bot, wurde aufgegeben und der des Staates vorgezogen, der nützlicher und weniger gefährlich; das Individuum entfaltete sich unter diesem mächtigen Schilde zur vollen Blüte. Ob jetzt ein neuer Wendepunkt dämmert, an dem der Staat für die organisierte Menschheit aufgegeben und vorläufig dem Staate wie einst der kleinen Gruppe seine Souveränität und sein Fehderecht genommen wird? Wir haben schon von mehr als einem Standpunkte die Unerwünschtheit dieser großen Neuerung nachzuweisen versucht, wir werden das noch weiter tun und auch die Unmöglichkeit dieser Wendung beweisen, was schließlich viel wichtiger ist. Für jetzt möchte ich nur noch dies bemerken: wenn die Staaten zum Nutzen der Menschheit desorganisiert, zu ihren abhängigen Teilen herabgesetzt

würden, so wäre das, wenn wirklich und nicht bloß im Scheine, in Worten vollzogen, der verhängnisvollste Schritt, den die Menschheit seit Jahrtausenden getan hat. Denn die Menschheit kann nun einmal nicht zu einem großen Staate auswachsen, eben weil sie die Menschheit, weil sie viel zu groß ist, weil sie sechszehnhundert Millionen zählt! Aber auch, weil die Menschheit nun einmal keine Einheit bildet, weil die Verschiedenheit zwischen ihren Teilen so einschneidend groß ist, weil die Völker durch Lage, Beanlagung und Geschichte zu Einheiten mit eigenem Charakter zusammengeschweißt wurden. Weil die Geschichte nun einmal eine Realität, realer als unsere Träume!

Schon wieder stoßen wir auf die Bedeutung der Zahl in moralischen Fragen. Die Menschheit kann nie zum Staate werden. Bei Aufhebung der alten Staaten mit ihrer Beschränkung, die inhärent und kein Fehler ist, gäbe es also gar keinen Staat mehr, die Geschichte finge von neuem an, wie wir sie in unserem 2. Kapitel skizzierten. Die Friedensschwärmer würden nicht frohlocken. Oder ist „après nous le déluge“ ihre eigentliche Losung? blicken sie nicht über Nasenlänge hinaus, ist ihr Mitleid ein gar sehr beschränktes, also grausames?

Die Aufhebung der Kriege ist deshalb keineswegs ein weiterer Punkt in der Fortschrittslinie, die schon zum Verbot der Privatfehden führte; diese ganze Argumentation ist weiter nichts als ein Fehlschluß, von der Verkennung des doch so ungeheuer großen Unterschiedes zwischen dem Staate einerseits und den Individuen und allen kleineren Gruppen andererseits ausgehend.

Auch der Charakter des Krieges als äußerster, als letzter Anstrengung führt sowohl mit sich, daß diese Anstrengung dem Staate allein, überhaupt nur einer Organisation und nicht einzelnen reserviert bleibe, als daß sie nicht unmöglich gemacht werde. Das äußerste Mittel darf nicht aus dem Arsenale schwinden. Die Einzelpersonen

haben den Kampf mit allen Mitteln nur deshalb an den Staat übertragen, weil der Staat ihnen mit seinen Mitteln Hilfe leisten kann. Nur bedingterweise konnten die Individuen auf die schärfste Waffe Verzicht leisten, nur damit die Existenz des Staates ermöglicht werde, und deshalb galt diese Verzichtleistung nur innerhalb des eigenen Staatsgebietes anfangs, später nur den fremden einzelnen gegenüber. Es lag kein Grund vor, den Kampf der Gesamtheiten untereinander zu untersagen, auch kein moralischer, weil die Staaten zur Betätigung der altruistischen Gefühle groß und weit genug waren. Der Kampf der Staaten ist daher, wie wir sahen, essentiell ein Kampf mit allen Mitteln, auch mit den Waffen der physischen Gewalt. Die Individuen, die ihr äußerstes Kampfmittel an den Staat abtraten und darauf den Volksgenossen und den einzelnen gegenüber ganz Verzicht leisteten, mußten dafür im äußersten Falle auf den Staat mit seinen vollen Machtmitteln rechnen können.

Der Friede der einzelnen war von zu hohem Werte, um nicht die Vorteile des fortgesetzten Einzelkampfes ihm zuliebe zu opfern; sobald aber die Einzelinteressen bei einem ganzen Volke übereinstimmen, zum Kollektivinteresse werden, müssen die Kollektivkräfte angestrengt werden und zwar bis zum äußersten, der Staat muß Krieg führen. Ein Staat, der hier versagte, würde abdanken, seines essentiellen Existenzrechtes verlustig werden.[1]) Dementsprechend ist der Staat berechtigt, seine Grenzen unliebsamen Einwanderern zu verschließen, auch die Friedensschwärmer versagen ihm diese Mittel nicht, obwohl sie wissen, daß hier empfindliche Schmerzen zugefügt werden. Manchmal wäre ein Krieg zur Aufhebung dieser Sperre weniger grausam.

Die durchgeführte individuelle Konkurrenz schließt in bestimmten, sehr wichtigen Fällen die Gruppenkonkurrenz

---

[1]) Sehr schön und richtig hierüber Lasson, Das Kulturideal und der Krieg, S. 11 ff., 95.

in sich, und diese wird nun einmal mit den nachdrücklichen Mitteln des Krieges geführt. Die Individuen können die Hilfsmittel ihrer Gemeinwesen nicht unbenutzt lassen, ohne überhaupt auf Selbstbehauptung und Selbsterweiterung zu verzichten. Und dieser Verzicht, den manches weiche Herz hier gewiß mit Seelenruhe empfehlen würde, wäre die Huldigung vor dem Schwachen nicht nur, sondern vor der Schwäche selbst, also die Förderung aller Leiden, unendlicher Schmerzen für die einzelnen, das Verderben der Menschheit.

Ein Umstand macht die Berufung der Staatsangehörigen auf die Hilfe des Staates noch begreiflicher. Die größere kollektive Kraft fällt durchaus nicht immer mit der größeren Kraft der Individuen zusammen. Der Jude ist bekanntlich ein scharfer Konkurrent, einen jüdischen Staat gibt es gar nicht. Der Russe ist gewiß schwächer als mancher andere im individuellen Wettbewerbe, aber der russische Staat ist noch immer stärker als mancher andere. Da ist es wohl sehr begreiflich, daß der Jude keine staatliche Hilfe verlangt und meist kein Freund der Kriegsgefahr ist, und daß umgekehrt der Russe auf die große kollektive Kraft seines Staates nicht gerne verzichtet, auch nicht seinen individuell stärkeren Gegnern zuliebe. Weshalb sollte doch nur diese Kategorie von Kräften unbenutzt bleiben? Weil sie Opfer fordert? aber tut das die individuelle Konkurrenz vielleicht nicht? Den Schwächeren in dem letzteren Kampfe darf man diese Waffe nicht versagen und die Sieger dürfen nicht verlangen, daß ihre Gegner, die sonst unterliegen würden, ihnen zu Gefallen diese letzte Wehr wegwerfen.

Wer den Individuen die Konkurrenz gestattet, kann sie den Gemeinwesen nicht verbieten. Und wer den freien Wettbewerb der Einzelnen aufheben möchte, der sollte doch wenigstens den der Gesamtheiten zulassen, um nicht aller Vorteile der äußersten Kraftanstrengung auf einmal verlustig zu gehen. Das einzige Heilmittel sozialistischer Staaten würde der Krieg sein.

Es läßt sich gar nicht einsehen, wie Novicow für den Nutzen der individuellen Konkurrenz schwärmen kann und zugleich ganz blind bleiben für den hohen Wert des Ringens der Staaten und Völker. Es läßt sich kaum dadurch erklären, daß er den Wettbewerb der Einzelpersonen für ganz oder annähernd schmerzlos hielte. Denn so viel möchte die soziale Kritik des abgelaufenen Jahrhunderts und vor allem der Sozialismus doch klar gemacht haben, daß diese Konkurrenz unendlich schmerzlich für die Individuen verläuft. Novicow erhebt sich aber nirgendwo zu dem erforderten Nachweise, daß die durch die Kriege verursachten Schäden und Leiden gefährlicher oder schlimmer als die des freien Wettbewerbes der einzelnen seien. Die letzteren werden seiner Meinung nach durch unersetzliche Vorteile aufgewogen, er hätte beweisen müssen, daß dies bei den Kriegen nicht der Fall sei. Das erste beste einseitige Buch über die ungeheueren Nachteile der wirtschaftlichen Anarchie und des ökonomischen Krieges aller gegen alle bildet jetzt eine schlagende Widerlegung der Novicowschen Ansichten.

Und übrigens wäre der Kampf ohne Schmerz kein Kampf mehr und würde er damit alle seine von Novicow anerkannten Vorteile verlieren.

Wenn es aber den Individuen unbenommen sein sollte, die Kraft ihrer Gesamtheiten für sich in Anspruch zu nehmen, so ist es unmöglich, denselben den Krieg zu verbieten, das wäre ja ein Ringen mit gefesselten Armen. Der Kampf der Völker ist nun einmal der Krieg. Er allein gestattet die Anwendung aller auch der letzten Kräfte, das ist gerade seine Größe. Wer diese äußersten Mittel noch nicht erschöpft hat, der ist noch gar nicht besiegt, der kann seinen Gegner noch niederwerfen. Wenn die zahmen Hilfsmittel der Diplomatie zu Ende sind, wenn der Staat seinen Angehörigen in jeder Weise geholfen hat, da muß er zu seinem letzten, essentiellsten Hilfsmittel, dem Kriege,

greifen, will er seine Bürger nicht unnötig, unbesiegt dem Gegner ausliefern. Weil dieser Gegner sich in diesem Falle gar nicht als der Stärkere gezeigt hätte, läge hier wieder ein Sieg des Schwächeren vor, ein Aufgeben der Anstrengung.

Ich will jetzt dem Einwande begegnen, der manchem hier der allerrationellste nicht nur, sondern auch der allersympathischste ist: wozu diese Anstrengung aller Kräfte? Ist sie denn so nötig? Kann man es nicht bei etwas weniger Kraft bewenden lassen? Die sanften Seelen unserer Zeit schrecken vor der äußersten Kraftanwendung zurück und damit vor dem Kriege, der ihnen gerade deshalb so zuwider. Ihnen gilt meine Antwort.

Worin besteht eigentlich die äußerste Anstrengung? Gerade in dem Gebrauche derjenigen Kräfte, die den Starken vom Schwachen unterscheiden, oder den Stärkeren vom weniger Starken. Ihre Nichtanwendung wäre also jedesmal ein Sieg des Schwächeren, was fortgesetzt das Unterliegen der Kraft bedeuten würde!

Es ist leider notwendig, angesichts der modernen sentimentalen und durchaus törichten Anschauung, hier eine Bemerkung über die Kraft einzuschalten. Diese Kraft ist gar nicht mit Rohheit gleichzustellen und dann verächtlich bei Seite zu schieben. Sie bedeutet: angepaßt sein, physisch und intellektuell zu leben befähigt sein. Verdient das die Geringschätzung unserer Neurastheniker? Nur wer lebt, kann genießen und kann nützen. Wer keine Kraft besitzt, kann der Menschheit durch seine Leistungen nicht nützen und schadet ihr durch seine Existenz. Physische und psychische Kräfte sind die Voraussetzung aller Leistungen, ohne sie weder Tugend noch Glück!

Die psychische und pädagogische Bedeutung gerade dieses Äußersten von Kraftanstrengung soll nicht übersehen oder gering geschätzt werden. Ein jeder hat doch schon

im eigenen Leben erfahren, auf wie lange Jahre es wohltut, auch die letzten, die allerletzten Kräfte einmal angestrengt, irgend einem Bestreben das ganze Ich auch nur ein einziges Mal hingegeben zu haben. Es ist ein banausischer Irrtum, daß man später solche Perioden als zu anstrengend, zu ermüdend bedauern würde, im Gegenteil, sie stellen die Höhepunkte der meisten und der besten Lebensläufe dar, bei deren Erinnerung man später am liebsten verweilt. Gerade sie machen den Stolz einer ganzen Existenz aus, von ihren Mühen und Opfern und Siegen erzählt man dem Sohne, ihretwegen liebt uns die Frau, ohne sie wäre das Dasein gar zu flach und dumm!

Von den Völkern gilt genau dasselbe, und solcher Anstrengungen möchte man doch vor lauter Affenliebe die Völker berauben. Aber, wirft man mir vor, es kann ein Volk sich doch in anderer Weise anstrengen! Nein. Man nenne mir doch eine einzige kollektive Tat, die so das ganze Volk ergreift, in der so alle Kraft zur Anwendung kommt, an der alle, ohne Ausnahme, jeder in seiner Art, so sehr mitschaffen, als gerade den Krieg!

Aber die Anstrengung sollte doch etwas weniger erschöpfend, weniger gefährlich, nur nicht blutig sein! Man vergißt bei dieser schlauen Sentimentalität, daß die Befriedigung notwendig der vorhergegangenen Anstrengung, den gebrachten Opfern proportional sein muß. Ein Ausflug nach dem Grunewald kann unmöglich dieselbe hohe Wonne als die erste Fahrt des Columbus gewähren, als er endlich Land erblickte. Und das Blut! Ja, das ist doch nichts als eben ein Symbol der Anstrengung, als ein Ausdruck für gewisse Schmerzen. Die physischen Leiden sind an sich nicht schlimmer oder ehrwürdiger als die anderen, es kommt nur auf ihr Maß an, und das Leid, das Verwundung und Tod uns zufügen, braucht nicht schlimmer als anderes zu sein. Der naivste Friedensfreund wird das zugeben müssen.

Gerade weil der Krieg, ob er mit Niederlage oder mit Sieg endet, dem ganzen Volke ein tiefes, aber ein kollektives Leid schafft, gerade deshalb möchte ich ihn nicht aus der Lebenserfahrung der Völker streichen. Obwohl ich nicht mit Schopenhauer alle Freude als Aufhebung des Schmerzes erklären möchte, so läßt sich doch die tiefgehende Bedeutung der Kontrastwirkung für die Steigerung der Lust nicht verkennen. Mancher Genuß hört auf, weil er nur durch den Kontrast mit vorhergehendem Leide entsteht; wer freut sich denn in einem wohl gesitteten Staate seiner Sicherheit? Für welchen nicht Bettelarmen ist die Befriedigung des Hungers ein Hochgenuß? Nur zufällig oder beim Sport ist sie einmal ein solcher. Wer kennt noch die Löschung des Durstes als tiefste Wollust? Die Sicherheit unseres Lebens, die mehr Folge als Absicht war, hat uns mancher intensiven Genüsse beraubt. Es ist gar nicht so gewiß, daß wir, alles zusammengenommen, reicher an Genuß und Freuden geworden sind.[1]) Um himmelhoch jauchzen zu können, muß man erst zu Tode betrübt gewesen sein. Wir verwehren uns gegen das letzte, deshalb wird das erste uns selbstverständlich versagt. Wir ziehen Sicherheit und Langeweile der Gefahr und der Seligkeit vor.

Die Richtigkeit dieser Lebenspolitik scheint mir nicht so sehr über jeden Einwurf erhaben, daß man berechtigt wäre, sie auch auf die Völker anzuwenden. Den Einzelpersonen bleibt durch die natürlichen Verhältnisse noch genug Material zum Gegensatze, die einzige essentiell kollektive Anstrengung ist aber der Krieg, jedenfalls gibt es kein einziges Ereignis, das in solchem Maße das ganze Volk aufrüttelte.

---

[1]) Was anders treibt so Manche auf große und gefährliche Reisen als das heftige Verlangen, scharfe Reize, die einzig fesselnde Abwechslung von Gefahr und Sicherheit, Darben und Genuß zu finden, der Langeweile unserer Kultur zu entgehen? Aus denselben Gründen wird der Krieg noch von gar Vielen als Genuß empfunden, wie ich von Manchen, die den Buren- und den Atjehkrieg mitmachten, vernahm.

Nicht ganz ohne Grund hat die Geschichtsschreibung sich vorwiegend mit den Kriegen der Völker als mit den Höhepunkten ihres Lebens beschäftigt. Welches Volk möchte nachträglich diese Höhepunkte aus seiner Vergangenheit streichen? Den siebenjährigen Krieg und Jena aus der preußischen Geschichte, die Feldzüge Napoleons und Waterloo aus der französischen? Welcher Holländer möchte den achtzigjährigen Kampf mit Spanien ungeschehen machen, wenn er könnte? Es wäre, als ob ein Sohn die Periode der schweren Kämpfe aus dem Leben seines Vaters streichen wollte! Und ob ein kluger Vater dem Sohne die Sturm- und Drangzeit ersparen möchte, die doch ihn selbst zum Manne gemacht hat?

Es herrscht jetzt in mehr als einer Beziehung die Neigung vor, das Völkerleben zur Kinderstube umzugestalten. Der „volkstümliche Arbeitsstaat" soll dem künftigen Bürger alle Mühe der Selbstbestimmung abnehmen, gegen alles Leid und alle Gefahr ihn sicherstellen, jede Einzelheit des Lebens für ihn regeln, ihn zum Nirwana so recht gründlich vorbereiten. Man vergißt ja, daß das Leben, wenn das gelungen wäre, so hübsch, so bequem, aber auch so ganz ohne Inhalt würde, wie das der indianischen Zöglinge der Jesuitenstaaten: es lohnte nicht länger die Mühe, es zu leben, die Leute starben vor Langeweile.[1]) Und doch wurde hier noch Krieg geführt. Völker wie Individuen brauchen Not, Leid und Gefahr zu ihrer Erziehung, wie zu ihrem Leben. Man soll sie ihnen nicht aus falschem Mitleid nehmen.

[1]) Die Indianer der Jesuitenstaaten, für welche das ganze Leben hübsch, sogar abwechselnd arrangiert, aber eben arrangiert wurde, verloren schließlich alle Lust am Dasein, sie langweilten sich, vgl. Gothein, Der christlich-soziale Staat der Jesuiten in Paraguay, 1883, S. 51 und I. Pfotenhauer, Die Missionen der Jesuiten in Paraguay, 1891, Bd. 3 S. 291, 318, 325, 328, 335 und besonders 337, „der Anreiz zum Leben fehlte", „er verläßt das Leben, ohne es zu bedauern, ohne gelebt zu haben."

4. Der Krieg als Weltgericht.

Noch in anderer, ebenfalls unersetzlicher Weise ist der Krieg der Volkserzieher. Die historische Gerechtigkeit wird durch ihn vollzogen. Er ist der Staatenhenker wie kein anderer. Der ganze Wert eines Volkes, wie er vor allem in seinen staatlichen Verhältnissen und in gesellschaftlicher Kraft ausgedrückt wird, gelangt im Kriege zur richterlichen Entscheidung. Es gibt nichts Großartigeres, nichts Erhebenderes und nichts Nützlicheres als dieses unerbittliche Urteil! Im Kriege, wie wir sahen, wirkt alles, geradezu alles ohne Ausnahme zum Erfolge oder zum Mißlingen mit, die ganze Vergangenheit und die ganze Gegenwart mit allen ihren Kräften und Schwächen kommen in ihm zur Abwägung, deshalb muß er gerecht sein wie nichts anderes auf der Welt, kein Richterspruch kann den Vergleich mit seiner Gerechtigkeit bestehen. Der Krieg aber straft nicht nur, er macht auch dem Neuen, Besseren freie Bahn, indem er mit dem alten, verdorbenen unbarmherzig aufräumt. Er ist Richter und Reformator zu gleicher Zeit. Und gerade seine Gerechtigkeit, ohne Gericht und Richterspruch, ist die allerhöchste, weil die allersicherste, sie beruht nur auf der inneren Notwendigkeit, der Gerechtigkeit der Natur, die der äußeren, der vom Menschen eingesetzten so unendlich weit vorzuziehen ist. Jeder Richter urteilt einseitig, der Krieg allseitig, Sieg und Niederlage sind das Ergebnis der ganzen Geschichte. Wir werden ihn nachher mit dem Schiedsgerichte, dem Urteile einiger Juristen, vergleichen.

Alle großen Kriege schließen ganze Perioden in der Völkergeschichte endgültig ab, sie können, sie dürfen das nach dem allgemeinen menschlichen Ermessen tun, eben weil sie abschließende Urteile enthalten, nein, weil sie unendlich mehr als das, natürliche Katastrophen bilden. Das Alte hört damit auf, Neues tritt ein, oder wird vorbereitet.

Wurde je ein gerechteres Urteil gefällt als durch die Schlacht von Jena, im Tilsiter Frieden protokolliert? Kein weltweiser Richter hätte anders entschieden zwischen dem alten Preußen und Frankreich, das mit der Revolution und unter Napoleon neue Bahnen nicht nur selbst betreten, sondern sie auch Europa gezeigt hatte, in die dieses nur widerstrebend und widerwillig einlenkte, und die dennoch der Weg der Zukunft waren. Das Mittelalter mit der Unfreiheit der Person war in Frankreich endlich aufgehoben, jeder konnte die ihm zusagende Stelle einnehmen und einem jeden konnte die seinen Talenten entsprechende Aufgabe zugewiesen werden, eine Änderung, welche die Leistungsfähigkeit der sozialen Maschinerie unendlich erhöhte. Wir sind jetzt noch gar nicht weit genug vorgeschritten in der Schätzung der menschlichen Begabungsverschiedenheit und in der entsprechenden Verwertung der Individuen um die Bedeutung dieses Regimewechsels vollständig zu würdigen. Das alte Preußen hatte seine Besiegung in jeder Weise verdient, nur nicht in der Hauptsache, in der ungebrochenen Kraft seines Volkes, weshalb es sich so schnell erholen konnte. Die vollständige Regeneration, oder vielmehr die unbedingt nötige Anpassung an die neuen Verhältnisse nahm aber noch ein halbes Jahrhundert in Anspruch und hat in dem Preußen des persönlichen Regiments wohl noch nicht ganz aufgehört. Das alte Preußen war der Niederlage würdig. Der Ständestaat ohne Freizügigkeit hemmte die freie Entwicklung der Individuen sowie die volle gesellschaftliche Ausnutzung ihrer Anlagen, er nahm ihnen die Freudigkeit an der auferzwungenen Arbeit und verhinderte die gerechte Entlohnung.[1]) Das Volk hatte keinen Anteil an der Re-

[1]) M. Lehmann, Freiherr vom Stein, Bd. 2 1903 S. 15, der Staat beruhte auf der Idee, daß die Befähigung zu jedem Berufe erblich, der Fürst, die Minister und der Adel Ostpreußens wollten die Erbuntertänigkeit nicht abschaffen, die Freizügigkeit nicht einführen, S. 46, der Bauernsohn sollte auf immer Bauer bleiben, S. 58—59, noch im Jahre 1800 hielten sie an der Leibeigenschaft fest, S. 61, 328.

gierung des Staates, der Adel wurde in ganz ungerechtfertigter Weise, wie Jena und Auerstädt vollgültig erwiesen, privilegiert, die Gebildetsten mußten hinter den Junkern zurückstehen, das Interesse des ganzen Volkes an dem eigenen Staate konnte nur sehr gering sein, manche wünschten den Sieg der fremden Waffen als ihrer Erlöser herbei, genau wie 1904 die Russen.[1]) Die Armee, durch das Kantonistenregime gebildet, war eines Sieges unfähig, Preußens große Männer, die es glücklicherweise unter seinen Bürgern besaß, die Stein, Hardenberg, Clausewitz, Scharnhorst, mußten manche tief einschneidende Operation vornehmen, die nicht durch die freudige Mitarbeit der offiziellen Stützen des Staates erleichtert wurde, um hier ausreichenden Wandel zu schaffen.[2])

Nicht das Heer der Junker und der Kantonisten, die unter den Spießruten ihre Menschenwürde verloren und ihre Liebe zum Vaterlande gewiß nicht vermehrten,[3]) sondern das Genie Friedrichs hatte Preußen gegen die drei größten Mächte

---

[1]) Lehmann l. c. S. 353, wir werden an die Stimmung in Rußland erinnert, wie sie Ganz dargestellt hat in „Vor dem Zusammenbruche".

[2]) Lehmann l. c. Bd. 1 S. 167, 168, „der Adel . . . weigerte sich die Lasten des Gemeinwesens auf sich zu nehmen," im Jahre 1794 und auch nach Jena wollte der Adel dem armen Staate keine Steuern zahlen, Bd. 2, S. 64. Es erinnert an die Gleichgültigkeit, mit welcher einst die niederländischen Städte die Versuche Wilhelms von Oranien, sie vom spanischen Joche zu befreien betrachteten, s. Fruin, Verspreide Geschriften Bd. 2, 1900 p. 120, 130, 153.

[3]) Lehmann l. c. Bd. 2 S. 63 meint, daß Jena „die Hinfälligkeit der bestehenden Ordnungen mit einer auch für das blödeste Auge ausreichenden Deutlichkeit bewiesen" hat. „Die charakteristischen Merkmale des Staates, die provinziale Trennung, der soziale Zwiespalt, die Bevormundung und Lähmung der individuellen Kräfte, sie wirkten nach bis auf das Schlachtfeld." Scharnhorst meinte im Jahre 1806: „Kein Soldat ist so erbärmlich gepeitscht worden als der preußische und keine Armee hat weniger geleistet"; bei Lehmann Bd. 2, S. 547.

Europas verteidigt, wie ein überaus kompetenter Richter sich äußerte.[1])

Auch das Genie dieses einzelnen hatte nicht die Zukunft in der Weise zu durchdringen verstanden, wie das wohl überhaupt keinem gelungen wäre, daß er die Umwälzung vorzunehmen wagte, der er persönlich sehr abgeneigt war, und deren Versäumnis doch sein Lieblingsgebilde, den altpreußischen Staat, dem Untergange nahe brachte.

Diese Umwälzung war dem Werke eines ganzen Volkes, der französischen Revolution, gelungen. Es war die Schaffung eines wahrhaften Volksheeres, das in der Hand Napoleons, der Friedrich vielleicht noch überlegen, das Mittel wurde, um die morschen, todkranken Staaten Europas aufzuräumen und, soweit sie dazu schon herangereift, die lebenstrotzenden Grundsätze der Revolution ihnen einzuimpfen, wodurch sie späterer sehr schmerzlicher Operationen enthoben wurden. Der Nationalstolz der preußischen Untertanen durfte gerechterweise den, dem er allein zu verdanken,[2]) den großen König nicht überleben, er war antizipiert, nicht das selbsterworbene Produkt freier Staatsbürger, sondern ein Geschenk an Untertanen von einem Autokraten.[3]) Der Stolz durfte nur sehr kurz bestehen, bei Jena wurde er gründlich ins Gegenteil verwandelt. Einen stolzen Eindruck macht das Auftreten des Königs

---

[1]) Kein andrer als Napoleon, bei Koser, König Friedrich der Große", Bd. 2, 1900, S. 333.'

[2]) Koser l. c. S. 334: Friedrich gab den Preußen ihren Nationalstolz mit seinen Siegen. Lehmann meint aber, das Preußen von 1800 bilde noch keinen einheitlichen Staat, die Preußen seien noch keine Nation, das nationale Gefühl noch schwach, sogar bei den Beamten, 7 Minister schwuren Napoleon Treue. L. c. Bd. 2 S. 64. Sie wechselten ja nur den Herrn!

[3]) Friedrich II. war ein echter Autokrat, er und seine Nachfolger wollten die Nation gar nicht am Staate beteiligen. Lehmann Bd. 2 S. 62, 63.

und der preußischen Diplomatie nicht gerade, lange vor Jena ließ der Stolz dieser Edlen sich gar vieles bieten.

Das Geschick des altpreußischen Staates mußte sich bei Jena vollziehen, als er einem moderneren Staate und einem neuen Heere sich gegenüber befand. Das Schwergewicht Preußens hatte bis dahin im Osten gelegen, weil seine Fürsten vor allen Dingen nach Gebietserweiterung gestrebt hatten. Den Junker hatten sie dabei als Werkzeug benutzt, der sich dafür aber zu einer fast feudalen Macht aufgeschwungen hatte, zu einem Staat im Staate geworden war.[1])

Die freie Entwicklung der anderen Stände wurde gehemmt, der Landbau sogar blieb zurück; der feudale Junker war nicht der rechte Bodenbesteller, weil er die eigentliche Arbeit doch anderen überließ und die unfreie Arbeit nun einmal nicht die produktivste ist. Die Intelligenz des Landes wurde unterdrückt,[2]) die Entwicklung des ganzen Volkes blieb weit hinter der Frankreichs zurück. Aber wie das immer der Fall, Fürst und Volk sahen es nicht ein, Jena konnte ihnen deshalb nicht erspart bleiben, die volle Not der Unterdrückung mußten sie durchkosten, bevor sie Wandel zu schaffen gewillt waren.[3])

---

[1]) Lord Malmesbury nannte das preußische Heer ein imperium in imperio; Lehmann Bd. 1 S. 169 Anm. 1.

[2]) Die adligen Offiziere übten „gewohnheitsmäßige Brutalität" wider die Zivilbevölkerung aus, kein tüchtiger Bürger wollte in einer kleinen Stadt Bürgermeister sein, da die Offiziere ihn bald grob behandeln, ja sogar mißhandeln konnten, die Offiziere verachteten die Bürger und brutalisierten sie. Lehmann Bd. 1 S. 170 und Bd. 2 S. 31 ff.

[3]) Sogar nach Jena blieb der Adel starrsinnig und unverbesserlich, nach Lehmann Bd. 2 S. 57—61: der Bauer sollte Bauer bleiben, der Unterricht schlecht, der patriarchale Staat und die Autokratie sollten bleiben, und doch „war die Hinfälligkeit der bestehenden Ordnung mit einer auch für das blödeste Auge ausreichenden Deutlichkeit bewiesen worden", S. 63. Es tat die Niederlage auf dem Schlachtfelde dringend Not.

Noch immer hat das konservative Preußen nicht mit aller Privilegierung des Adels gebrochen, obwohl es seine neuere Wohlfahrt ganz anderen Ständen verdankt, und die Legende von dem einzigen Werte der Junker als der Führer der Armee doch den blödesten Augen als solche demonstriert wurde. In der großen Periode der Gefahr hat sich der Adel nicht bewährt,[1]) der Adel ist nicht mehr der Führer der Nation, alle Privilegierung ist ein Unrecht, und wird, wenn die anderen Stände nur halb erwacht sind, zu einer Gefahr für den Bestand des Staates. Die Bevorzugung aber eines Standes, der die Führung des Volkes auf den Hauptleistungsgebieten der Periode tatsächlich nicht in den Händen hat, bildet eine dreifache Gefahr und .... eine noch größere Dummheit, übertriebene Dankbarkeit ohne Grund, nicht einmal in der vorletzten Vergangenheit. Bei Jena wurde die Frechheit, die den Begriff des „beschränkten Untertanenverstandes" geprägt hatte, bestraft, vielleicht werden das persönliche Regiment, das der Autokratie verzweifelt ähnlich sieht, und die Junkerprivilegierung, die beide in einem Volke von gebildeten Menschen unduldbar sind, sich künftig ebenso strafen. Eine Art Strafe ist wohl vorläufig die künstliche Züchtung der Sozialdemokratie.

Preußen hatte sich durch die prächtigen Folgen der durch seine großen Männer, wie Stein und Scharnhorst, eingeleiteten Politik und durch die Kraft seines Volkstums im Jahre 1870 so weit erholt, daß es endlich in natürlicher Vereinigung mit den meisten deutschen Ländern an Frankreich die historisch gerechte Strafe vollziehen konnte. Die

---

[1]) Niebuhr sprach von einem „verfaulten und verdorbenen Heere von Offizieren"; Stein meinte, „die militärischen Mißbräuche hätten die Monarchie zugrunde gerichtet"; Lehmann Bd. 2 S. 545, 487, 513. Es ist merkwürdig, wie Mehring, Jena und Tilsit, 1906, meinen konnte, dem strengen und begründeten Urteile der neueren bürgerlichen Historiker noch etwas hinzufügen zu können!

überraschend leichte Umwandlung der französischen Regierung nach Sedan[1]) beweist, daß diese Regierung nicht fest im Volke gewurzelt war, der größte Fehler und der verhängnisvollste, der einer Regierung anhaften kann. Das Verbrechen von 1852 rächte sich 1870 und gerechterweise nicht allein an der Regierung, sondern auch an dem Volke, das es sich hatte gefallen lassen.[2]) Der herrliche Patriotismus und die großartige psychische Kraft des französischen Volkes, die im Kriege ungebrochen geblieben waren, erhielten ihren notwendigen, deshalb gerechten Lohn in der wunderbar schnellen Erholung des Staates und der Gesellschaft, die sich sowohl in dem bald erneuten Reichtume als in der neuen Blüte der Kunst äußerte.[3]) Frankreich hatte hauptsächlich politisch gesündigt und politisch wurde es gestraft. Wer weiß, welche Strafe die Zukunft dem großen Verbrechen vorbehält, welches Frankreich durch seine Neo-Malthusianischen Sitten an seiner eigenen Volkskraft immerfort verübt? Vorläufig verbüßt das heutige Geschlecht diese Strafe in der Gestalt von unverhältnismäßig hohen Kriegssteuern an Geld und an Menschen.

Die Russen traf bei Mukden dasselbe gütige, obwohl strenge Geschick als die Preußen bei Jena, die Sünden, die gebüßt wurden, sahen sich auch in manchen Punkten, aber nicht in allen ähnlich. Hier wie dort dumm gehaltenes Volk, das der eigenen Regierung und damit des Interesses an der Erhaltung des eigenen Staates beraubt wurde, mit

---

[1]) Vgl. die Darstellung in Denis, Histoire Française Contemporaine vol. 1 und die betreffenden Bemerkungen von A. Mézieres über die groben Fehler Napoleons III. in „Silhouettes de Soldats" 1907, p. 220, 248, 281 f., 292.

[2]) Vgl. die allerdings gefärbte Darstellung Victor Hugos in „Histoire d'un Crime".

[3]) Wie groß war doch der Einfluß der neueren französischen Kunst aller Art auf die deutsche „Moderne" und überhaupt auf die Kunst Europas!

Ausnahme einer einzigen, brutal privilegierten und nicht entsprechend nützlichen Klasse, hier wie dort keine freie Volksregierung, sondern eine unfähige Autokratie. Unfähige Offiziere hüben wie drüben. Die russische Erholungsarbeit ist aber den viel schlimmeren Fehlern entsprechend unvergleichlich schwerer als im alten Preußen, der Staat ist noch weniger eine Einheit, der im ganzen dort tüchtige Beamtenstand fehlt hier, ein allzu selbständiger Adel ist immerhin ein weit geringeres Übel als eine verdorbene, rohe Bureaukratie. Die russische Intelligenz sehnte die Niederlage herbei.[1]) wohl im richtigen Verständnis der Wahrheit, daß der soziale und politische Fortschritt in Rußland immer durch verlorene Kriege angebahnt wird. Die erste Verbesserung der russischen Verhältnisse brachten die Kämpfe mit Napoleon, Sebastopol führte die Bauernbefreiung herbei, Mukden wird nach den vorläufigen Scheinresultaten die immerhin geschwächte Regierung wohl noch zu reelleren Zugeständnissen zwingen.[2]) Wahrscheinlich wird der Krieg in Rußland noch mehr Henkerarbeit zu verrichten haben. Gewiß! es wäre bedeutend schöner, wenn sich das alles durch Kongreßreden und Nobelpreise erreichen ließe. Obwohl es doch nicht die schönsten Zeiten waren, als die Schwätzer so ganz die Oberhand erhielten! Und vielleicht wäre es nicht einmal schön, wenn alles so schwach gewurzelt wäre, daß eine Rede es umstoßen könnte. Da ist ein forsches Leben mit starken Fehlern doch besser.

Auch wenn der Richterspruch des Krieges uns am wenigsten gerecht erscheint, werden wir bei näherem Zusehen manchmal seine glückliche Wirkung entdecken können. Sehr schwierig scheint das zum Beispiel bei der

---

[1]) Hugo Ganz, Vor dem Zusammenbruche.

[2]) Vgl. Ziliacus, Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland, 1905 und Martin, Die Zukunft Rußlands 1906.

mühevollen Besiegung der südafrikanischen Republiken durch das ihnen anscheinend doch so unendlich überlegene englische Weltreich. Der Kampf war aber nicht ganz so ungleich als er schien. Manche Umstände waren zum Vorteil der Buren, die man zum größten Teile nur nicht mit unseren Bauern vergleichen darf, da sie in so ganz anderen, für den Krieg unvergleichlich mehr disponierenden Umständen lebten, zum Teil noch die Kriege mit den Kaffern mitgemacht hatten, als Jäger eine große Übung im Schießen besaßen.[1]) Auf der anderen Seite waren die Buren in geschichtlicher Hinsicht nicht so ganz im Vorteil, nicht einmal die Transvaaler waren so recht eine Nation und ihr Staat war von traurig schwacher Konstitution; von den beiden anderen Abteilungen, den Bewohnern des Oranje-Freistaates und denen der Kapkolonie waren nur die ersten bereit ihr Schicksal mit dem der Transvaaler zu verbinden, die anderen keineswegs, auch hatten diese letzten den englischen Einfluß schon viel zu sehr erfahren. War es nun aber so ungerecht, daß Art und Begehren der größten Abteilung das Schicksal des ganzen bestimmten? Um so mehr als die anderen sich nun einmal nicht zu durchgeführtem Heroismus aufschwingen konnten. Die eigentlichen Buren machten sich zu vieler Fehler schuldig um bei ihrer kleinen Zahl Süd-Afrika beherrschen zu dürfen. Der Verrat blühte üppig unter ihnen, die Disziplin fehlte vollständig, sie haben gar zu viele Dummheiten gemacht,[2]) und

---

[1]) Joteyko, Entraînement et Fatigue au point de vue militaire, 1905, p. 13 nennt die Buren ganz falsch „simples paysans“ und will dennoch Schlüsse aus dem Burenkriege ziehen, die natürlich falsch sein müssen. Die eigentliche Militäre haben die Buren nur mäßig bewundert, da ihnen die Hauptsache, die Disziplin, zum großen Schaden für ihre Sache vollständig fehlte.

[2]) Mafeking, Kimberley und Ladysmith wurden nicht genommen, kein einziger Sieg wurde ausgenutzt, Cronje ergab sich ohne zwingenden Grund!

zwar, was das Schlimmste war, auch dann, als die Engländer schon klüger geworden waren, eigentlich haben doch nur relativ Wenige unter ihnen die Sache so bitter ernst genommen als sie es verdiente. England dagegen wurde für seine Frechheit hinreichend bestraft, nicht sosehr durch seine Verluste, die an Geld freilich doch nicht so ganz unbedeutend waren, als durch die tiefe Erniedrigung, die sein Heer dort erlitt. Es zahlte hier für seine insuläre Bevorrechtung, die es ermöglichte, daß dieses Heer eigentlich nur an sehr schwachen, kolonialen Feinden sich üben und messen konnte. Die Buren haben seine Schwäche ganz Europa gegenüber aufs eindringlichste demonstriert, was nicht gerade ein Vorteil für England ist, das sich doch nicht zu einer gründlichen Reform aufraffen wird. Dazu braucht es viel schärferer Schläge. Wahrscheinlich wird der Burenkrieg für den englischen Einfluß in Süd-Afrika sich auf die Dauer nicht vorteilhaft erweisen. Bothas Aussprüche und die anderer Burenführer scheinen anzudeuten, daß das Nationalgefühl eher erstarkt als geschwächt aus dem Kriege hervorging. Wenn das Volk seiner großen Männer und seiner vielen Helden würdig sein wird, dann werden die drei Abteilungen des Volkes einmal ein einheitliches Ganze vereint ausmachen, und wird Süd-Afrika ihnen gehören. Besitzen sie diese Kraft nicht, wer möchte ihnen dann ein anderes Schicksal wünschen, als das einen bescheidenen Teil eines hauptsächlich englischen Mischvolkes auszumachen. Wenn die grausamen Wunden, die England schlug, um so grausamer, weil es schwach war, die Buren also eine gute Chance hatten, wenn diese Wunden wieder einigermaßen vernarbt sind, wird der Burenkrieg als ein kräftiger und nicht falsch wirkender Faktor in dieser Volkswerdung und Staatengeburt genannt werden. Ich wage diese Prophezeiung. Verbrannte Bauernhufen sind das letzte nicht.

Ein anderes Volk, das durch Kriege alles verloren

hat, wird vielleicht schließlich Grund erhalten diesen Kriegen dankbar zu sein. Ich denke an das polnische. Keiner kann den Verlust seiner politischen Selbständigkeit mit allen seinen Nachwehen unverdient nennen. Die adlige Anarchie Polens mußte untergehen, weil sie nicht lebensfähig war und das Leben nicht verdiente. Der erbärmliche, absolut unpatriotische, unglaublich frivole und verdorbene Adel hatte womöglich eine noch viel derbere Strafe verdient, das Vaterland verlieren konnte ihm ja nicht als Strafe erscheinen, denn er hatte es nie geliebt; am empfindlichsten mußte ihn das treffen, was wirklich geschah, der Verlust der politischen Macht. Die Elemente zu einer sozialen und politischen Revolution fehlten vollständig in Polen, das Einzige was hier Rettung bringen konnte, war die Auflösung des Staates, allmählich wurden so bessere Verhältnisse vorbereitet.[1])

Das russische Polen gehört zu den vorgeschritteneren Teilen des Zarenreiches; auch hier bildet sich allmählich der Bürgerstand aus, der den starren Gegensatz zwischen Adel und Bauern endgültig aufhebt, die freie moderne Gesellschaft bricht sich Bahn.

Im preußischen Polen hat sich die Lage, wie nicht anders zu erwarten war, noch viel mehr gebessert. Halb durch die deutsche Kultur angeregt, halb durch die nationale Erhebung, die hier gute Wege einzuschlagen gezwungen war, wurde die Grundlage zu einem neuen polnischen Volke gelegt, wurde ein freier Bauernstand geschaffen. Ob der Adel und der Klerus das je zustande gebracht, ja es auch nur ernsthaft gewollt hätten, wenn sie selbständig geblieben wären? Die wirtschaftliche und kulturelle Erhebung wenigstens dieses Teiles Polens dankt es der Auflösung des polnischen Nationalstaates und dem Mißlingen

[1]) Vgl. von der Brüggen, Polens Auflösung, 1878.

der Aufstandsversuche.[1]) Ein guter polnischer Patriot, der Rektor der Lemberger Universität, schrieb 1901: „Die Schlachta wollte das alte Polenreich wieder herstellen, sie verlangte . . . ihre alten Privilegien, ihre frühere politische und soziale Stellung, sowie frühere politische Zustände zurück". Und „es gibt in den polnischen Ländern nur so viele soziale Reformen, als von den Teilungsmächten eingeführt wurden". Wo durch besondere politische Verhältnisse der polnische Adel allmächtig blieb, da dauerten die alten Zustände im Wesen unverändert fort.[2]) Die Herren schwärmen für die nationale Freiheit, für sich, aber die Rechte der Ruthenen werden von ihnen mit Füßen getreten.[3]) Keiner wird sich eine Prophezeiung über die Zukunft der Teile des ehemaligen polnischen Reiches getrauen, aber gerecht erscheint uns das herbe Schicksal, das sie traf, im höchsten Grade: der Adel hatte die staatliche Auflösung verdient, und das Volk verlor nichts dabei. Wenn das letztere der Fall, leidet der Staat immer an so schweren Fehlern, daß er einen ernsthaften Krieg verlieren muß und Auflösung, wenn nicht auf immer, so doch für längere Zeit, als notwendige Konsequenz erscheint. Übrigens ist das Volk im weiteren Sinne nie als ganz unschuldig an einer derartigen Sachlage zu erachten. Wer sich treten läßt, ist schließlich ebenso schuldig als wer tritt.

Manchmal wird der Entwicklungsgang Japans so dargestellt, als wäre die Umwälzung seit 1854 bloß eine letzte Entfaltung längst wirkender Prozesse gewesen, als ob das neue Japan sich allmählich aus dem alten entwickelt,

---

[1]) Geffcken, Preußen, Deutschland und die Polen seit dem Untergang des Polnischen Reiches, 1906, S. 123, 148, 92, auch das preußische Polen besitze jetzt einen äußerst starken Mittelstand, S. 93.

[2]) Roman Sembratowycz, Polonia irredenta, 1903, S. 8, 9, 36ff

[3]) Sembratowycz passim.

Europa bloß einen letzten Stoß gegeben hätte.[1]) Andere schreiben das ganze Verdienst der Erweckung Japans aus dem starren Schlafe der Jahrhunderte dem brutalen Auftreten Europas und Amerikas zu.[2]) Wie dem auch sein möge, so viel dürfte gewiß sein, daß ohne diesen derben Stoß der Evolutionsprozeß gar lange, wer kann sagen wie lange, hätte dauern können! Einen eigentlichen Krieg hat es hier nicht einmal gekostet, die Bedrohung mit einem Kriege genügte den klugen Japanern, sie sahen ein, daß sie sich dem Fortschritte Europas nicht länger verschließen konnten, wenn sie überhaupt in einem Kriege mit einem europäischen Volke bestehen wollten. Ob ein Friedenskongreßausspruch dasselbe geleistet hätte? ja, mit Zwangsexekution!

Wir sahen also, wie die Kriege nicht nur das Alte und Morsche aufräumen, sondern auch das Neue vorbereiten. Das Urteil, das sie fällen, betrifft sowohl die Gesundheit der sozialen Verhältnisse als die Kraft der politischen Organisation. Beispiele vom ersteren bieten Preußen bei Jena, Rußland im 19. und 20. Jahrhundert, und Frankreich nach der Revolution, dieses aber im positiven Sinne: der Bruch mit dem Mittelalter, die Abstreifung der Fesseln der Stände und Zünfte, die Befreiung des Individuums versprachen Frankreich im Kampfe mit den zurückgebliebenen Mächten den Sieg, bis der Erbe der Revolution zu weit ging, zum Bedrücker der Völker statt zu ihrem Befreier wurde und bis die anderen, wie Preußen, das Versäumte einigermaßen nachgeholt hatten. Sedan war hauptsächlich ein Beispiel der zweiten Gruppe: hier war der politische Zustand faul geworden, der Krieg mußte die Regierung fällen.

---

[1]) Tokuzo Fukuda, Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Japan, 1900.

[2]) P. Leroy-Beaulieu, La Rénovation de l'Asie, 1900, p. 187 seq.

Die Niederlage im Kriege kann aber auch die Strafe für die verkehrte Zusammensetzung des Staates sein, was z. B. der Fall war, als Spanien nach dem achtzigjährigen Kriege die nördlichen Niederlande verlor und diese gewiß auch durch die guten Folgen ihrer Unabhängigkeit von Spanien sowie durch die Nachwirkung der gewaltigen Anstrengung im Ringen mit dem so viele Male größeren Staate zu einer beispiellosen Blüte gelangten. Ein weiteres Beispiel bieten die Niederlagen Österreichs im 19. Jahrhundert in Italien, deren Folge die Befreiung Italiens, seine Erhebung zum einheitlichen und selbständigen Staate, die Zurückdrängung der Österreicher aus dem fremden Lande und die Aufhebung des weltlichen Gebietes des Papstes war, diese letzte eine durch jahrhundertelange Mißregierung ebenfalls wohlverdiente Strafe.

Das kurzsichtige Publikum wird ungeduldig, wenn die Besserung der Zustände nicht sofort nach Beseitigung der Hindernisse durch den Krieg eintritt. Wie häufig wurde über die nicht eben glänzenden Verhältnisse Italiens in den ersten Jahrzehnten nach seiner Erhebung abgeurteilt! Es mag diese Ungeduld mit unserem in gewisser Beziehung übertriebenen Individualismus zusammenhängen, der uns den Blick auf die großen Kollektivwesen und ihre Lebenserscheinungen verlieren und alles nach unseren individuellen Maßstäben beurteilen macht. Staaten leben länger aber auch langsamer als Einzelpersonen.

Die Friedenstheoretiker sind zweifelsohne bereit, die ganze weltgerichtliche Funktion des Krieges ihrem Schiedsgerichte zu überweisen, wie sie überhaupt keinen Anstand nehmen ungeheuere Prozesse durch irgend ein ausgeklügeltes Mittelchen zu ersetzen. Sie vergessen allein, oder vielmehr sie vermögen gar nicht zu sehen, daß die Gerechtigkeit des Krieges darauf beruht, daß seine Aussprüche weiter nichts sind als die notwendigen Resultanten der inneren

Entwicklung der Völker, nicht ersonnen, nicht der persönlichen Einsicht oder Nicht-Einsicht einiger Menschen, seien sie noch so gelehrt, scharfsinnig und gerecht, entsprungen. Sieg und Niederlage sind die Endpunkte naturnotwendiger Prozesse, Urteilssprüche sind Ergebnisse menschlichen Nachdenkens, menschlicher Vorurteile uud Neigungen.

Dieser Zug der Naseweisheit geht durch unsere ganze Zeit; den dummen Menschen wird Vertrauen, den natürlichen Prozessen wird Mißtrauen entgegengebracht. Ungeachtet der gänzlich unzureichenden Kenntnis der hier in Betracht kommenden Erscheinungen und Vorgänge ist die Neigung diese auszubreiten und zu vertiefen nach wie vor sehr gering. Im Widerspruch hiermit ist die Lust, die ganze Gesellschaft umzubauen und aufs neue zu konstruieren, bei manchen unbezwingbar groß. Über alles trauen sie sich ein Urteil zu, in alles möchten sie eingreifen! Es fällt ihnen nicht ein, daß jeder Richterspruch hier ein Sprung ins Dunkle wäre, weil die zum gerechten Urteile notwendigen Kenntnisse dem Richter stets fehlen würden, und ebenso die weit genug reichende Einsicht, die absolute Unparteilichkeit.

Der Krieg straft aber nicht allein, er läßt auch lange voraus seinen Warnungsruf hören, der, ernsthafter als irgend ein anderer, deutlicher vernommen und besser beachtet wird. Wer im Kriege siegen will, muß sich lange vorher vorbereiten, die Zeit der improvisierten Überfälle ist auf immer vorüber. Die Vorbereitung kann sich aber glücklicherweise unserer vertieften Einsicht gemäß nicht länger auf die direkte Wehrbarmachung beschränken. Wir fangen an, einen tieferen Blick in die Bedingungen dieser Wehrbarkeit zu werfen. Wer sich wahrhaft rüsten will, der macht sein Volk in allen den Richtungen stark, deren Einfluß auf den Ausgang des Krieges wir beleuchtet haben. Er sorgt für eine gute Regierung, zu der das Volk Vertrauen hegt, für die nicht

auf wenige beschränkte, sondern über die möglichst große Zahl verbreitete Wohlfahrt, für die hohe geistige Entwicklung der ganzen Bevölkerung, für die physische und moralische Gesundheit des Volkes.[1])

Auf der Stufe, auf der wir jetzt noch stehen, wird erst der Krieg mit dem nötigen Nachdrucke diese Forderungen stellen können. Ihm werden die Regierungen gehorchen wie keinem anderen Rufe. Denn er allein setzt auf die Nichtbefolgung der Mahnung eine furchtbare Sühne und Strafe, die Niederlage mit ihren schrecklichen Folgen.

---

[1]) Countess of Warwick, ‚A Nations Youth' 1906, p. 1: ohne kräftiges Volk keine kräftigen Soldaten und keine gute Armee. Vgl. auch Joteyko l. c. und Querton, ‚Le Rendement de la Machine Humaine' 1905, die ihre warnenden Beispiele hauptsächlich der Armee entnahmen.

6. Kapitel.

Die Ersetzung der Staatenkriege durch die Wirkung der freien Vereine.

Wir wollen uns jetzt fragen, ob die freien Vereinigungen und ihre friedliche Konkurrenz, ihr Kollektivstreben die blutigen Kriege der Staaten nicht ersetzen könnten? Diese freien, offenen Vereine umfassen in unserer Zeit manchmal eine große Anzahl Personen, die nur durch die Einheit des Zweckes miteinander verbunden sind, deren einheitliches Zusammenwirken also ohne weiteres verbürgt ist. Besitzen wir in ihnen nicht den idealen Ersatz der Staaten mit ihrem Zwange, sowie der Kriege mit ihren entsetzlichen Qualen? Bieten sie nicht alle die Vorteile, die wir, in der dummen Tradition befangen, dem Kriege zuschrieben? In der selbstlosen Hingebung an den Zweck des Vereins verliert ja das Individuum die enge Beschränktheit seines Ichs. Und das alles ganz zeitgemäß, lieblich, ohne Schmerz und Anstrengung: alles Vorteile, keine Nachteile!

Wir werden analytisch verfahren.

Die Freiheit des Ein- und Austritts könnte bei diesen Vereinen leicht als ein besonderer Vorteil derselben erscheinen, dem ist aber nicht so. Zur Erreichung ihrer Zwecke im gesamten Gesellschaftsleben, in welchem sie eine überaus wichtige Aufgabe zu erfüllen haben, ist diese

Freiheit eine unumgängliche Bedingung,[1]) von unserem jetzigen Standpunkte, dem der Hingebung an ein höheres Kollektivwesen, ein ebenso großer Nachteil. Der freie Verein verhält sich, was die Erhebung des Individuums aus seinem Egoismus betrifft, zum Staate, wie das Konkubinat zur Ehe.

Wer jetzt mit Ellen Key in ihrer wohlwollenden Verständnislosigkeit[2]) und den Vielen, die denselben Illusionen anhängen, die freie Liebe für die Masse nicht nur als möglich ansieht, sondern als moralische Errungenschaft betrachtet, der wird der Einsicht verschlossen bleiben, daß gerade diese Freiheit die pädagogische Wirkung aufheben wird. Entweder sie wird nicht als Freiheit empfunden, dann existiert sie praktisch nicht, oder gerade diese wird im weiten Umfange geübt, was der viel wahrscheinlichere Fall, sobald die freie Liebe einmal zur Sitte, zur Wirklichkeit geworden (vorher existiert sie tatsächlich nicht), und dann hört die sittliche Wirkung auf. Wem die Sache nicht länger gefällt, der scheidet aus dem Verhältnisse aus: wo ist dann die Fesselung der Willkür, des Egoismus?

Gerade so verhält es sich im freien Vereine! Wer empfindet seine Mitgliedschaft je als Bändigung seines Egoismus? Wir sind alle von zahllosen Vereinen Mitglied, wir können alle urteilen. Aber auch das Konkubinat ist eigentlich keine unbekannte Sache. Seine versittlichende

---

[1]) Vgl. Otto Gierke, Das Wesen der menschlichen Verbände. 1902 und sein Buch: Das deutsche Genossenschaftsrecht. Bd. 1, 1868. S. 882 ff.

[2]) Ellen Key, Über Liebe und Ehe. 1904, das ganze Buch beruht auf absolutem Illusionismus, der mit Idealismus nur sehr wenig gemein hat, und auf erstaunlicher Verkennung der realen Menschen. Es ist doch geradezu bedauerlich, daß solche Träumer den Menschen, wie diese nun einmal sind, Ratschläge erteilen wollen. Sie sollten diese für Wolkenkuckucksheim aufheben!

Wirkung wurde aber trotz jahrtausendelanger Übung noch nicht entdeckt.[1]) Gerade weil der Verein frei ist, kann er nie eine große Liebe, eine opferfreudige Hingebung verursachen, viel weniger die Masse zu derselben erziehen. Sobald der Verein einigermaßen erzieherische Opfer fordern würde, würden die Mitglieder austreten.

Der Verein bringt nur Gleichgesinnte zusammen, seine Wirkungsart verlangt nichts anderes und wird sogar hierdurch bedingt, aber die erzieherische Wirkung wird gerade durch diese schöne Harmonie erheblich herabgesetzt. Hier keine Anstrengung um die anfangs divergierenden Elemente zu einer einheitlichen Arbeit zusammenzubringen, keine Opfer an Eigensinn, kein feineres Ineinandergreifen der verschiedenartigsten Einsichten und Neigungen. Dem freien Vereine Gleichgesinnter fehlt die Differenzierung und damit die reichhaltige Gliederung, die in dem Staate unvermeidlich, und die ihn zu seinen höchsten Kulturleistungen befähigt. Gerade die absolute Gesinnungseinheit, die dem Wesen des freien Vereins eigen, macht sein inneres Leben ärmer, stellt den unruhigen, immer durch seine reichen Gegensätze gährenden Staat unendlich hoch über den in Harmonie erstarrten Verein.

Ein weiterer Nachteil des freien Vereins ist seine Einseitigkeit, die ebenfalls zu seinem Wesen gehört. Er verfolgt nur einen einzigen, ganz bestimmten Zweck, dessen Art seinen ganzen Charakter beherrscht und mit dessen Erreichung er erlischt. Nicht so der Staat! Seine Ziele

---

[1]) Ich denke an Iwan Bloch, Das Sexualleben unserer Zeit, 1907, S. 260ff. Ich bedaure es, daß, wenn einer über diesen Gegenstand schreibt, er es nur vom ärztlichen Standpunkte tut, denn das muß notwendigerweise sehr einseitig sein. Der Arzt, der glücklicherweise in unserer Zeit bei manchen die Stelle des Priesters eingenommen hat, sollte nur nicht vergessen, daß er auch nicht überall kompetent, daß er soziologisch doch recht dürftig vorgebildet ist; sonst könnten wir seinen Vorgänger zurückwünschen.

sind zahllose, mit den Zeiten wechselnd, nie ganz erreichbar. Dadurch vermag er seinen Mitgliedern ein reiches Leben, eine endlose Tätigkeit zu bieten. Der freie Verein ergreift bestenfalls nur einen kleinen, sehr kleinen Teil des Menschen, der Staat verlangt bald diese, bald jene Leistung: wer nur seine Steuern zahlt, ist kein rechter Bürger, der Staat, der mit zahlenden Bürgern zufrieden ist, wird schwach und erbärmlich, er geht mit dem ersten besten Kriege zugrunde. Die von den Mitgliedern geforderte und erhaltene Hingebung und Tätigkeit bestimmt den Wert der Kollektivwesen.

Weil der Staat souverän ist, weil er die höchste Machtfülle besitzt, weil alle Machtmittel ihm und nur ihm zu Gebote stehen, deshalb verfügt er unbeschränkt über seine Mitglieder und alle ihre Habe, über ihr ganzes Leben. Er braucht zwar nicht überall einzugreifen, er soll sich wahrlich nicht mit allem einlassen, im Gegenteil, aber er kann und darf alles. Gerade diese drohende Übermacht macht ihn, und nicht den schwachen, beschränkten, ihm unterworfenen Verein, zu dem ewigen Gegensatze, bald zum Feinde, bald zur Ergänzung des Individuums. Die einzelnen ringen miteinander, um seine Macht bald in dieser bald in jener Richtung anzuwenden. Das eine Mal ist der beste Bürger, wer blind gehorcht, das andere Mal der, welcher die Regierung umwirft. Alles Vereinsleben ist fade und belanglos mit der Geschichte der Staaten verglichen.

Die freien Vereine sind, mit wenigen bestimmten Ausnahmen, über welche sofort zu reden sein wird, bedeutend kleiner als die kleinsten Staaten. Vielleicht ausgenommen einige ganz kleine Staaten, die aber kein eigenes Leben führen, und jedenfalls diesen Fehler der Kleinheit mit den Vereinen teilen. Diese Kleinheit ist gar kein so wertloser Faktor, als ein gewisser vermeintlicher Spiritualismus ihn vorstellen möchte. Gerade die

Größe des Staates bringt den Reichtum seines Lebens zum guten Teile mit sich. Man vergleiche doch das Leben in einem altdeutschen Kleinstaate, oder wenn man das vorzieht, das in einem altgriechischen Stadtstaate, mit dem eines modernen Großstaates oder mit dem des alten Rom. Athen mit seinen Kolonien und seiner Hegemonie war eigentlich kein rechter Kleinstaat. Die Enge des Gebiets, die kleine Zahl der zur Kollektivität vereinten Menschen, die Zwerghaftigkeit der Interessen heben fast alle Vorteile des Kollektivlebens, die wir zur Genüge hervorhoben, auf.

Das kleine, zusammengepferchte Leben macht banausisch, egoistisch, platt und eng. Gewiß, die kleinen und die kleinsten Kreise haben ihre gesunde, wichtige Funktion, die allerkleinste, die Familie, sogar die allerwichtigste, die einzige absolut unentbehrliche; aber es soll auch weitere, sehr weite geben, wenn übrigens nicht bloß einige, sondern die größtmögliche Zahl von Menschen ihre äußerste Wachstumsgrenze erreichen soll. Die Wenigen, die hoch Begabten können rein im Geiste, ohne jede stoffliche Basis ein großes, weites Gedankenleben führen, die übergroße Masse aber braucht dazu die Erfüllung sehr wesentlicher Bedingungen, zu welchen an erster Stelle die Größe des Gemeinwesens, in welchem sie arbeiten und wirken, gehört.

Ein Verein aber, der so groß wäre wie ein Staat, würde abbröckeln, sich auflösen; nur Zwang, Tradition und endlich der Gegensatz zu anderen vermögen dem Staate seine Größe zu bewahren, so große Mengen zusammenzuhalten. Wird aber der freie Verein weit, prinzipiell größer, so sehen wir, daß er ohne eine gewisse Zwangsgewalt nicht auskommen kann, er verliert den Charakter der Freiheit, er wird zum schlecht abgegrenzten Staate. Die großen internationalen Kirchen bieten die bekannten Beispiele dieser Vorgänge. Bald bilden sich zwischen diesen mit Zwangsgewalt versehenen, ihre Mit-

glieder mit Begeisterung erfüllenden Pseudostaaten, besonders wenn sie außerdem durch eine starke Zentralgewalt beherrscht werden, scharfe Gegensätze aus, erbitterte Fehden entstehen, die, wenn die Umstände, an erster Stelle die Ohnmacht der Staaten, den Prozeß begünstigen, bald zu blutigen Kriegen führen. Das Fehlen aller geographischen Beschränkung und damit die Vermischung der Kirchenanhänger verschiedener Richtung auf einem Gebiete machen die Religionskriege sehr wenig kulturfördernd. Zwar führen die Kirchen die Hingebung, die opfermutige Liebe ihrer Angehörigen bis zur höchsten Spitze, und erfüllen sie in dieser Beziehung dieselbe Aufgabe wie die Staaten, sogar besser, doch heben sie diesen Vorzug durch unverkennbare Nachteile wieder auf. Intoleranz, Religionshaß, Bürgerkrieg sind eben keine wünschenswerten Erscheinungen, ich wüßte nur sehr weniges zu ihren Gunsten beizubringen, sie sind aber die unvermeidlichen Begleiterscheinungen großer, kräftig organisierter Kirchen, wie die Geschichte uns bis zum Überdrusse deutlich gelehrt hat. Die Kirchen besitzen ihre eigene große Aufgabe, sie können aber durchaus nicht an die Stelle der Staaten treten, da sie deren Aufgaben nicht übernehmen können, und wenn sie das versuchen, der Nachteil die Vorteile weit überwiegt.[1])

Die Hauptursache, warum die freien Vereine nicht imstande sind, ein so kräftiges Gefühl zu erwecken, wie die Staaten, ist aber dieses: sie stehen, mit Ausnahme der Kirchen, nicht genügend im Gegensatz zueinander. Eine solche Behauptung mag einem übermodernen Menschen recht befremdlich vorkommen, er scheut vor Gegensätzen zurück, er träumt nur von Harmonie, auch wenn sie erlogen wäre! Die voraussetzunglose Erfahrung lehrt uns aber deutlich genug: nur der Gegensatz erweckt die große

[1]) Vgl. v. Treitschke, Politik, 1899, Bd. 1 S. 342 ff.

Liebe. Wird das Vaterland nicht am meisten geliebt, wenn ihm Gefahr droht? Die Konkurrenz, der Wetteifer mit anderen, der Ringkampf mit den anderen fehlen den freien Vereinen, und gerade deshalb werden sie so schlaff, so sehr wenig geliebt, wie es tatsächlich der Fall ist.

Der allergrößte Mangel der freien Vereine aber ist das Fehlen des Krieges selbst zwischen ihnen. Kein Krieg, also kein Kampf bis zum äußersten, mit der allergrößten Gefahr, mit den schwersten Opfern, kein Ringen mit der Anstrengung aller, auch der allerletzten Kräfte. Und deshalb keine äußerste Liebe, keine volle Hingebung, die das enge Individuum aus sich selbst und seiner schmerzenden Kleinheit heraushebt. Allerdings, der freie Verein schafft keine Toten, er vernichtet keine Völker, aber er entzündet auch keine Liebe, keine Hingebung, die den Tod als Seligkeit begrüßen macht. Zahllose haben den Tod für das Vaterland als das herrlichste Schicksal betrachtet, welchem Vereine ist es je gelungen, ein solches Gefühl einzuflößen?

Gerade weil die Vereine in den Ruheperioden wie in den Ausnahmezeiten nur kleine Opfer von ihren Mitgliedern verlangen, gerade deshalb können sie nie dieselben mächtigen Gefühle in ihren Mitgliedern erwecken, wie es die Staaten erfahrungsgemäß so manchmal getan haben.

Der freie, enge, schlaffe Verein mit seinen kleinen Zwecken und kleinen Opfern kann nie dieselben mächtigen Gefühle auslösen als der Staat, der seine Bürger in den Krieg führen kann, dessen Schiksal das ihrige größtenteils bestimmt, dessen Untergang ihren Untergang herbeiführen kann, der das Leben von ihnen fordern darf. Eine zahme kleine Freundschaft kann nun einmal nicht denselben Gefühlswert besitzen als eine große, alles verschlingende Leidenschaft!

Ich weiß schon, ein rechter Friedensfanatiker wird diese Auffassung nie teilen, ihm bleibt der Gedanke fremd,

daß die Schätzung eines sozialen Zustandes ganz von dem Werte desselben für die Erhöhung des menschlichen Gefühlslebens abhängig ist. Die Steigerung, die Intensifikation unseres Lebens, und zwar die der größtmöglichen Anzahl bleibt aber das einzig durchführbare und nicht subjektive, willkürliche Kriterium. Mit diesem Maßstabe gemessen, bleibt der freie Verein unendlich weit hinter dem Staate zurück. Der friedliche Wettbewerb der Vereine oder ihre Fähigkeit ohne weiteres nebeneinander zu bestehen, ist als Erziehungsmittel mit dem blutigen Kriege der Staaten gar nicht zu vergleichen. Ja, wenn die Vereinigungen anwachsen, staatliche Macht erhalten, staatliche Funktionen übernehmen, wie die militärischen Orden im Mittelalter, wie einige staatähnliche Kirchen, ja dann werden sie in demselben Verhältnisse ebenso nützlich, wie der Staat, als sie ihm ähnlich werden.

7. Kapitel.

Die Kollektivauslese durch die Kriege.

Wir haben bis jetzt die gerichtliche Funktion der Kriege betrachtet, wie sie den verfehlten politischen und sozialen Verhältnissen den Garaus machen, wie sie die Rolle der fälschlich sogenannten sozialen Selektion übernehmen. Diese Verwerfung, resp. Beibehaltung und Verbreitung eines Instituts oder einer Maßregel möchte ich nicht als eigentliche Selektion auffassen, die nun einmal ihrem Begriffe nach immer mit Vererbung, Variation und Personenausmerzung operiert, sondern sie lieber mit der richterlichen Verurteilung vergleichen, die zu ihrer Durchführung bewußte Urteile und absichtliche Handlungen verwendet. Die Hervorkehrung der allerdings immerhin bestehenden Analogie mit dem biologischen Selektionsprozesse wirkt, da die Unterschiede die Übereinstimmung weit überragen, nur verwirrend.[1]) Die Sozialselektion befaßt sich nicht mit Gedanken und Produkten der Individuen, sondern nur mit deren Eigenschaften. Die Selektion wirkt durch Organänderung, nicht durch andere Verwendung gegebener Organe. Allein die Gedanken und Gefühle, die, wenn auch indirekt, einen fördernden oder hemmenden Einfluß auf die Fortpflanzung üben, gehören noch zum Wirkungsgebiete der Selektion.[2])

[1]) Vgl. hierüber meinen Artikel, Bedeutung und Tragweite der Selektionstheorie in den Sozialwissenschaften, in Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, 1906, Bd. 9 S. 424, 427.

[2]) Ibidem S. 478.

Wir wollen jetzt untersuchen, ob die Kriege auch einen eigentlichen selektorischen Einfluß auf Rassen, Völker und Individuen, und zwar welchen, ausüben?

Die selektorische Wirkung der Kriege können wir nie verstehen, wenn wir die Kollektivauslese nicht scharf von der Personalauslese unterscheiden. Die erste wirkt durch die Gesamtheiten auf die Individuen, die zweite direkt durch die Eigenschaften der Individuen selbst. Das Gemeinsame in beiden ist die Ausmerzung von Individuen wegen untauglicher Eigenschaften, und damit als Folge verbunden die Ausschaltung eben dieser Eigenschaften. Im scharfen Gegensatze zu dem vorhin geschilderten Vorgange finden wir hier kein bewußtes Aufgeben resp. Umändern eines als verderblich erkannten Betragens, sondern das Schwinden von Eigenschaften mitsamt ihren Folgen ohne Vermittlung unseres Bewußtseins und unserer absichtlichen Pläne, allein durch die Ausmerzung der Träger dieser Eigenschaften.

Wir wollen jetzt die Bedingungen sowie die Wirkungsweise dieses Vorganges, der bis jetzt die Aufmerksamkeit der Soziologen zu wenig auf sich gezogen hat und dem doch unserer Meinung nach eine sehr große Bedeutung zukommt, ein wenig untersuchen.

Das Wesen der Individualselektion besteht darin, daß gewisse Organismen weniger als andere an der Fortpflanzung teilnehmen. Das kann in verschiedenen Umständen seinen Grund haben: in dem frühen Tode des Geschöpfes, in Eigenschaften, welche die Fortpflanzung selbst verhindern oder im Verhältnis zu anderen einschränken. Der frühe Tod erhält nur dann selektorische Bedeutung, wenn er eine verminderte Zeugung oder die weniger gesicherte Existenz des Nachwuchses zur Folge hat, denn schließlich besteht die ganze Auslese nur in dem Schicksale des Nachwuchses, ob eine größere oder eine kleinere Anzahl desselben im Vergleich zu anderen in

seinerseits fortpflanzungsfähigem Zustande zurückbleibt. Hierauf kommt alles an, nicht auf das Schicksal der Eltern an sich; wenn der Nachwuchs und dessen Nachwuchs nur gesichert sind, dürfen die Eltern zugrunde gehen. Auch die Eigenschaften, die dies letzte zur Folge haben, sind selektorisch gleichgültig, während umgekehrt die das erste verursachenden Qualitäten von höchster Bedeutung sind.

Bei der Individualauslese sind diejenigen Eigenschaften entscheidend, welche direkt oder indirekt einen zahlreicheren und lebensfähigeren Nachwuchs verhindern oder zur Folge haben. Personalselektion findet jedesmal statt, wenn ein Individuum mit mehr resp. weniger Nachkommen als die anderen stirbt.

In der Kollektivselektion verhält sich das alles ganz anders. Die Auslese tritt hier ein, sobald die Gruppe derartige Veränderungen erfährt, daß die Zahl und die die weitere Fortpflanzung bedingenden Kräfte aller Art ihrer Mitglieder gefördert oder herabgesetzt werden. Auch hier ist es nur um Zahl und Sicherheit der Nachkommen zu tun. Die Eigenschaften, die hier entscheiden, brauchen aber keine direkte Wirkung auf die Fortpflanzung auszuüben, wenn sie bloß das Schicksal des Volkes in dieser Richtung beeinflußen. Alle die Qualitäten, die der Gruppe zum Nachteil gereichen, verursachen schließlich entweder einen weniger zahlreichen oder einen weniger lebenstüchtigen Nachwuchs. Solange die das Schicksal des Volkes ändernden Umstände diesen Einfluß nicht oder noch nicht üben, können sie noch nicht als selektorische Agentien gelten. So kann ein Volk durch einen schlecht verlaufenden Krieg zerstreut, vielleicht zu Sklaven oder zu Proletariern gemacht werden, ohne daß die Natalität oder gar die Zahl der Nachkommenschaft darunter zu leiden braucht.

Der Unterschied von der indirekten Personalauslese besteht also hierin, daß die die Ausmerzung verursachende

Eigenschaft einen noch weniger direkten Einfluß auf die Fortpflanzung auszuüben braucht. Alles was in der einen Weise oder vielmehr in der einen Richtung das Wohl und Schicksal des Volkes beeinträchtigt resp. hebt, übt eine gruppenselektorische Wirkung aus.

Jedesmal wenn eine Nation resp. eine Rasse erlischt, nimmt der Anteil der sie kennzeichnenden Eigenschaften in der Gesamterblichkeitsmasse der Menschheit um soviel ab, als das Verhältnis ihrer Bevölkerungszahl zu der ganzen Menschheit beträgt. Jede einzelne Eigenschaft dieses Volkes schwindet in demselben Maße aus der Gesamtmasse, als sie einen breiteren Platz im betreffenden Volkscharakter einnahm. Diejenigen Eigenschaften aber, welche allen unterliegenden Völkern eigen sind, allen siegenden abgehen, werden allmählich ganz ausgejätet, die künftige Menschheit wird sie nicht mehr besitzen.

Es brauchen diese Qualitäten nicht notwendigerweise den Untergang dieser Völker verursacht zu haben, sie können ihnen rein zufällig eigen sein. Die Voraussetzung liegt aber nahe, daß die die Niederlage immer begleitenden Umstände nicht unschuldig an ihr sind. Und umgekehrt, die Eigenschaften, welche den Völkern und ihrer Kraftentwicklung schädlich sind, werden bei jeder Zurückdrängung eines Volkes aus der Reihe der Zukunftsbildner jedesmal mitgetroffen, einen immer geringeren Anteil ausmachen und zuletzt ganz verschwinden.

Es drängen sich jetzt zwei Fragen auf. Die erste ist diese: ist die Menschheit eine homogene Masse, deren verschiedene Teile, die Rassen und die Völker, nur ganz oberflächlich voneinander verschieden sind? Beruhen die nicht zu leugnenden Unterschiede in der psychischen Anlage nur auf ebenso schnell entstehenden, als leicht vergehenden Umgebungseinwirkungen, oder machen sie Teile der erblichen Anlage aus, die zwar natürlich ebenfalls ein Produkt des Milieus, dennoch erst langsam entstanden

auch den veränderten Umständen erst sehr allmählich weichen? Mit anderen Worten: gibt es erbliche Rassen- und Volkscharaktere? Wir berühren hier die Hauptfrage der Rassentheorie, die aber darum noch keineswegs am gründlichsten untersucht wurde, wie das so manchen Hauptfragen ergangen ist.

Die bekannten Fanatiker dieser Theorie, und sie hatte das Unglück fast nur von fanatischen Anhängern oder Widersachern erörtert zu werden, haben dieses Hauptproblem nur oberflächlich und, wie es mir vorkommt, gänzlich unkritisch gestreift. Die Frage ist meines Erachtens noch keineswegs spruchreif. Dennoch meine ich, daß die Erblichkeit der Gruppencharaktere die bei weitem wahrscheinlichste Hypothese ist. Es widerspricht doch aller unserer Erfahrung, daß Neger ohne weiteres, sagen wir in einer einzigen Generation, durch keine andere Einwirkung als Umgebungsveränderung im weitesten Sinne den Europäern in intellektueller und moralischer Begabung gleich werden könnten. Keiner glaubt es, daß, wenn alle englischen und deutschen Säuglinge durch chinesische ersetzt würden, alles beim alten bliebe, die kulturelle Eigenart dieser Völker gar keine Einbuße erlitten hätte. Genau so sind erbliche Unterschiede zwischen den Volkscharakteren, wenn auch weniger ausgeprägt und weniger fest eingegraben als die Eigentümlichkeiten der Rassen, die wahrscheinlichste Annahme.[1])

Wenn aber die erblichen Anlagen der Rassen und Völker vornehmlich in psychischer Beziehung eine Wirklichkeit sind, dann muß der Fortfall einer solchen sich von der übrigen unterscheidenden Erblichkeitsmasse einen mehr oder weniger entscheidenden Einfluß auf die physische und psychische Beanlagung der künftigen Menschheit aus-

[1]) Ich habe das Problem in „Der erbliche Rassen- und Volkscharakter“ in Vierteljahrschr. f. wissensch. Philosophie und Soziologie 1902 und in „De Rassenkwestie“, De Gids Jan. 1907 behandelt.

üben. Es schwindet damit eine Farbe aus dem lebenden, zukunftbestimmenden Mosaik.

Die zweite Frage, die jetzt unsere Beantwortung erheischt, lautet: verschwinden Völker und Rassen jemals in einer solchen Weise, daß ihre Nachkommenschaft und damit ihr erblicher Charakter, die Gesamtheit ihrer Anlagen, nicht länger für den Aufbau der Menschheit resp. einer Rasse in Betracht kommt? Es sind unbestreitbare Tatsachen, daß die Tasmanier ganz und die Buschleute wie die Aino, die Miaotse und die Ur-Australier fast ganz ausgerottet, die nordamerikanischen Indianer in erfolgreichster Weise in ihrer Ausbreitung verhindert wurden.[1]) Der Untergang Griechenlands hat zweifelsohne den Anteil des griechischen Blutes an der Blutmischung der Menschheit herabgesetzt. Die Siege der germanischen Völker haben die Zahl der Römer auf Erden wohl nicht unerheblich vermindert. Auf niederer Kulturstufe mag es auch nicht ohne Einfluß bleiben, daß die Besiegten in jeder Weise in ungünstige Lage versetzt, schon dadurch an Bevölkerungszahl verlieren. Wie gewaltig wirkte in dieser Weise das traurige Schicksal der Karaiben auf ihre Fortpflanzung ein.[2]) Die Engländer haben die Zahl der Iren erst durch kriegerische Mittel, dann durch die furchtbarste Unterdrückung ganz erheblich herabgesetzt.[3]) Ich glaube es als sicher annehmen zu dürfen, daß von allen Völkern

---

[1]) Ihr zahlreichster, kräftigster und bestangepaßter Stamm, die Irokesen, zählten seit der Ankunft der ersten Europäer bis 1880 wohl nie mehr als 15000 Seelen und im Jahre 1660 nach der Schätzung kompetenter Europäer 11000, 1890 aber 15870. Th. Donaldson, The six Nations of New York, 1892, p. 1.

[2]) Sie verzichteten auf ihre Fortpflanzung; vgl. Girolamo Benzoni, History of the New World, ed. by Smyth in Hakluyt Society, 1857, p. 77, 111, und Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, 1877, S. 431 f.

[3]) Vgl. Robertson, The Saxon and the Celt, 1897, p. 148 seq.

und Rassen, die einst die Erde bevölkerten, gar manche entweder ganz oder doch zum größten Teile ohne Nachkommenschaft zurückzulassen verschwunden sind.

Es haben die Kriege der Vorzeit und die des barbarischen Zeitalters zu dieser Ausjätung gewiß in beträchtlichem Maße beigetragen. Es fragt sich aber, ob die heutigen Kriege dieselbe Funktion noch erfüllen können? Wenn wir diese Frage beantworten wollen, müssen wir nur nicht allein auf die Kulturvölker in ihrem Verhältnisse zueinander achtgeben. Es stehen ihnen noch ganz andere Zusammenstöße bevor! Europa wird sich in nicht allzu langer Zeit in irgend einer Weise kriegerisch mit Asien auseinanderzusetzen haben. Die ungeheueren Massen der Asiaten werden sich in immer schnellerem Tempo modern organisieren, politisch und wirtschaftlich reformieren. Es war nur eine sehr bequeme Illusion, daß es dem barbarischen Rußland und dem militärschwachen England auf ewige Zeiten gelingen würde, die vielen Hunderte Millionen Asiens in der Unmündigkeit zurückzuhalten. Die weitere Erhebung Asiens und die daraus erfolgende Emanzipation von Europa sind nur eine Frage der Zeit.[1]) Dabei wird es aber nicht bleiben. Die kolossale Bevölkerung wird sich auszubreiten versuchen müssen; die politische und militärische Umwälzung wird der wirtschaftlichen höchstwahrscheinlich vorangehen und so werden diese Völker die Fähigkeit erlangen, andere Weltteile zu überströmen,

[1]) Vgl. Capitaine D'Ollone, La Chine Novatrice et Guerrière, 1906, p. 195 seq. Manche meinen, daß Japan jetzt schon seinen militärischen Höhepunkt erreicht habe, z. B. glaubt Clément de Grandprey, Le Siége de Port-Arthur, 1906, p. 128 seq., daß der aufkommende Industrialismus Japans militärische Kraft brechen werde, ebenso Jan Hamilton, A Staffofficers Scrapbook, 1905 und Graf von Wartensleben, Veränderte Zeiten, 1906, S. 54 ff., 58 „das Volk von Kriegern verwandelt sich in ein Volk von Kaufleuten." Aber wie lange, bis Japan so weit industrialisiert sein wird als das jetzige Deutschland, das doch noch eine beachtenswerte Armee stellt! Man mache sich doch keine Illusionen!

bevor sie durch intensivere Kultur ihren eigenen Gebieten eine höhere Bedürfnisbefriedigung abgewinnen können. Dann wird Europa, das Asien nur ausbeuten wollte und ihm widerwillig die höhere Kultur und die Anregung zu neuem Leben brachte, ihm erst noch die notwendige vorläufige kriegerische Übung während der Emanzipationskriege verschaffen und zuletzt mit dem völlig ausgewachsenen Asien um die eigene Existenz ringen. Eine von den beiden ringenden Rassen kann in diesem Kampfe vollständig obsiegen, möglich ist auch, daß beide schließlich auf ungefähr ihr bisheriges Gebiet beschränkt bleiben, aber ohne gewaltige Messung der Kräfte wird das nie entschieden werden können. Diese Entscheidung wird das Verhältnis anweisen, in dem künftig die Menschheit aus Europäern und aus Asiaten zusammengesetzt sein wird. Also eine regelrechte Auslese durch den Krieg noch im 20. oder 21. Jahrhundert! Zweifelsohne werden auch zwischen den asiatischen Mächten Ringkämpfe stattfinden, die durch die Auslese der politisch kräftigeren Völker und durch gleichzeitige Ausmerzung der wertlosesten den Typus dieser Völker erheben und zum Kampfe mit Europa mittlerweile kräftigen werden. Der hier erreichte Kulturzustand wird diese Kriege noch echte Auslesekriege sein lassen.

Andererseits werden europäische Staaten und Völker mit den Negern Afrikas noch manchen harten Streit zu bestehen haben. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so werden diese nicht immer so ganz ohne Anstrengung für die Europäer verlaufen. Nehmen wir an, daß die letzteren hier schließlich siegreich bleiben, daß es ihnen gelingt, sich zu behaupten, die Neger in Botmäßigkeit zu halten und als Arbeitsvölker dauernd zu verwenden, dann wird die Auslese vorläufig zu ihrem Vorteile ablaufen. Das letzte Wort wird das aber nicht sein. Entweder die Europäer werden sich vom Süden wie vom Norden her in Afrika akklimatisieren, dann werden sie sich allmählich auszu-

breiten versuchen und versuchen müssen, oder der heiße Weltteil bleibt ihnen auf die Dauer verschlossen,[1]) dann werden die Neger, in verschiedenster Weise vermischt, wohl nicht auf immer in der Sklaverei zurückgehalten werden können, der Kampf mit den Unterdrückern wird nicht ausbleiben, die Europäer werden um ihre Existenz, um ihren Anteil an der künftigen Menschheit zu ringen haben. Auch hier also Auslese! Die Völker Afrikas aber werden von dem tötlichen Frieden der Unterdrückung befreit, um das Primat untereinander ringen, was die Schwächsten auch hier ausschalten, das Niveau aller erhöhen wird.

Auslese und Ausmerzung in Asien und Afrika und zwischen beiden und dem alten, müden, friedliebenden Europa! Schade um den schönen recht schläfrigen Traum, daß die grobe Entwicklung der Menschheit jetzt so ungefähr zum Abschluß gekommen sei, und wir uns ungestört an die innere Ausschmückung begeben können! Bevor der ewige Schlaf des Menschheitspensionats uns beglückt, werden wir noch ganz anderes, noch sehr lebhafte Sachen erleben. Asien und Afrika werden uns wach erhalten, wie Rußland sich jetzt schon die Augen ausreibt.

Die Frage müssen wir jetzt noch beantworten, ob die Kriege zwischen Kulturvölkern untereinander ebenfalls noch eine eigentliche selektorische Wirkung ausüben können. Wie wir nachwiesen, auch wenn wir diese Frage verneinend zu beantworten genötigt wären, auch dann wäre die selektorische Rolle der Kriege nicht ausgespielt, weil wir nun einmal gar nicht allein stehen in der Welt, wie der Kulturphilister es sich so gerne denkt. Es bleibt aber immerhin von höchstem Interesse zu wissen, ob diese Funktion für Europa wegfiele.

In einem früheren Abschnitt haben wir nachzuweisen versucht, daß die Kämpfe der Kulturvölker untereinander

[1]) C. H. Pearson, National Life und Character, 1893, p. 40 seq.

nicht mehr so blutig wie früher verlaufen und im Vergleiche zu der Größe der Bevölkerungen eigentlich nur wenige Opfer fordern; wenn dies aber tatsächlich der Fall, so können sie zu gleicher Zeit keine ausmerzende Wirkung üben. Ein Kulturvolk geht in einem Kriege mit einem anderen Kulturvolke nicht mehr förmlich zugrunde.[1])

Wohl aber kann durch immer aufs neue verlorene Kriege ein Volk derartig geschädigt und gelähmt werden, daß es allmählich an Spannkraft und Energie, an dem Vermögen sich in der Welt durchzusetzen zurückgeht: seine Kolonien werden ihm abgenommen, nachteilige Handelsverträge wird es abzuschließen gezwungen, seine Angehörigen finden in der Fremde nicht mehr die nötige Unterstützung, die allein ein mächtiger Staat im Rücken gewähren kann, die großen Verluste, die der Krieg direkt und indirekt verursachte, werden nicht leicht ersetzt, das Selbstvertrauen senkt sich und damit die Unternehmungslust, der Schwung des wirtschaftlichen, bald auch der des geistigen Lebens nimmt ab, das stagnierende Leben hat allerlei politische Mißstände zur Folge, auf der ganzen Linie offenbaren sich Verfall und Verderben.

Das erste Mittel, um die schwindende Wohlfahrt festzuhalten, das zugleich dem abnehmenden Vertrauen auf die Zukunft des Volkes und damit auf die individuelle entspricht, ist die Einschränkung des Nachwuchses. Schreitet der Verfall fort, so tritt die Vergrößerung der Sterblichkeit hinzu. Dem kulturellen Zurückweichen des Volkes gesellt sich der biolo-

---

[1]) Headley, Problems of Evolution, 1900, p. 221: zwar geht ein europäisches Volk infolge eines verlorenen Krieges nie derartig zugrunde, daß es keine Nachkommen zurückläßt, „yet the number of its descendants depends very largely on wars and menaces of war". Das siegende Volk erobert mehr Kolonien, schickt mehr Emigranten aus, die energischer aufzutreten wagen, weil sie eine große militärische Macht im Rücken haben.

gische Verfall bei.[1]) Wie für die Kultur der Menschheit, so wird das erlöschende Volk auch für die Zusammensetzung der künftigen Menschheit einen immer kleineren Beitrag liefern, es gerät auf den Weg der Ausschaltung. Selbstverständlich werden mehrere schnell aufeinanderfolgende Kriege das fatale Endergebnis beschleunigen. Umgekehrt wird jede vorrätige soziale Kraft zu seiner Entfernung beitragen.

Ein glücklich geführter Krieg wird genau in umgekehrter Weise wirken. Das Ansehen des Volkes wird erhöht, neue Wohlfahrtsquellen werden geöffnet, das gehobene Selbstbewußtsein verleiht allen Unternehmungen einen ungekannten Schwung, das ganze Leben wird auf einen höheren Plan gestellt, das Volk gelangt zu heller Blüte, die Bevölkerung wächst kräftig, solange sie nicht der Versuchung zur Üppigkeit zum Opfer fällt[2]) und durch Nachwuchseinschränkung den Luxus zu erhöhen sucht. Tritt das ein, so nimmt zuerst das Verhältnis zwischen den Fortpflanzungsraten der verschiedenen Teile der Bevölkerung eine Wendung zum Schlechten, da in diesem Falle nicht die Ärmeren d. h. im Durchschnitte die sozial weniger gut Beanlagten, sondern die Wohlhabenden und unter ihnen sogar die Intellektuellen an erster Stelle mit der Einschränkung ihrer Fortpflanzung anfangen, wodurch sie dem sozialen Körper einen schweren Schaden zufügen.[3]) Wenn aber die Natur des Volkes zu harmonisch angelegt ist um einen derartigen Volksselbstmord zuzulassen, so wird die überflüssige Bevölkerung sich nach dem Auslande wenden.

---

[1]) Vgl. Novicow l. c. p. 438 über den biologischen Einfluß des ökonomischen Verfalls.

[2]) Etwa wie Holland im 18. Jahrhundert.

[3]) Vgl. meinen Artikel, Nachwuchs der Begabten, in Zeitschr. f. Sozialwissenschaft 1904 passim und W. Schallmayer, Die soziologische Bedeutung des Nachwuchses der Begabteren und die psychische Vererbung, im Archiv f. Rassen- und Gesellschafts-Biologie 1905 passim.

Doch im Gegensatze zu der Armutsemigration verfallender Völker wird bei dieser Auswanderung der strotzenden Volkskraft ein inniges Verhältnis zu dem Mutterlande bestehen bleiben. Kultur und Menschentypus des siegenden Volkes werden sich in dieser Weise über die Welt verbreiten und einen schönen Fall der Volksauslese darstellen.

Ich will nicht leugnen, daß die Sache gewöhnlich nicht so glatt verläuft. Der Sieg war ein gar zu kompliziertes Resultat gar vieler Faktoren, außerdem ist er nur das Ergebnis einer Kräftemessung zwischen zwei Völkern, das siegende Volk kann sofort aller Gewinne seines Sieges verlustig gehen, wenn es im Vergleiche mit neuen Gegnern den kürzeren zieht. So Japan nach der Besiegung Chinas. Es kann aber nicht fehlen, daß im Laufe der Weltgeschichte dasjenige Volk obsiegen wird, das in allen den Faktoren des Sieges, die wir aufdeckten, kräftiger ist, und das Endergebnis wird seiner Wohlfahrt, seiner geistigen Kraft und schließlich seiner Ausbreitung über die Erde, kulturell sowie biologisch, zugute kommen.

Diese unverkennbare Selektion wird bei unseren verwickelten Verhältnissen, bei der Größe unserer Staaten, bei den vielen Faktoren, die zum Siege resp. zur Niederlage beitragen, nur sehr selten, wenn je, in einem einzigen Kriege erreicht werden. Sie wird vielmehr das Resultat der ganzen Geschichte bilden, erst sehr allmählich durchgeführt werden.

Die Völkergeschichte scheint uns außerdem zu lehren, daß der Krieg, als bloß eines der Mittel, dem ein Volk sein Aufkommen und sein Blühen verdanken soll, nur im Notfall verwendet werden darf, soll er nicht, wenn auch siegreich verlaufend, dem Sieger zum Verderben werden. Auch hier bewährt sich der fast selbstverständliche Satz, daß ein Zuviel des Guten kein Gutes mehr ist. Jede Hypertrophie eines Organes muß durch die Entwicklung des ganzen Organismus erlaubt, ja verlangt werden, soll

sie dem Ganzen zum dauernden Vorteile gereichen. Zu viele Siege erschöpfen so gut als Niederlage. Die Kraftleistungen der Kriege dürfen durchaus nicht zur gewöhnlichen Existenzform werden, wenn der Körper gesund bleiben, sein Übergewicht über andere behalten soll.

Der Verlust eines Krieges darf also gar nicht ohne weiteres als direkte Ausmerzung im Völkerkampfe um das Dasein betrachtet werden. Der jedesmalige Krieg kann nie etwas anderes sein als ein Loch im großen Siebe.[1])

Auf den niederen und noch auf den barbarischen Kulturstufen mag sich das etwas anders verhalten. Hier kann ein einziger verlorener Feldzug die Vernichtung eines Volkes herbeiführen. Je geringer die Kultur, je kleiner das Volk, um so schneller wird die Auslesung erreicht. Auch nach der positiven Seite. Der wilde und der barbarische Sieger tötet nicht nur die männlichen Gegner oder schleppt sie in die nicht immer hygienische Sklaverei, sondern er raubt auch ihre Frauen und zeugt mit ihnen Kinder in polygamer Ehe.[2]) Der Typus des Gegners wird so in doppelter Weise verbreitet. Bei steigender Kultur und zunehmender Volksmasse verlaufen alle diese Prozesse der Auslese immer subtiler.

Mitunter scheint der kulturelle Rückschritt ein biologisches Aufleben zu begleiten, z. B. bei Völkern, die durch Aufnahme in das Kolonialgebiet eines kräftigeren Volkes zur Einhaltung des Friedens gezwungen, vielleicht in ihren ärgsten Nöten unterstützt und mit einigen wohl-

[1]) Wirth, Volkstum und Weltmacht in der Geschichte, 1901. S. 198 macht darauf aufmerksam, daß „Eroberer, wenn ihre Kopfzahl schwach ist, von den Unterjochten aufgesogen werden, daß die Sieger den Besiegten weichen müssen".

[2]) Wirth l. c. S. 200 erzählt, wie ein gewisser Araber zur Zeit der arabischen Conquista der berberischen Länder mit seinen Berberfrauen 180 Kinder zeugte!

fahrtfördernden Hilfsmitteln der Kultur beschenkt werden; es mag dies alles durchaus egoistischen Motiven entspringen das ändert garnichts am Resultate, daß solche Völker an Bedeutung ab-, an Zahl vorläufig zunehmen. Ein bekanntes Beispiel bietet uns Java, das, vor der Herrschaft der Holländer zahllosen Kriegen der kleinen Fürsten zur Beute, seitdem seine Bevölkerung in erstaunlicher Weise Weise zunehmen sah.[1]) Dennoch: hätte Java sich aus eigener Kraft zur Einheit aufschwingen und infolgedessen gegen die Holländer behaupten können, wie ganz anders wäre sein Schicksal gewesen, es hätte nach und nach die Nachbarinseln mit seiner überflüssigen Bevölkerung besetzen, die ansässigen wilden Stämme teils kultivieren, teils ersetzen können, ein großes selbständiges Reich javanischer Kultur wäre entstanden. Und jetzt? Jetzt wird die schlaffe, zum Siege und zum Durchdringen in jeder selbständigen Weise unfähige Bevölkerung der schönen Insel voraussichtlich auf lange Zeit hinaus irgend einer Kolonialmacht unterworfen bleiben, sie wird sich nicht oder nur sehr wenig ausbreiten, sehr langsam, mit geringem Erfolge. Und können wir es anders wünschen?

Die Gegner des Krieges möchten seine Auslese durch die Invalidenversorgung ersetzen. Statt Ausmerzung zur eigenen Euthanasie, zur Leidensabkürzung, und zum Wohle der anderen wünschen sie allgemeine Aufpäppelung der Lebensunfähigen zur Vergrößerung aller Schwäche, zur Qual aller Schwachen, zum Nachteil aller anderen.

Wenn nach Huxleys Wunsch die schrankenlose Sympathie an die Stelle der Auslese in der Menschheit träte, da müßte das Mitleid schließlich vor der eigenen

[1]) Wenigstens ist dies das wahrscheinlichste: vgl. Encyclopedie van Nederlandsch Indie s. v. Bevolking Bd. 1 p. 195. Einen Parallelfall bietet Britisch-Indien, vgl. Washburn Hopkins, India Old and New, 1901. p. 333 seq., und W. S. Lilly, India and its Problems, 1902. p. 285 seq.

Errungenschaft zurückschaudern, das Leiden würde sich vermehrt, nicht vermindert haben![1])

Wir wollen jetzt untersuchen, welche die Folgen dieser Kollektivauslese durch den Krieg waren und noch heute sind?

Wir haben oben gesehen, daß es soziale Kräfte und nur Kräfte sind, welche die Völker über andere siegen machen, und daß diese Kräfte eigentlich immer in letzter Instanz auf Volks- resp. Rasseneigenschaften zurückgeführt werden können, soweit sie nicht den Umständen zuzuschreiben sind. Diese Umstände sind aber von Volk zu Volk verschieden, sie können deshalb keinen dauernden Einfluß ausüben, so daß es schließlich die verschiedenen Komplexe von Eigenschaften sind, die in einem Kriege einander gegenüberstehen. Obwohl es vielfach bezweifelt wurde, dürfen wir annehmen, daß diese kennzeichnenden Eigenschaften zum größten Teile erblich sind, wie wir oben ausführten. Diese Vorfrage ist natürlich von der größten Bedeutung. Wenn es keine erblichen Eigenschaften gäbe, wenn alle Rassen und Völker vollständig gleich beanlagt wären, ihre geistigen unverkennbaren Unterschiede nur auf wechselnden Umständen beruhten, wie es jetzt gar Viele auch von den Individuen behaupten, aller Erfahrung zum Trotze, dann wäre auch die soziale, d. h. die kollektive Auslese so unmöglich wie die individuelle. Das Umgekehrte ist natürlich der Fall, wenn es tatsächlich erbliche Rassen- und Volkscharaktere gibt. Es muß dann, wenn einige Völker durch den Krieg in ihrer Zunahme gehindert, andere gefördert werden, notwendigerweise Auslese stattfinden.

Von Völkern mit welchen Eigenschaften, also Selektion welcher Eigenschaften? Mit anderen Worten: welche

[1]) Prof. Giddings, Democracy and Empire, 1900, p. 345.

Eigenschaften sind es, welche die Gruppen stark machen, ihnen den Sieg über andere Völker im Kriege sichern? Wir können diese in drei Arten einteilen: die Eigenschaften, welche das gütliche Zusammenleben der einzelnen zur Folge haben, die, welche die Kraft und den Bestand der Gruppe direkt fördern, und endlich solche, die das Wachstum der Gruppe sicherstellen. Zu den ersten Eigenschaften rechne ich alle diejenigen, deren Resultanten die bekannten altruistischen Tugenden ergeben, wie Ehrlichkeit, Mitleid, Wahrheitsliebe usw.; zu den zweiten die psychischen Grundzüge, deren Zusammenspiel Vaterlandsliebe, Bürgersinn, politisches Interesse usw. zur Folge hat, und zu den dritten diejenigen Tendenzen, die den natürlichen Egoismus überwinden und zur Familiengründung treiben. Es ist klar, daß die individuelle Konkurrenz und die aus ihr folgende Auslese diese Eigenschaften nicht großzüchtet, das Individuum hat ja keinen Vorteil aus ihnen. Umgekehrt beruht die Kraft der Gruppe außer auf der Kraft der einzelnen, die ebenso unentbehrlich ist, auf der hohen Entwicklung dieser zum Altruismus tendierenden Eigenschaften.

Von den beiden ersten Eigenschaftsgruppen ist das ohne weiteres deutlich, nur bei der letzten werde ich mich einen Augenblick aufhalten. Bekanntlich breitet sich der Neo-Malthusianismus, die absichtliche Beschränkung der Kinderzahl, in allen Kulturvölkern aus, aber nicht überall gleichmäßig. Der Besitz einer großen Familie gereicht dem Individuum nicht mehr zum Vorteil, das älteste Kulturvolk, das französische, fing mit der Neigung zur Eindämmung der natürlichen Folgen der Ehe an, die Stadtbevölkerung und die höheren Stände folgen ihm überall. Auf die Frage, inwiefern auch hier die nun einmal unvermeidliche Personalselektion eingreift und welche deren vielleicht sehr heilsame Folgen sein können, werde ich hier nicht eingehen,[1])

[1]) Vgl. meinen Artikel, Tragweite etc., S. 471 f.: die indiv. Selektion ist hier teils günstig, insofern nur die Kinderliebenden sich

da uns hier nur die kollektive Selektion beschäftigt. Das Umsichgreifen malthusianischer Tendenzen muß für die Gemeinschaft direkt verderblich sein, da die Kraft derselben hierdurch erheblich herabgesetzt wird. Die Gruppe, in der die Neigung zur Fortpflanzung allzu sehr zurückgeht, nimmt an Zahl in verderblichster Weise ab und wird, lange bevor es zur endgültigen Bestrafung im Kriege kommt, durch erhöhten Militärdruck empfindlich ermahnt, die patriotische Pflicht der Fortpflanzung nicht zu versäumen.

Novicow würde hier einwerfen, daß schon die Personalauslese hier das richtige besorgt,[1]) dem ist aber nicht so. Zwar wird dieselbe den Typus der zeugungsfaulen Eltern durch die geringere Zahl ihres Nachwuchses an Ausbreitung verhindern, weil aber gerade diese Eltern zu den Einsichtigen und Wohlhabenden gehören, die in der Einzelkonkurrenz obsiegen, so wird diese Auslese langsam vor sich gehen. Die kriegerische Auslese der in der Fortpflanzung zurückbleibenden Völker wird sie in wirksamster Weise unterstützen. Ein nicht zu unterschätzender Nebenvorteil ist hier die bereits zeitig auftretende Mahnung, die wir erwähnten. In Frankreich muß ein bedeutend größerer Prozentsatz der Bevölkerung dem Heere einverleibt werden, um ein gleich zahlreiches Heer als ein mehr fortpflanzungsfreudiges Volk zu ergeben, weil die französische Bevölkerungszunahme in erschreckender Weise nachgelassen hat. Auf die Dauer müssen die Völker mit zahlreichen Familien die mit dem Zweikindersystem vernichten. Vielleicht wird es kein wirksameres Mittel zur Erhaltung der natürlichen

---

fortpflanzen werden, teils ungünstig, da die Faulen und Gleichgültigen das aus anderen Gründen ebenfalls tun werden, bis die Beschränkung ihnen gar zu bequem gemacht wird.

[1]) Novicow l. c. p. 482: Darwins Gesetz gelte auch in der Gesellschaft, nur soll der Daseinskampf hier kein Mord sein! Allein die Justiz dürfe dennoch die Unfähigen und die Lasterhaften eliminieren. p. 485. Vgl. meinen Artikel, Tragweite, S. 460, 476, 480.

Neigungen und aller guten Eigenschaften, die sie bedingen, geben, als gerade diese Auslese!

Alle Völker, deren zentrifugale Neigungen, der individuellen Konkurrenz entsprungen und dieser zugute kommend, das Wachstum der einzelnen fördernd, sich zu stark, zu einseitig entwickeln, sehen schließlich ihre Kollektivkraft abnehmen, wodurch sie mit Untergang resp. mit einem abnehmenden Anteil in der Zusammensetzung der Menschheit bedroht werden, zum Vorteile derjenigen Völker, deren zentripetale Tendenzen und Eigenschaften sich in richtiger Harmonie mit den anderen entwickelt haben. Gerade diese Harmonie wird durch die Gruppenauslese gefördert, denn die Kraft der Gruppe im Zusammenstoße mit anderen nimmt gleichfalls ab, wenn die sie zusammensetzenden einzelnen durch fehlende Einzelauslese und Einzelkonkurrenz an vitalen Eigenschaften zuviel eingebüßt haben. Die volle und harmonische Entwicklung beider Eigenschaftsgruppen ist eben unerläßlich. Kein kräftiges Volk ohne hochentwickelte Kollektivtugenden, ohne starke Elemente aber keine starke Einheit. Der Krieg braucht beide und wird beide durch seine unerbittliche Arbeit mehr als irgend etwas anderes fördern.

Man könnte hier einwerfen, gibt es denn keinen Widerspruch zwischen der Förderung der sozialen Tugenden, wie der des Mitleids, durch den Krieg und seinen eigenen Existenzbedingungen, zu denen zweifelsohne eine gewisse Mitleidslosigkeit gehört? Anscheinend gewiß, tatsächlich bei genauerem Zusehen nicht. Ich glaube, eine einzige Bemerkung genüge, um diese Schwierigkeit aufzuhellen. Die Gruppe braucht, um ausreichend stark zu sein, im Kampfe mit den anderen gar keine übergroße Entwicklung des Altruismus, und der Krieg mit den Gruppenfremden verlangt keine große Grausamkeit. Ersteres schon aus dem Grunde nicht, weil gar keine dauernde und absolute Selbstvergessenheit verlangt wird, außerdem nicht alle Mit-

glieder die höheren Grade der Hingebung zu besitzen brauchen, das zweite nicht, da die Grausamkeit auf die Fremden beschränkt bleibt, nur unter heftiger Provokation auftritt, nicht positiv zu sein braucht. Tatsächlich sind bei den kollektiv kräftigsten Völkern die sozialen Tendenzen wie die kriegerische Grausamkeit nur bis zu einem praktisch ausreichenden mittleren Grade entwickelt. Wir reden zwar viel in unseren Theorien über die beiderseitigen Extreme, sie dürften aber beide gleich selten in der Realität vorkommen. Ich möchte auch bezweifeln, ob diese äußersten Grade beider Neigungen noch als reale, sozial wünschenswerte Tugenden zu gelten hätten. Alles was irgend ein Philosoph oder ein Schwärmer mit Superlativen austüftelt, kann sich darum noch nicht als praktisch anwendbare Verhaltungsregel bewähren. Was wir brauchen, ist gar nicht der absolute Altruismus oder der uneingeschränkte Egoismus, sondern die den jemaligen Verhältnissen best angepaßte harmonische Mischung beider und die möglichst zahlreiche Verbreitung dieses Typus im Volke.

Der Krieg würde mit jedem Staate, der es mit der einseitigen Durchführung einer der beiden Tendenzen auch nur ernsthaft versuchte, gar bald und gründlich aufräumen. Jede kommunistische Tendenz über eine gewisse noch zuträgliche Grenze hinaus würde am Kriege ihre unerbittliche, ausmerzende Strafe finden. Die egoistischen Neigungen einer Bevölkerung können sich aber kaum weiter entwickeln als zur Existenz und zur Erhaltung der einzelnen unumgänglich nötig ist; denn der Kampf der Gruppen setzt ihnen eine unübersteigbare Grenze. Ich bin überzeugt, daß es wie keinen dringenderen Mahner, so kein kräftigeres Mittel zur Auffindung des besten, allem Fortschritte günstigsten Verhältnisses zwischen beiden Tendenzen gibt als den Krieg.

Der ewige Friede wäre vielleicht die Wegnahme aller Auslesemittel kollektiver Tugenden, gewiß die Beraubung

des Menschheitsfortschrittes um das einzige kollektive Ausleseverfahren. Es gäbe dann weiter nur Personalauslese. Ich behaupte gar nicht, daß diese bloß egoistische oder höchstens egotistische Eigenschaften züchtet, ich verkenne auch die Möglichkeit keineswegs, sogar ohne alle Selektion zu einer gewissen, wenn auch wahrscheinlich nicht erblichen Erhöhung unserer Kollektiveigenschaften, nur auf dem Wege der Erfahrung und der Erziehung, zu gelangen, aber es scheint mir schwer zu leugnen, daß bei dem bekannten äußerst langsamen Gange dieses Fortschrittes wir uns eines kräftigen Hilfsmittels auf keinen Fall entäußern dürfen, am allerwenigsten im Namen der Humanität, die ja gerade hier die Ansetzung aller Hebel gebieterisch verlangt.

Sonst sehnt man sich mit Recht nach größerer Schnelligkeit des Fortschritts, warum sollte man jetzt auf ein Beschleunigungsmittel Verzicht leisten?

Es erwarten manche, die über die Macht der Auslese hinlänglich aufgeklärt sind, daß die durch unsere Einsicht gelenkte Personalauslese die peinliche Gruppenauslese durch den Krieg bald überflüssig machen werde. Ich glaube mit Unrecht. Sie machen sich liebenswürdige Illusionen über die Ausdehnung unserer Kenntnisse auf diesem Gebiete einerseits, über unser Vermögen hier wohltuend einzugreifen anderseits. Die übergroße Mehrheit des Publikums verhält sich allen hier vorgeschlagenen Maßregeln gegenüber noch durchaus ablehnend. Vorläufig besitzen wir hier nicht viel mehr als eben diese Illusionen, die sogar nur von wenigen geteilt werden.[1]) Wie ist es nur möglich, solche Zukunfts-

[1]) Ich brauche kaum zu sagen, daß ich mich übrigens sympathisch zu ihnen verhalte: vgl. meine Vorrede zu der holländischen Übersetzung des Haycraftschen Büchleins: Darwinism and Race-progress, 1897, und mein: Tragweite etc., S. 637 ff.

träume ernsthaft in Anschlag zu bringen, wo so gewaltige Interessen auf dem Spiele stehen? Es zeugt das statt von hohem Idealismus von kindischer Unverfrorenheit. Gib mir sofort deine Million, ich gebe dir dafür . . . eine Hoffnung!

Es nimmt die Zahl derer zu, die meinen, so gewaltige Körper wie die menschlichen Gemeinschaften durch spielenden Druck lenken zu können. Ich hege die Überzeugung, daß der Naturalismus und der historische Materialismus zwar Unrecht hatten, indem sie die Wirkung des menschlichen überlegten Eingreifens für die Erklärung des historischen Werdens und des sozialen Geschehens gänzlich ausschlossen und dementsprechend nichts von ihrer Anwendung erwarteten,[1]) daß sie aber mit vollstem Rechte die bestimmende Macht der natürlichen Verhältnisse und Kräfte einschließlich unserer Anlagen sehr hoch anschlugen. Die Wahrheit wird die sein, daß unsere Einsicht und unser Wille unter den entscheidenden Faktoren eine Stelle einnehmen, daß daneben noch ganz andere vorkommen, die eine viel mächtigere Wirkung ausüben, um so mehr, weil diese auch unseren Willen schließlich bestimmen. Es sind dies die automatisch wirkenden Mächte, von unserem Willen unabhängig,[2]) die einen gar gewaltigen Anteil haben an der Gestaltung unserer Zukunft, und deren Wirkung auszuschalten wir uns hüten sollten, erst recht, solange unsere Kentnis von ihren direkten und indirekten Folgen eine so überaus geringe ist.

---

[1]) Die revolutionäre Gesinnung der hist. Materialisten war eine ungeheuere Inkonsequenz, vgl. Bernstein, Die Voraussetzungen des Sozialismus, 1899, S. 27 ff.

[2]) D. h. die schließlichen Resultate waren nicht gewollt, z. B. bei der Einführung des Schießpulvers begehrte man durchaus nicht die Demokratie zu fördern, was doch schließlich das Resultat.

8. Kapitel.

Die Kontraselektion.

Der allerschwerste Einwurf, der gegen unsere Auffassung von der selektorischen Wirkung des Krieges erhoben werden kann, ist der der Kontraselektion, oder der nicht im Sinne des Fortschritts verlaufenden Auslese. Ich werde es vorläufig dahingestellt sein lassen, daß es sehr schwierig, wenn nicht unmöglich sein dürfte zu bestimmen, was selektorisch, was kontraselektorisch zu heißen verdient. Es nützt nicht viel, ob wir die Ausmerzung der starken Konvarianten, die Auslese und Erhaltung der Schwachen „Kontraselektion" nennen, denn es bleibt die Frage, was wir auf dem wenig bekannten, kaum vorurteilsfrei zu betrachtenden Gebiete der menschlichen psychischen Eigenschaften — und auf diese kommt es uns hier doch hauptsächlich an — schwach und was stark nennen.[1]) Wie gesagt, wollen wir uns mit der nebelhaften Auffassung begnügen, nach welcher wir im gewöhnlichen Leben die tüchtigen Leute von den Schwächlingen unterscheiden, die Begabten von den Unbegabten.

Der Vorwurf wird dann ungefähr wie folgt formuliert: diejenigen die in einer heutigen Schlacht fallen, sind nicht schwächer als die welche überleben, die Offiziere erleiden bedeutend größere Verluste als die Mannschaften, die gesünderen Männer mußten ausziehen, die schwächeren blieben zu Hause. Der Vorwurf trifft besonders, oder vielleicht allein die Kriege unserer Zeiten. Der Unterschied der

---

[1]) A. Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen, 1895, S. 40 ff. bietet uns hierbei keine Hilfe.

früheren von den jetzigen Schlachten beruht hierauf, daß im Kampfe ohne oder fast ohne Fernwaffen die Stärksten, Behendesten und Schlauesten gewiß einen erheblichen Vorteil genossen und mehr geschont wurden. Dagegen werden auch damals gerade die Edelsten und Tapfersten sich in den gefährlichsten Augenblicken am wenigsten geschont haben. Insofern war der Unterschied von den heutigen Verhältnissen nur gering.

Solange die Heere hauptsächlich aus Freiwilligen und Mietsoldaten sich zusammensetzten, also aus abenteuerlichen, wilden Gesellen, die wahrscheinlich unterdurchschnittlich für das friedliche Leben beanlagt waren, konnte ihre Dezimierung als eine glückliche Ausjätung betrachtet werden,[1]) obwohl ihre Eigenschaften vielleicht nicht allzu sehr unterschätzt werden sollten: es waren wohl meistens kräftige Leute, von unabhängigem Sinne, mit Mut und einem gewissen Unternehmungsgeiste begabt; ob die daheim geprügelten Bauern sich in jeder Beziehung günstig von ihnen unterschieden? Auch wenn wir annehmen, daß ihr häufiger Untergang zur Milderung der Sitten durch die Ausmerzung ihrer Anlagen beigetragen hat, so ist damit das letzte Wort nicht gesprochen: es ist auch möglich, daß wir, wenn sie länger gelebt hätten, eine bedeutend größere Anzahl kühner Leute besäßen, die wir wahrlich brauchen können.

Bei der Werbung mittels Zwangs und Betrugs mögen die gesunden und kräftigen jungen Männer bevorzugt worden sein; wie viele derselben haben die deutschen Kleinfürsten ja nach dem Auslande verkauft![2])

[1]) Wie Ploetz l. c. S. 62 tut; vgl. Coste, Expérience des Peuples. 1900, p. 66 f. und Taine, Origines de la France Contemporaine, Le Régime Moderne, 1891, p. 285.

[2]) Es wurden aber auch merkwürdig viele Verbrecher in die Armee und auf die Flotte gesteckt, vgl. Owen Pike, A History of Crime in England, 1876, vol. 2 p. 373. es geschah das noch sehr allgemein am Ende des 18. Jahrhunderts. vgl. Taine l. c. p. 286.

Den alten Kriegen dürfte es also an kontraselektorischen Einflüssen auch schon nicht gemangelt haben.[1])

Die Kriege unserer Zeit sollen in dieser Beziehung viel mehr verschulden. Nicht nur daß im heutigen Volksheere, wie die meisten der europäischen Kulturstaaten es besitzen oder bald einführen müssen, alle Kreise der Gesellschaft gleichmäßig vertreten sind, und zwar durch ihre gesunden Exemplare, sondern der heute überwiegende Fernkampf schont die besten Kämpfer nicht mehr als die schlechten, und es werden übermäßig viele Offiziere getötet und schwer verletzt, da diese sich den Kugeln häufiger darbieten müssen als die Soldaten. Also drei oder vier nonselektorische resp. kontraselektorische Umstände!

Der erste Umstand ist also, daß im heutigen Volksheere alle Stände und Charaktere gleichmäßig vertreten sind. Ich betrachte dies ganz entschieden als eine Gefahr vom Standpunkte der Auslese, da die höheren Stände, obwohl gewiß nicht im Monopol der höheren Begabung, doch sowohl einen höheren Durchschnitt als einen größeren Prozentsatz höher begabter Individuen aufweisen dürften. Die tägliche Erfahrung, die Wirtschaftsgeschichte, die anthropologische Untersuchung, alle ergeben dieses Resultat.[2]) Das Aufsteigen niedrig geborener Personen zu höheren Stufen läßt sich sonst gar nicht begreifen. Daß die niederen Stände ebenfalls begabte Individuen besitzen

[1]) Die Kantonisten Friedrichs waren gewöhnliche Bauern, vgl. Lehmann l. c. Bd. 1 S. 291: wer von den Söhnen am wenigsten geeignet für den Militärdienst, folgte dem Vater in der Wirtschaft! Und Max Jähns, Heeresverfassungen und Völkerleben, 1885, S. 340 ff. Lehmann teilt Steins Furcht mit, die langen Leute müßten in Preußen aussterben, weil so viel mehr mit Militärdienst gequält, ibidem S. 290. Vgl. Schallmayer, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker, 1903, S. 111—121.

[2]) Vgl. Hertz, Moderne Rassentheorien, 1904, S. 50 f.; Buschan im Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie Bd. 1 S. 689; Schallmayer l. c. S. 130; Matiegka in Polit. Anthrop. Revue, 1904, Über die Beziehungen des Hirngewichts zum Berufe, S. 7 ff.

und immer aufs neue hervorbringen, ist sogar der Ausgangspunkt dieser Hypothese. Ich bin auch gar nicht geneigt den Anteil der ohne weiteres sozial verderblichen Eigenschaften am Emporkommen zu allen Zeiten zu unterschätzen, aber sie allein können doch die ganze höhere Produktion, den ganzen Fortschritt der Kultur, nicht erklären![1]) Überdies sind sie so zahlreich vorhanden, daß, wenn es von ihnen allein abhinge, viel mehr Personen aufsteigen würden. Die halb wünschenswerten Eigenschaften, wie Schlauheit, äußerste Beharrlichkeit und dergleichen, spielen hier schon eine bedeutende Rolle, nur von den gelehrten Schriftstellern, die leider allein sich in solchen Sachen äußern, ignoriert.

Die gleichmäßig verteilte Tötungschance im Kriege betrachte ich als unverkennbare Kontraselektion. Der Umstand, daß die Nachverpflegung der wohlhabenden Verwundeten wahrscheinlich sorgfältiger sein wird, dürfte nicht schwer ins Gewicht fallen. Von weit größerem Gewichte ist aber die Erwägung, daß die ganze Anzahl der so ausgejäteten begabten Mitglieder der höheren Klassen nicht groß sein wird, erstens weil überhaupt die Zahl der Gefallenen und Verstümmelten nicht sehr groß ist, zweitens weil die höheren Klassen einen numerisch kleinen Teil des Volkes ausmachen, drittens weil die wirklich Begabten, die hoch über dem Durchschnitte des Volkes Stehenden, wiederum nur einen kleinen Teil dieser Klassen ausmachen. Denn wenn dieser Teil hier auch gewiß bedeutend größer ist als in den anderen Gesellschaftsklassen, so ist er doch auch hier sehr klein zu nennen: wir werden uns allmählich zu der Erkenntnis bequemen müssen, daß begabte Leute, nicht nur Genies, recht seltene Leute sind. Von diesen Wenigen werden nun im Kriege nur sehr wenige getötet, eben weil ihre Chance dieselbe wie die der anderen, der großen

[1]) Vgl. Labour and the Popular Wellfare, des zu viel verkannten W. H. Mallock.

Masse ist. Der Verlust an Begabten, den jeder Krieg zweifellos bringen wird und der selbstverständlich kontraselektorisch ist, dürfte also doch nicht übermäßig groß sein.[1]) Geschätzt oder berechnet kann er leider nie werden, da die Begabung der jungen Leute noch nicht zur Offenbarung gekommen sein dürfte, wenigstens nicht in der Mehrzahl der Fälle.

Der zweite kontraselektorische Umstand wäre dieser, daß gerade die gesunden jungen Männer in die Armee gesteckt und im Kriege zu einem guten Teile getötet oder verstümmelt werden, während die minderwertigen Elemente hübsch zu Hause bleiben, von den Frauen umschwärmt, sich früh verheiraten und Kinder zeugen. Der Nachteil wirkt also schon in Friedensjahren, in Kriegszeiten aber mit erhöhter Kraft. Mehr Nachwuchs aus den weniger gesunden Männern! eine nicht zu unterschätzende Kontraselektion.

Ich glaube aber, daß hier mehrere mildernde Umstände vorliegen. Sehen wir uns die Sache einmal erst für den Friedensfall an! Zuerst möchte ich bemerken, daß in manchen Staaten schon sehr geringfügige physische Mängel, die öfter gar keinen weiteren gesundheitlichen Nachteil bedeuten, genügen, um vom Militärdienste auszuschließen, die Ausgeschlossenen stellen in diesen Fällen kaum einen minderwertigen Ausschuß dar. Natürlich ist das besonders in den Ländern der Fall, in welchen die Forderungen der Armee die Kräfte des Volkes nicht übersteigen; daß es sich in den anderen anders verhalten dürfte, gehört also schon, wenn auch indirekt, zu der Kollektivauslese: gesteigerte Kontraselektion!

---

[1]) De Lapouge, Les Sélections Sociales. 1896, p. 232 rechnet auch als Kontraselektion, daß die höheren Stände in der Kaserne so leicht infiziert werden usw., aber die Studenten, wie wir oben sahen! Die Besseren gerade bleiben auch in der Kaserne rein!

Übrigens wird die ganze Sache wohl ein bischen zu sehr aufgebauscht![1]) Die Dienstzeit dauert überall im Frieden nur kurz, vielleicht mit Ausnahme von Rußland, und es besteht ein allgemeines Bestreben, diese Zeit noch abzukürzen, das bei der jetzigen Sachlage wahrscheinlich zum Teil wenigstens Erfolg haben wird. Auf der anderen Seite wird das Verehelichungsalter immer mehr erhöht, auch bei den nichtmilitärischen Völkern;[2]) die höheren Klassen heiraten noch später, hier dürfte also gar keine Zurücksetzung der Dienstpflichtigen vorliegen. Aber auch die strebsameren Elemente aller Volksklassen heiraten spät, sie suchen sich erst eine etwas bessere Stellung zu erwerben. Die kurze Dienstzeit wird bald nicht mehr schwer ins Gewicht fallen.

Umgekehrt sind die Vorteile des Kriegers auf dem Heiratsmarkte auch nicht zu unterschätzen. Es wurde wohl kein zu Hause Gebliebener um seine Meinung in dieser Sache gefragt. Ich glaube, er würde sich, besonders in militärischen Ländern, mit Neid über die armen zurückgesetzten Krieger äußern. Die Mädchen haben hier auch eine Stimme, und die ist entschieden militärgünstig. Nicht nur schon während ihrer Dienstzeit dürfte die Gunst, in welcher die Soldaten bei den Frauen stehen, zum Ausdruck kommen, auch nachher übt die erworbene Schneidigkeit noch in den bescheidensten Kreisen ihren Einfluß. Als gewandtere Kurmacher werden sie von den Mädchen vorgezogen, ihre körperlichen Vor-

[1]) Besonders durch De Lapouge l. c. dem Lagorgette l. c. p. 522 ff. kritiklos folgt, wenn z. B. die angebliche Schwäche der franz. und deutschen Rekruten der Jahre 1891 und 1892 von der Kontraselektion in 1870/71 herrühren sollte, so müßte sie doch viel länger als diese zwei Jahre dauern, sie scheint also eher die Folge akuter Schwächung durch die Kriegsjahre. Auch wurden die Rekruten von 1891/92 nicht allein durch die in 1870 nicht Getöteten gezeugt, sondern auch durch viel ältere Männer.

[2]) Das Verehelichungsalter wird höher, Mayo-Smith, Statistics and Sociology, 1895, p. 104.

züge, denen sie ihre Einstellung verdankten, werden jetzt auch zum die Ehe begünstigenden Faktor, gerade sie werden die hübscheren, das sind die gesünderen Mädchen erhalten und mehr und bessere Kinder zeugen. Dieselbe Gesundheit vereint mit dem Schliffe und der Entwicklung, welche die Garnison ihnen gab und in Zukunft in erhöhtem Grade geben muß, wird den ehemaligen Soldaten das Fortkommen in der Welt erleichtern, zum Vorteile auch ihres Nachwuchses. Im militärischen Staate, wo der Offiziersstand eine sehr erhöhte Achtung genießt, werden die jungen Offiziere, das Vermögen als gleich vorausgesetzt, gewiß besser als die Zivilisten sich verehelichen können, mit hübscheren und reicheren Mädchen. Hier sind sie also gar nicht im Nachteil, im Gegenteil. Übrigens bin auch ich der Meinung, daß der Staat im eigenen Interesse durch erhöhte Gehalte den Offizieren die Heirat erleichtern sollte. Wenn die Rekruten sich in ehelichen Sachen doch im Nachteil befinden, so könnte allenfalls eine Art Wehrsteuer eingeführt werden, welche die vom Kriegsdienste Befreiten zu zahlen hätten und aus welcher den ehemaligen Soldaten bei jeder Geburt eines legitimen Kindes ein Zuschuß gezahlt werden sollte.[1])

Der dritte kontraselektorische Faktor ist die Gleichheit aller Soldaten vor der Kugel: Geschick, Kraft, Mut sollen hier nichts bedeuten, die Kugel trifft alle ohne Rücksicht. Ja, die Besten, die Tapfersten sind hier gewiß besonders im Nachteil.[2]) Diejenigen, welche sich zu besonders gefährlichen Aufträgen freiwillig melden, laufen natürlich die meiste Gefahr. Kontraselektion ohne Frage! Die Kugel wählt nicht. Von der anderen im Kriege so viele wegraffenden Todesart, den Verwundungskrankheiten, den

[1]) Vgl. Schallmayer l. c. S. 297 und dazu mein, Tragweite usw. S. 629.

[2]) Von der Goltz, Das Volk in Waffen S. 346: Die Tapfersten sterben zuerst, sowohl durch die Kugel als durch Überanstrengung

Entbehrungen, den Strapazen, den Krankheiten, gilt das aber gewiß nicht. Daß die physisch besser Veranlagten sie besser überstehen werden, ist sogar selbstverständlich, aber auch die intellektuelle und erst recht die moralische Anlage wird hier schwer ins Gewicht fallen. Wie bei allen großen Anstrengungen kann der moralisch Höhere aushalten, was der niedrige Mensch nicht ertragen kann. Außerdem werden die durch Ausschweifung und Unzucht nicht verdorbenen Konstitutionen sich hier entschieden im Vorteil befinden. Wenn wir jetzt in Betracht ziehen, daß ein sehr großer Teil aller Kriegsverluste nicht aus den sofort Getöteten besteht,[1]) alle anderen aber der hier geschilderten sehr wählerischen Auslese unterworfen sind, so dürfen wir hierin eine wesentliche Milderung der von mir übrigens ausdrücklich anerkannten Kontraselektion der Schlacht erblicken.

Endlich der vierte Faktor der Kontraselektion. Aus dem Generalstabswerke über den deutsch-französischen Krieg ergibt sich nach Ammon, daß die Offiziere in den großen Schlachten zwei bis dreimal stärker dem Feuer ausgesetzt waren als die Mannschaften, und daß sie mehr tötliche Wunden empfingen als diese.[2]) Haushofer gibt folgende Statistik über die Verluste dieses Krieges auf deutscher Seite:

Generäle	46	von	Tausend,	
Stabsoffiziere	105	„	„	
Hauptleute, Rittmeister	86	„	„	
Leutnants	89	„	„	
Unteroffiziere und Mannschaften	45	„	„	[3])

[1]) Von Bloch l. c. Bd. 6 S. 178: in den letzten Kriegen rührten $^3/_4$ der Verluste von Krankheiten her, $^1/_4$ von Wunden, und, soweit der Tod nicht unmittelbar eintritt, dürfte ein gesunder Körper doch eine bedeutend bessere Chance geben.

[2]) Ammon, Auslese S. 305; vgl. Ripley, Races of Europe, 1899, p. 86/88.

[3]) Ploetz l. c. S. 63; Mayo-Smith l. c. p. 168.

Von Oettingen macht darauf aufmerksam, nach dem Vorgange Engels, daß die Sterblichkeit an Krankheiten dagegen im Kriege für die Offiziere geringer ist als im Frieden, für die Soldaten nur etwas höher.[1])

Welche ist nun die kontraselektorische Bedeutung dieses Mehrverlustes an Offizieren? Es kommt hier alles auf die Befähigung des Offiziersstandes im Verhältnis zu den anderen Ständen an. Wir müssen hier die adlig-militaristischen Staaten von den anderen unterscheiden. In den demokratischen, nicht oder sehr wenig militaristischen Ländern dürfen wir annehmen, daß die Offiziere entweder in der Hauptsache die weniger befähigten jungen Leute aus den wenig begüterten Familien sind oder die eben dort sehr seltenen, welche entschieden militärisch begabt sind. Alle die anderen fühlen sich zum Militär mit seinem geringen Gehalte, das nur mit dem Alter steigt, Eifer und Talent nur wenig lohnt, im Allgemeinen wohl nicht angezogen, besonders geehrt ist die Armee in diesen Ländern ebenfalls nicht, in manchen Kreisen eher wenig in Ansehn.

In den erstgenannten Staaten verhält es sich ganz anders. Hier findet sich ein Stand, dessen Söhne, besonders die jüngeren, ob hoch oder niedrig begabt, der Tradition gemäß in die Armee eintreten. Und weil das ganze Militär hier hohe Ehren genießt, werden naturgemäß auch manche andere begabte uud hochgesinnte junge Leute zu dieser Laufbahn vor allem angezogen, ungeachtet aller finanziellen und sonstigen Nachteile. Das Selbständigkeitsgefühl ist hier bedeutend weniger entwickelt, die jungen Leute kennen den Widerwillen gegen die Disziplin und die sonstigen militärischen Sitten nicht, welche in anderen Ländern mit wenigen Ausnahmen nur die Militär werden läßt, denen sich gar keine andere ehrenvolle Laufbahn öffnet. Die Schlußfolgerung aus diesen Erwägungen, die

[1]) v. Oettingen l. c. S. 731.

in der Hauptsache zutreffen dürften, ist folgende: Die Begabung der Offiziere in den militärischen Ländern wird eher etwas oberhalb des allgemeinen Niveaus der gebildeten Stände stehen, obwohl die hier in Betracht kommenden adligen Kreise etwas unterhalb dieser Schwelle liegen dürften, da sie der Reinigung von unwürdigen Elementen und dem Zutritte würdiger viel weniger als die mehr freien Stände zugänglich sind — der prinzipielle, nicht abzustreifende Fehler aller geschlossenen, privilegierten Stände, alles Adels, seine automatische Strafe und sein Verhängnis! Umgekehrt wird die Beanlagung der Offiziere in den nichtmilitärischen Ländern wahrscheinlich etwas unter dem allgemeinen Niveau des gebildeten Standes stehen, obwohl es hier glänzende Ausnahmen geben kann; der militärische Beruf wird als Mittel sich emporzuheben benutzt, aber wohl nicht von den energischeren und intelligenteren jungen Männern, denen andere raschere Laufbahnen zu Gebote stehen.

Die größere Mortalität der Offiziere ist also in den nichtmilitärischen Ländern wahrscheinlich kein so großes Übel als es scheint, in den militärischen können wir uns allein mit der Erwägung trösten, daß die Talente dieses militärischen Adels kaum die sein dürften, welche unsere moderne Gesellschaft am meisten braucht. Es erscheint fast als eine wunderschöne Schicksalsfügung, daß dieser Stand sich selbst in der Hingebung an den historischen Beruf eliminiert, gerade zu der Zeit, wo seine Talente dem Zeitbedürfnis weniger angepaßt erscheinen. Letztere Erwägung verliert aber allen Grund, wo der moderne Adel sich meist nicht scheut, sein Blut mit sehr bürgerlichen Elementen aufzufrischen. Es dürfte seine Begabung dadurch, wenn auch gesteigert, doch weniger einseitig militärisch werden.

Ob aber diese ganze erhöhte Sterblichkeit der Offiziere, abgesehen von allen Spekulationen über ihre Be-

gabungsunterschiede, so schlimme selektorische Folgen haben wird, als man das gerne ausmalt, möchte ich dennoch bezweifeln. Erstens ist besonders die Sterblichkeit der Stabsoffiziere eine so sehr hohe, und zweitens befinden sich gerade unter ihnen die höheren Begabungen, aber diese höheren Offiziere werden in der Mehrzahl der Fälle ihre Zeugungspflicht schon vollständig oder nahezu so erfüllt haben, ihr Tod ist vom Standpunkte der Auslese also absolut gleichgültig. Und die anderen, die Hauptleute und die Leutnants, die immerhin zweimal so oft sterben, als die gewöhnlichen Soldaten? Manche würden leider bei der jetzt herrschenden Unsitte der Nachwuchsbeschränkung doch nicht mehr Kinder gezeugt haben, als sie jetzt schon zurücklassen dürften.[1])

Auch hier gebe ich zu, daß, allen Abzügen zum Trotze, eine kontraselektorische Tendenz nicht abgeleugnet werden kann.

An fünfter Stelle muß ich hier einen Umstand nahmhaft machen, den v. Oettingen und nach ihm de Lapouge hervorheben,[2]) nämlich den der erheblich erhöhten Sterblichkeit des Militärs auch im Frieden. Es ist der Überschuß der Militärsterblichkeit etwa in der Mitte der 60er Jahre in Preußen 47 % gewesen, in Frankreich 70 %, verglichen mit der Zivilbevölkerung der entsprechenden Altersklasse.

Es dürfte sich hier aber sehr viel gebessert haben. Soweit aber das Betragen des einzelnen ein schwer ins Gewicht fallender Umstand, sowohl bei der Erkrankung als bei der Genesungschance, sein dürfte, stehen wir hier keineswegs einer reinen Kontraselektion gegenüber. Die

---

[1]) Schallmayers Vorschlag l. c. S. 339 der höheren Besoldung der besseren Staatsangestellten würde noch viel wirksamer sein.

[2]) v. Oettingen l. c. S. 734; de Lapouge, Sélections, p. 238 f.

an Körper und Seele Gesündesten und Kräftigsten kommen natürlich auch bei dieser Siebung am besten davon.

Meine allgemeine Schlußfolgerung aus allem Vorstehenden ist also die folgende: Die Individualselektion im Kriege sowie in der Friedensarmee ist entschieden kontraselektorisch, obwohl nicht in solchem Maße als es manchmal vorgestellt wird und viele Umstände verursachen dennoch eine richtige Auslese.

Die Frage ist jetzt, ob die Bedeutung dieser Kontraselektion für die Evolution der menschlichen Beanlagung groß genannt werden muß. Dieses, und es kommt am Ende nur hierauf an, möchte ich aber bezweifeln. Wir haben oben gesehen, daß die direkten Menschenverluste im Kriege gebildeter Völker überhaupt und mit wenigen Ausnahmen keine sehr große heißen dürfen. Die Sterblichkeit der höheren Stände ist im Kriege eine ungünstige, aber die Zahl der Begabten und zugleich körperlich Tadellosen ist so klein, daß ihrer in den relativ seltenen Kriegen doch wohl nur äußerst wenige untergehen werden. Es starben ja von der männlichen Bevölkerung Deutschlands im großen Kriege von 1870/71 nur 2,03 auf 1000, wie verschwindend wenige Begabte müssen in dieser Zahl begriffen sein! Und da müssen noch, die auch sonst gestorben wären, abgezogen werden.[1])

Bei Völkern, die besiegt werden, wird der ganze Verlust im allgemeinen größer sein, und damit auch der an Begabten, somit die Kontraselektion schwerer ins Gewicht fallen, was für das betreffende Volk um so schlimmer, da es seine tüchtigen Männer nie mehr als in solchen Perioden braucht. Für die Menschheit dürfte der Nachteil der individuellen Kontraselektion aber durch die günstige Kollektiv-

[1]) Zahlen über die erhöhte Sterblichkeit im Kriege verglichen mit der im Frieden gibt v. Oettingen l. c. S. 731.

selektion wettgemacht werden. Sie verliert mehr an den Begabten des besiegten Volkes als ohne Krieg der Fall wäre, dafür wird das siegende Volk aber emporgehoben.

Es kommt also alles auf das Verhältnis des vom Kriege gestifteten Nutzens zu dem von ihm verursachten Schaden an. Es verhält sich damit nicht anders als mit allen Ausgaben und Opfern. Das Verhältnis von Vorteil und Opfer entscheidet alles. Wenn wir zuletzt alle guten und schlechten Seiten des Krieges gegeneinander abwägen, werden wir das Fazit gewinnen. Vorher haben wir noch einiges in Betracht zu ziehen.

9. Kapitel.

Das eherne Gesetz des steigenden Kriegsbudgets.

Die Militärausgaben Europas betrugen

im Jahre	1886	4,5 Milliarden Fr.
„ „	1897	6,5 „ „
„ „	1902	8,5 „ „ [1])

Die Ausgaben für Heer und Flotte betrugen in Prozenten des allgemeinen Staatsbudgets

	in 1895	in 1904
in Frankreich	26,53	27,74
„ Deutschland	34,68	40,29
„ England	39,91	50,97
„ Italien	25,86	22.50
„ Rußland	22,53	21,77
„ Vereinigten Staaten	19,18	31,98 [2])

Auch wenn wir größere Zeitabschnitte vergleichen, ist die Zunahme sowohl der Kriegsbudgets als ihrer Anteile im Gesamtbudget unverkennbar, mit Ausnahme Italiens und Rußlands.

Frankreich zahlte 1849 für seine Armee 378 Mill. Fr., 1890 schon 556 Mill. Fr., und 1904 676 Mill. Fr., während in derselben Zeit die Kosten der Marine von 127 Mill. i. J. 1855 auf 203 i. J. 1890 und 312 Mill. Fr. i. J. 1904 stiegen. England zahlte für Heer und Marine 1849 nur

---

[1]) Nach Messuny, Député, in „Mise au Point Nécessaire", 1906, p. 6.

[2]) Mise au Point p. 9.

16 290 000 Pfd. Sterl., 1889 bereits 28 957 000 Pfd. Sterl., und in 1904 72 150 000 Pfd. Sterl. Deutschland hatte 1885 ein Heeresbudget von 367 Mill. Mk. und ein Marinebudget von 37 Mill. Mk., in 1904/05 aber ein Heeresbudget von 717 Mill. Mk. und ein Marinebudget von 233 Mill. Mk.[1])

Die Zunahme ist wahrlich ganz erstaunlich groß! Es kann uns deshalb nicht Wunder nehmen, daß manche Schriftsteller durch diese kollossale Zahlen den Kopf verlieren und aus ihnen folgern, daß diese Zunahme gar nicht aufhören wird. Schlimmer noch, daß die Armee- und Marinekosten einen immer größeren Teil des ganzen Staatsbudgets verschlingen und die Staaten in dieser Weise unvermeidlich zum Bankrott geführt werden.[2]) Diese Leute werden durch die sehr verbreitete Neigung irregeführt, jede Tendenz bis ins endlose zu steigern. Wie Marx und seine Anhänger annahmen, es würde sich die Umwandlung des Kleingewerbes in die Großindustrie, das Wachstum der Vermögen wie der Betriebe, die Verschlimmerung der Krisen immerzu fortsetzen, so denken sich die Soziologen dieser Art jede Linie, die sie wahrnehmen, endlos verlängert! Dennoch lehrt jede Erfahrung, daß gerade dies nie der Fall ist.

Wir sehen jetzt schon, daß allerlei Forderungen an den Staatssäckel gestellt werden, die nicht befriedigt werden können, ohne daß die militärischen Ausgaben ein wenig beschnitten werden. Alle Maßnahmen zur Förderung der Volkswirtschaft, der Volksbildung, der sozialen Reformen werden von so mächtigen Parteien verlangt, daß das militärische Interesse davor zurückweichen muß. Es kann das auch ohne Gefahr geschehen, weil sich diese Forderungen unvermeidlich in jedem Lande erheben, das der höheren Kultur teilhaftig wird. In allen Kulturländern

---

[1]) Nach dem betr. Almanach de Gotha.

[2]) Z. B. Mise au Point Nécessaire, 1906, p. 9.

werden sich dieselben Interessen zu ihrer Befriedigung um die Staatskasse streiten, bis überall eine gewisse Harmonie hergestellt wurde. Der Staat, der einseitig sein wollte, in dieser oder jener Richtung, würde dadurch keine größere Kraft erwerben, sondern sich im Gegenteil wenn nicht für den Augenblick so doch für die Zukunft schwächen und an seinem Ziele vorbeistreben, was bekanntlich eine ganz verkehrte Manier es zu erreichen ist. Ja, wenn die militärische Macht nur in der Bildung einer großen Armee bestünde, wenn es gar nicht darauf ankäme, ob es in dieser Armee auch Treue gegen die Regierung, also Zufriedenheit mit den sozialen Zuständen gäbe, oder ob die finanzielle Kraft des Volkes ausreichte, oder ob die Offiziere begabt und die Soldaten entwickelt genug, die physische und die moralische Kraft aller Mannschaften groß genug, ja, wenn das alles nichts zur Sache täte, statt, wie es in Wirklichkeit der Fall, daß alle diese Faktoren dasselbe Gewicht besitzen, dann, aber nur dann wäre es möglich, daß die Ausgaben für Heer und Flotte alle sonstigen Staatsausgaben unmöglich machen würden.

In der Wirklichkeit der Dinge ist die extreme Hypertrophie des Kriegsbudgets eine Schimäre, . . . oder ein Weg zum Untergang, so gut wie ein verlorener Krieg!

Das reichste Kriegsbudget macht nur kriegstüchtig, wenn es sich in Harmonie mit den anderen Staatsausgaben befindet und die dazu erforderlichen Steuern die Kraft des Volkes in keiner Weise übersteigen.[1]) Ein Staat, der sich gegen diese beiden Forderungen versündigte, erzielte damit keine erhöhte Kraft, sondern nur größere Schwäche. Daß aber alle Völker Europas diesem Selbstmorde zusteuern würden, ist geradezu unsinnig und deshalb unmöglich. Eine

[1]) Es ist erstaunlich, wie v. Bloch l. c. Bd. 4 S. 299 absolut kein Verständnis dafür zeigte, daß diese Harmonie nicht bloß schön und angenehm, sondern auch durchaus notwendig ist bei Strafe militärischer Schwäche im entscheidenden Momente.

vereinzelte Regierung, die so etwas unternähme und ungeachtet des Einspruchs des Volkes fertig brächte, was fast undenkbar ist, würde sofort durch den Krieg selbst für ihre übertriebene Kriegslust gestraft werden. Sie würde zweifelsohne besiegt werden, wenn nicht sofort, so doch um so empfindlicher auf die Dauer, die Gerechtigkeit des Krieges würde ein Exempel an ihr statuieren, das allen anderen Regierungen die Lust ihr nachzufolgen benehmen würde.

Die Gerechtigkeit des Krieges ist eine unfehlbare, nie aussetzende, eben weil sie eine automatische ist, eine, die in der Natur der Dinge unwandelbar begründet und keines Richterspruchs bedürftig ist.

Ich leugne somit nicht, daß das Kriegsbudget noch bedeutend steigen kann, glaube im Gegenteil, daß es mit dem immer gewaltiger zunehmenden Reichtum der Kulturvölker zunehmen darf und sogar zunehmen muß.[1]) Aber stets in Harmonie mit allen anderen Ausgaben, welche die Befriedigung der vielseitigen Volksbedürfnisse erheischt. Wenn der Krieg ein notwendiges Element im Völkerleben bildet, wie ich darzutun versuchte, so darf er ebensowohl seine Kosten machen als alle anderen Bedürfnisse. Ihm sein Budget verweigern, weil es so teuer, ist genau ebenso lächerlich, als wenn man einem Menschen sagen wollte: es wäre doch viel billiger, wenn du nicht äßest und nichts für dein Vergnügen ausgäbst! ja, billiger wäre es schon, aber . . .

Je gesünder ein Volksleben, desto gleichmäßiger kommen alle Tendenzen, die in ihm leben, zur Äußerung, alle Bedürfnisse, die die Kraft des Ganzen fördern, zur Befriedigung, und zwar in harmonischer, zweckmäßig abgestufter Weise. Je gesünder aber ein Volk, desto stärker wird es

[1]) Das französische Volk soll jährlich 2 Milliarden Francs ersparen und vertraut sie sonderbaren Unternehmungen an!

auf die Dauer sein, auch den auswärtigen Feinden gegenüber; je stärker es sein wird, desto kriegstüchtiger in jeder Beziehung werden auch sein Heer und seine Flotte sein, desto gewisser wird es siegen, mit desto geringeren Verlusten. Ein solcher Sieg aber wird, ungleich besser als einer, der durch disharmonische Begünstigung einer Seite des Volkslebens errungen wurde, zur bleibenden Blüte des Volkes beitragen und seinen Einfluß in der Welt sichern helfen.

Das eherne Militärbudgetgesetz ist also genau so richtig und unrichtig wie das eherne Lohngesetz; beide sind Produkte des übertreibenden und einseitigen Dogmatismus. Dieses auf ökonomischem Gebiete, jenes auf dem soziologischen. Beider Urheber vergaßen, auf die vielseitig verschlungene Bedingtheit der Erscheinungen achtzugeben.

Der Krieg selbst würde die ungesunde, ja tötliche Hypertrophie der Kriegsausgaben schneller, nachdrücklicher, unvergeßlicher als sonst politische und soziale Fehler — denn das ist am Ende dasselbe — ihrer Strafe entgegenführen.

10. Kapitel.

Der künftige Krieg.

Mit einem Knüppel, mit der Faust sogar kann der Stärkere den Schwächeren töten, wenn dieser nur stehen bleibt, und auch wenn der Stärkere schneller läuft und durchaus töten will.

Mit diesem selbstverständlichen Satze ist die Lehre v. Blochs über die ungeheueren Verluste, die der Krieg der Zukunft mit sich bringen müßte, schon gründlich widerlegt.[1]) Der eifrige, aber oberflächliche, mehr wohlwollende als urteilsfähige Schriftsteller meinte, die Waffen, welche die Zukunft verwenden wird, sind treffsicherer geworden, ihr Tötungsvermögen wurde furchtbar erhöht, die Verluste müssen also viel größer sein, wenn sonst alles sich gleich bleibt. Die letzte Bedingung wurde nun zwar nicht erfüllt, er selbst nimmt in hohem Grade die Veränderung in der Stimmung der Völker an, von der das Gelingen der Friedensbewegung abhängig ist. Aber abgesehen hiervon, so liegt hier doch ein grober Fehlschluß vor. Die technische Kraft des Vernichtungsmittels ist absolut gleichgültig bei der Bestimmung des in einem Kriege möglichen Verlustes. Dschingis-Khan hat mit einer einfach bewaffneten Armee

[1]) Vgl. seine große Kompilation „Der Krieg", 1899, Bd. 6 S. 168 bis 179 und Bd. 1 S. 459 ff. H. Delbrück nennt das Buch v. Blochs mit Unrecht „gewaltig", was nur von seinem Umfange gelten kann, er selbst fährt sonderbarerweise fort, „wissenschaftlich betrachtet, kann man nicht viel gutes von dem Werke sagen" und nennt es unkritisch und dilettantisch. Preuß. Jahrb. 1899 S. 503.

dem Gegner ungeheuere Verluste zugefügt, weil er viel stärker und sehr blutdurstig war, und die Verluste der Buren und Engländer waren eigentlich sehr gering zu nennen, obwohl sie mit den modernsten Waffen versehen waren.

Die Bewaffnung ist gar kein Faktor in der Verlustgröße des Krieges. Die Hauptidee des Blochschen Buches ist somit vollständig verfehlt.

Worauf es dann ankommt? Nur auf die Höhe der Widerstandsschwelle, wenigstens im modernen Kriege. Ich füge das hinzu, weil im primitiven und barbarischen Vertilgungskampfe, auch die Blutgier des Siegers einen großen Einfluß ausübt, worauf ich in dem ersten Satze dieses Kapitels schon hinwies. Die Kulturvölker führen aber untereinander keine Vertilgungskriege mehr; ihr Zweck ist nur, den Gegner dahin zu bringen, daß man ihm seinen Willen auflegen kann, also seine militärische Kraft zu brechen, sein Widerstandsvermögen nachgeben zu machen. Sobald das erreicht ist, hört der Krieg sofort auf.

Von den Kräften, welche die Erreichung dieses essentiellen Zieles des modernen Völkerringens bedingen, sind die Höhen der dabei zu erleidenden Verluste abhängig. Diese Kräfte sind einerseits der Wille zu siegen, anderseits der nicht besiegt zu werden. Sind beide gleich unerschütterlich, dann erhalten wir Verlustmaxima, wie im jüngsten russisch-japanischen Kriege. Es stand hier die gleichgültige Todesverachtung der Russen gegenüber der leidenschaftlichen Tapferkeit der Japaner, der Muschik gegenüber dem Samurai, die wenig übertünchte Barbarei gegenüber dem kaum verlassenen Mittelalter![1]) Daher auf beiden Seiten die erstaunliche Festigkeit bei den gewaltigen Verlusten.[2])

[1]) Wartensleben l. c. S. 68, 76.

[2]) Nach den Mitteilungen des japanischen Kriegsministers sollen die Japaner 82270 Tote verloren haben, die Russen zu Lande nur

Wenn der Stärkere durchaus siegen und der Unterliegende mit demselben Starrsinne von keinem Nachgeben wissen will, da müssen die Opfer des letzten so groß werden, daß endlich sein fester Wille dennoch gebrochen wird. Es versteht sich, daß die Festigkeit dieses Willens auf beiden Seiten von gar vielen Umständen abhängig ist. Blicken wir zuerst auf die Seite des Siegers! Sein Siegeswille wird fester sein, je nachdem ihm der Zweck des Krieges, die durch den Sieg zu erringenden Vorteile wertvoller dünken ..., die Opfer ihn weniger schmerzlich berühren. Umgekehrt werden die Opfer durch den Verlierenden erst als zu schwer beurteilt werden, wenn der zu erwartende Nachteil beim Friedensabschlusse ihm nicht mehr noch schwerer erscheint. Es fragt sich also in jedem Kriege: wieviel können beide Völker beim Ringen um Sieg oder Niederlage ertragen, bevor sie nachgeben? Es versteht sich, daß von der Wertschätzung der Vor- und Nachteile, die der Friede voraussichtlich mit sich führen wird, die Schätzung der Opfer abhängig sein wird.

Die Tatsache, daß der moderne Krieg nach dem Frieden nicht mehr in Gemetzel fortgesetzt wird, wird offenbar den Abscheu vor dem Friedensabschlusse und damit das Verlangen, den Krieg zu verlängern, einigermaßen herabsetzen. Die immer demokratischere Regierung der meisten Kulturländer wird dieselbe Tendenz zur schnelleren Beendigung des Kampfes und damit zur Verminderung der Verluste und Greuel aufweisen. Die Zahl und der Einfluß derjenigen wird immer größer, welche zwar einen gewissen Anteil an der Regierung besitzen, aber zugleich sich durch den Kriegszustand am meisten gedrückt wähnen und den geringsten Profit vom Siege erwarten. Nicht die kriegerische Gesinnung eines Standes von Berufskriegern, auch nicht

31 187 an Soldaten und Unteroffizieren (warum wurden die Verluste an Offizieren nicht mitgeteilt?). Raffalovich, Le Marché Financier, 1906, p. 585, 586.

die hohe politische Ehrsucht und Spekulation eines Fürsten werden jetzt den größten Einfluß üben, weniger noch die Kabale der Camarilla, sondern die Stimmung und die Gedanken der breiten Masse der Bevölkerung, die, am wenigsten kriegerisch erzogen, den Gefühlen der Furcht und der Entmutigung sehr zugänglich, wahrscheinlich schon nach wenigen harten Schlägen, sobald die Wahrscheinlichkeit einen raschen Sieg mit reichen Vorteilen zu gewinnen verblaßt, nach Frieden, Frieden unter allen Bedingungen, lechzen wird.

Die jetzt so große Macht der Bankiers und der Kaufleute kann sowohl nach rechts oder nach links drängen, der Krieg kann ja in ihrem Interesse, wie angeblich im Burenkriege der Fall war, unternommen sein. Eine andere moderne Großmacht, die Frau, wird wohl immer gar bald zum Frieden neigen.

Es versteht sich, daß unter solcher politischer Konstellation die Wahrscheinlichkeit einen Krieg unter schweren Opfern lange auszuhalten, immer geringer wird.

Die Umstände, die dann endlich über den Abschluß des Friedens oder die Fortsetzung des Krieges entscheiden, sind: der Haß, der die Völker getrennt hält und das Maß, in welchem dieser Haß von allen Gruppen derselben geteilt wird, das Verlangen nach den mit dem Kriege erstrebten Vorteilen, die Furcht vor den wahrscheinlichen Friedensbedingungen, beide bei den politisch maßgebenden Kreisen, die, wie gesagt, nicht ganz dieselben als ehemals geblieben sind. Wenn das ganze Volk oder wenigstens der in Wahrheit, nicht nach der Verfassungsillusion, führende Teil desselben von der entscheidenden Bedeutung des betreffenden Krieges für die Zukunft und den Bestand der Nation überzeugt ist, so kann der Kampf unvergleichlich länger und mit viel schmerzlicheren Opfern fortgesetzt werden, als wenn nur das Interesse eines kleinen Kreises dadurch gefördert wird oder

nur sehr wenige diese Bedeutung einsehen und ihre Überzeugung den Mitbürgern nicht mitzuteilen vermögen.

Charakter und Temperament des Volkes werden, wie es notwendig ist, einen tiefgreifenden Einfluß üben. Das nervöse Volk wird viel schneller entmutigt werden, das phlegmatische viel langsamer: man vergleiche die Franzosen und die Russen! Das tapfere aber wird sich bald erholen, wie dieselben Franzosen im Gegensatze z. B. zu den Griechen bewiesen haben. Wenn langandauernde Kriegsentwöhnung und alte Wohlhabendheit ein Volk im ganzen weich gemacht haben, wie es u. a. in Holland der Fall ist, so wird die Abneigung gegen die Greuel des Krieges so groß sein, daß, wenn keine anderen Umstände einen entgegengesetzten Einfluß üben, langwierige Verheerungen und entsetzliche Verluste gewiß zur schnellen Friedensabschließung führen würden.

Die riesig erhöhte Vernichtungskraft der modernen Kriegsmittel kann nur den einen Einfluß üben, die Massen zu erschrecken und ihnen den Krieg schnell und vollständig zu verleiden. Die neueren Explosivstoffe werden nicht einen Mann mehr töten als der Pfeil und Bogen der alten Zeit, tötlich sind eben alle Waffen, solange der Feind nur Stand hält. Hierauf allein kommt es an. Wenn der Widerstand gebrochen, hört der Krieg auf und werden die schlimmsten Handgranaten ungefährlich. Nicht die Waffen, sondern die Seelen entscheiden hier!

Merkwürdig, daß gerade die Leute, welche den groben Materialismus des Krieges verabscheuen und verachten, so viel auf den Stand der Technik halten und so wenig auf den Zustand der Seelen. Diese werden durch den entsetzlichen Schrecken der modernen Schlacht mit seinem furchtbaren Getöse, der geheimnisvoll schauerlichen Wirkung unsichtbarer Waffen, der plötzlichen Vernichtung ganzer Truppen, und auf dem Meere erst recht durch das schnelle und rettungslose Versinken ganzer riesiger Schiffe, durch

alle diese akuten Greuel weit mehr angegriffen als durch die langsame, obwohl ebenso sichere Vernichtung im alten Kriege. Das nicht direkt beteiligte Publikum sowohl als die wirksamen Soldaten werden in der modernen Schlacht sehr viel mehr Schrecken und Leid erfahren als in der früheren.

Dazu wird das Behagen der letzteren am Waffenhandwerk entsprechend herabgemindert. Das fröhliche Draufschlagen macht einem furchtbar angreifenden Standhalten oder einer wenig lustigen Fernwirkung oder gar einem allzu furchtbaren Nahkampfe mit modernen Mitteln Platz. Nicht fröhlicher Übermut, sondern tiefernster Wille und unerschütterliche Willenskraft wird von unseren Soldaten verlangt. Die modernen Kriege werden die Soldaten und die Offiziere und nicht am wenigsten die höhere und höchste Leitung durch ungeheuere Erschöpfung weit eher mürbe machen.[1]) Analog der modernen Industrie mit dem freundlichen Handwerke verglichen: sie fordert unendlich mehr Nerven- und Seelenanstrengung vom Arbeiter, sie erschöpft viel eher, sie verlangt ganz andere, vorläufig seltene Leute.[2]) Wer die Erzählungen von der Belagerung von Port Arthur und von der Schlacht bei Mukden gelesen hat, der wird sich von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugen können. Es dürfte aber doch selbstverständlich sein, daß Soldaten und Offiziere, fähig die entsetzlichen Szenen moderner Kriege lange auszuhalten, sehr selten bleiben müssen, und daß deshalb ein solcher Krieg eo ipso nicht lange dauern kann. Je schrecklicher die Wirkung

[1]) Von der Goltz l. c. S. 347, 367 betont jetzt schon die bald einbrechende Kriegsmüdigkeit auch der besten Armee. Die Heerführer werden gezwungen sein, sie in Rechnung zu ziehen, und . . . sie in sehr gesteigertem Maße teilen, weil gerade die von ihnen geleistete Arbeit die Kräfte eines Titanen gar bald zerstören würde, vielmehr als das je früher der Fall.

[2]) A. Tille, England in seinen Flegeljahren, 1901, S. 309ff.

der Waffen, desto kürzer wird der Krieg dauern, und das nicht einmal allein; es werden sich die Leute, Publikum und Soldaten, auch gar nicht an seine Wirkung gewöhnen können; es wird so leicht keine frivole Lust am Kriege entstehen; er wird bleiben, was er sein muß, um nur seine heilsame Wirkung zu üben, eine furchtbar ernste Arbeit. Verglichen mit früheren Zeiten wird unser Krieg ernsthaft und intensiv sein, ganz so wie unsere produktive Arbeit.

Wenn es möglich wäre, gleich im Anfang des Feldzuges durch irgend eine verborgene Mine 50000 Mann in die Luft zu sprengen, so würde der ungeheuere Schrecken den ganzen Krieg mit einem Male beenden, und damit all sein Jammer und Elend. Das entsetzliche Sprengmittel wäre somit eine große Wohltat.

Der tiefe Fehler von Blochs war, daß er nur auf die Verluste der einzelnen Schlacht achtgab statt auf die des ganzen Feldzugs.[1]) Der moderne Krieg beabsichtigt gar nicht das feindliche Volk auszumorden, er will ihm nur den Nacken beugen, es zwingen, dem Willen des Siegers nachzugeben. Dazu genügt eine moralische Einwirkung zuerst auf das feindliche Heer durch seine Besiegung und endlich auf das ganze Volk. Sobald dessen Widerstandsschwelle erreicht wurde, gibt es nach. Dies wird dadurch erreicht, daß ein bestimmter, aber im voraus nicht bekannter Prozentsatz des Heeres resp. der Bevölkerung getötet oder wenigstens kampfunfähig gemacht, ein Teil des materiellen Besitzes vernichtet, die Fortsetzung des Kampfes unmöglich wird. Aller psychologischen Wahrscheinlichkeit nach wird diese Schwelle aber eher erreicht,

[1]) Was alles er weiter über die enormen ökonomischen Verluste der künftigen Kriege vorbringt, hebt den Fehler nicht auf, daß er vergessen konnte: wenn die Verluste einem der Kriegführenden zu schwer werden, dann macht dieser schleunigst Frieden, wem es zuerst zu viel wird, der verliert. Vgl. Delbrück in Preuß. Jahrb. 1899, S. 510, 512.

wenn dieser Verlust auf einmal beigebracht wird, mit dem größtmöglichen Schrecken.

Je schrecklicher also die Waffen, je blutiger die Schlacht, um so kürzer und weniger blutig der Krieg.

Es kommt hier nicht einmal allein auf das Tötungsvermögen der Waffen an, die Phantasie ist noch immer eine Macht, besonders im nervenerregenden Kriege. Nicht nur die Wilden werden zum Teil durch den Schrecken besiegt, der moderne Soldat und noch viel mehr der moderne Bürger und gar die Bürgerin sind ihm noch immer zum guten Teile unterworfen, und sie alle üben irgend einen Einfluß auf die Herbeiführung des Friedens, des Kriegsüberdrusses. Wer nicht nur tötet, sondern zugleich gehörig erschreckt, braucht weniger zu töten. Nichts verbreitet aber einen größeren Schrecken als die plötzliche Tötung großer Massen. Der praktische Erfolg ist an und für sich nicht größer, der zugefügte Schmerz eher geringer, aber der moralische Effekt ist ein außerordentlich viel wirksamerer.[1])

Wer schnell und deshalb human Krieg führen will, der wende wirksame, die wirksamsten Waffen an. Die Widerstandsschwelle wird um so eher erreicht, die Nebenleiden des Krieges werden jedenfalls abgekürzt, damit auch schon erheblich vermindert, und sie sind wahrscheinlich das Schlimmste, was der Krieg an Leiden mit sich führt.

Es versteht sich, daß dies alles nur ceteris paribus gelten darf: nicht die Furchtbarkeit der Waffen allein entscheidet über die Erreichung der Widerstandsschwelle.

---

[1]) Was anders hat man wider die Anwendung z. B. der Handgranaten und der wirksameren Sprengstoffe einzuwenden als die Wirkung auf die Phantasie, tötlicher sind sie nicht als ein alter Kavalleriesäbel, der oft genug gebraucht wird, es geht bloß schneller. Vgl. übrigens Nörregaard, Port Arthur, 1906, S. 184, 187, über grauenhafte Gefechte mit Handgranaten in den Minen um Port Arthur.

Alle die obengenannten Faktoren wirken auch mit, sie erhöhen oder erniedrigen die Schwelle. Wenn sie aber unverändert bleiben, wird der psychologische Erfolg der erhöhten Wirksamkeit der Waffen im weitesten Sinne nie ausbleiben, und er wird immer dahin gehen, die Widerstandsschwelle eher erreichen zu machen und mit Zufügung geringerer Leiden, also den Krieg schneller zu beenden.[1])

Eine interessante Folge der vor allem psychischen Wirkung dieser erhöhten Furchtbarkeit des modernen Krieges wird die sein, daß bestimmte Charaktere ihr leichter als andere widerstehen werden, vielleicht die sehr hoch stehenden und die sehr niedrigen am besten, die zweiten, weil sie unempfindlich sind, die ersten, weil sie ebenbürtige Gegenmotive besitzen. Wer könnte da vorhersagen, welche Auslese hieraus hervorgehen wird. Vorläufig sind wir vielmehr das Produkt dieser Siebungen, als sie unser Produkt. Wir sind nicht nur nicht imstande, sie nach unseren Bedürfnissen einzurichten, sondern wir ahnen ihre Wirkungen nicht einmal vorher. Noch immer steht das Ganze des Welt- und sogar des Menschengetriebes unendlich weit über uns und unseren Machenschaften erhaben da. Ob das eigentlich ein Unglück? Ob das je in großem Maßstabe sich ändern wird?

---

[1]) Berndt, Die Zahl im Kriege, 1897, macht klar S. 132, daß eine auffallende Verringerung der Kriegsdauer sich im 19. Jahrh. nicht gezeigt habe, daß der Zukunftskrieg wohl nicht kürzer als der von 1870 dauern würde S. 133, 143, daß Millionenschlachten sehr unwahrscheinlich sind, schon weil es schwer, so große Massen zusammenzuführen, und S. 160, daß die Verlustprozente keine größeren sein werden als im letzten großen Kriege. Ganz anders als Joteyko, der wohl nur durch seine Phantasie verführt, behauptet „entre la guerre d'hier et la guerre de demain un abîme est creusé", l. c. p. 25.

11. Kapitel.

Die Abnahme des kriegerischen Geistes.

Die Gestaltung der Zukunft wird nicht an erster Stelle von unserer Erlaubnis abhängen, weder vom Ideal und der Einsicht der Besten noch von den Begierden und Schwächen der Menge, obwohl diese alle nach den dynamischen Gesetzen der Geschichte ihren Einfluß mit ausüben werden. Alles wirkt eben mit, nichts wirkt allein.

Die Geschichte ist unendlich größer als wir. Sie wird uns immer aufs neue überraschen. Wir haben deshalb recht ehrfurchtsvoll ihren Gesetzen und Erscheinungen nachzuforschen und sollen uns vor allen Dingen hüten, unsere Wünsche in sie hineinzutragen. Unsere Illusionen und Wünsche sind nur nicht mit den vermeintlichen Endzielen der Menschengeschichte und der Weltentwicklung zu verwechseln, nicht einmal unsere höchsten Ideale. Ihnen haftet doch unsere Beschränktheit und unser Egoismus gar zu sehr an.

Um uns des Verständnisses der wirklichen Geschichte in ihrer realen Fülle wenigstens einigermaßen fähig zu machen, müssen wir jedenfalls die eigene subjektive Stimmung nicht sofort als eine allgemeine Tatsache betrachten. Es liegt ja objektiv betrachtet nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit vor, daß dies der Fall sein könnte. Eine zweite Illusion, vor welcher wir uns, falls wir den tatsächlichen Gang der Ereignisse verstehen lernen wollen, zu hüten haben, ist die, jede oberflächliche Kräuselung des Wassers für einen neuen Golfstrom zu halten. Ein dritter

denkbarer Fehler, der nicht gerade selten gemacht wird, besteht in der Tendenz, jede Linie sofort endlos verlängert zu denken. Die Erfahrung lehrt fast das Umgekehrte: das eine verläuft in das andere, nahezu jede Bewegung biegt ab, nie wurde, was angefangen war, bis zur Vollendung durchgeführt. Die Weltgeschichte ist ein Friedhof von Embryonen. Nichts wird ausgetragen, alles bloß angefangen, meist nur skizziert.

Man befleißige sich doch, die realen Tatsachen zu sehen! Illusionismus ist kein Idealismus, sondern sein Erbfeind, denn wir wollen nicht Ideale sehen oder träumen, sondern machen. Dazu bedürfen wir der erkannten Wirklichkeit als Baumaterials.

Um uns das Fehlgreifen bei dem schweren Problem, das uns jetzt beschäftigt, möglichst zu ersparen, wollen wir die Sache methodisch anfassen. Das Problem ist also folgendes: Ist die kriegerische Gesinnung, die Stimmung und Gefühlsrichtung, die den Krieg möglich macht, im Abnehmen begriffen oder nicht, ist sie noch ebenso stark ungefähr als früher und sind deshalb jetzt und in der näheren Zukunft ganz wie früher Kriege zu erwarten? Es wäre ja an und für sich sehr wohl möglich, daß, während wir über den Nutzen des Krieges debattieren, er schon unmöglich geworden wäre! Ich halte das im allgemeinen für sehr wohl denkbar, auch wenn unsere Entscheidung dahin ginge, dem Kriege einen seine Nachteile, die unverkennbar sind, überwiegenden Nutzen zuzusprechen. Es schwindet ja so manches Gute aus der Geschichte, ohne daß es in das Gegenteil umgeschlagen wäre. Dies zu leugnen, gehört ebenfalls zum Illusionismus.

Möglich wäre, daß dies auch beim Kriege der Fall sei. Seine Existenzbedingungen könnten aufgehoben sein, ohne daß sein Nutzen verschwunden, ohne daß er ersetzt wäre, wie z. B. das leichte Gebären der Frauen, überhaupt die

erstaunliche Heilungsfähigkeit primitiver Völker bei ihrem Übergange zur Kultur schwindet, ohne daß sie uns im mindesten unangenehm geworden wäre: die Existenzbedingungen dieser bleibend nützlichen Eigenschaften sind eben nicht gleichfalls bleibend, die Kultur hebt sie auf.

Wir sind jetzt genügend vorbereitet, um unserem Problem auf den Leib zu rücken. Wir werden zuerst analytisch verfahren und einmal nachforschen, ob die komponierenden Elemente der kriegerischen Gesinnung sich in den uns interessierenden Gebieten, bei den Kulturvölkern also, noch deutlich nachweisen lassen oder ob sie schon Symptome der Abnahme aufzeigen. Es hat diese Methode den großen, hier gar nicht zu überschätzenden Vorteil, daß in dieser Weise die irreführende Wirkung unserer Vorurteile zum guten Teile eliminiert wird. Diese verfinstern ja ungleich leichter unseren Blick für die uns direkt interessierende Gesamterscheinung als für ihre Komponenten, deren zusammenfassende Wirkung wir uns ja nur mittels psychologischer Überlegung vorstellen können. Weil aber diese Synthese uns trügen könnte, — die psychischen Produkte sind gar zu kompliziert — wollen wir nachher die Gesamttatsachen befragen, nachforschen, ob die Erscheinungen der jüngeren und jüngsten Geschichte besser mit der Hypothese des Schwindens der kriegerischen Gesinnung oder mit der ihres Fortbestehens übereinstimmen. Und endlich an dritter Stelle wollen wir die Theorien der Soziologen über diese Erscheinung zu Rate ziehen und kritisch auf ihren Wert prüfen.

Welche sind die Elemente der kriegerischen Gesinnung? Diese Frage haben wir früher in anderem Zusammenhange schon zu beantworten versucht. Wir erblickten in der Aggressivität das Hauptelement, das wieder auf der Sucht, die eigene Persönlichkeit zu erweitern und zu behaupten, beruht und zugleich einen gewissen Egoismus im negativen

Sinne, einen gewissen Mangel an Mitgefühl wenigstens dem Fremden und dem Feinde gegenüber, aber auch Mut voraussetzt. Vielleicht dürften wir noch immer nicht alle Ingredienzien zusammenhaben, wenn wir die Abenteuerlichkeit oder eine Abart der spekulativen Neigung nicht hinzuzählten: sie besteht in der Neigung, viel zu wagen, um mehr zu gewinnen, unterscheidet sich aber von der gewöhnlichen Spekulationssucht durch die Lust an dem gefährlichen Spiele selbst. Auf nebensächliche Bestandteile brauchen wir kaum achtzugeben, wie auf die Geringschätzung von Mühen und Strapazen, obwohl ein ausgeprägter Sybaritismus wohl geeignet wäre, alle Lust am Kampfe zu verhindern.

Denken wir uns einen Menschen, der die Neigung besäße, die eigenen Bedürfnisse, wenn es nötig, auch auf Kosten seiner weiteren Mitmenschen zu befriedigen, der sich, anders ausgedrückt, nicht scheuen würde, sich durchzusetzen, auch mit Aufopferung des Besitzes und des Lebens anderer, und dem dazu die Wagelust eigen, zu diesem Zwecke und obwohl der Ausgang ungewiß, sich allerlei Gefahren auszusetzen; ein solcher Mensch würde ganz gewiß im Besitze der zur Kriegführung erforderlichen Gesinnung sein, und bald fremdem Eingriffe sich kriegerisch entgegenstellen, bald den im Wege Stehenden aus eigener Initiative angreifen. Denken wir uns eine Anzahl solcher Charaktere zu einem Volke vereint oder in einem Volke einen gewissen Prozentsatz derselben verbreitet, an Zahl und Bedeutung ausreichend, um das ganze Volk zu lenken,[1]) wir können uns darauf verlassen, daß ein solches Volk gegebenenfalls offensive und defensive Kriege führen wird. Und umgekehrt, ein Volk, dem solche Leute fehlen, kann an der Börse spekulieren, falls bloß der Mut fehlt, oder

[1]) Vgl. meinen Artikel „Der erbliche Rassen- und Volkscharakter" in Viertelj. f. wiss. Philos. u. Soziologie, 1902, S. 80 ff. und „De Rassenkwestie" in De Gids 1907 p. 24 ff.

zum Staatskommunismus übergehen, wenn es sich einbildet, der Selbstsucht zu entbehren, oder auch sich auflösen in sentimentale, lebensfeindliche Überphilanthropie, vielleicht auch wird sich ihm ein Mischmasch dieser drei Möglichkeiten auftun, aber zum Kriege wird es sich nie mehr entschließen.

Wir werden uns jetzt die Kulturvölker einmal ansehen, ob die verlangten Eigenschaften: Egoismus im Sinne von Selbstbehauptungs- und Erweiterungssucht, bedingtes Mitleid Fremden gegenüber, Mut und Wagelust, ihnen in der genannten Weise noch immer eigen sind oder annähernd vollständig fehlen. Mit der Gesellschaft früherer Jahrhunderte verglichen, können wir getrost behaupten, daß die unserige sich weder durch Abnahme der Sucht nach Reichtum noch durch geringeres Streben nach Genuß kennzeichnet. Im Gegenteil, was früher vielleicht auf Wenige beschränkt blieb, hat sich jetzt über die Menge ausgebreitet. Ich glaube kaum, daß man früher in Wirklichkeit soviel selbstloser war als wir jetzt sind, aber man hegte damals mehrere hemmende Vorstelluugen, die jetzt entweder ausgefallen oder doch zum guten Teile ihres Einflusses beraubt sind. Die traditionellen und gesetzlichen Schranken verhinderten manchen seiner Neigung nach Selbsterweiterung freien Lauf zu lassen; der aktive Egoismus war in jenen gesegneten Zeiten nur Auserwählten, wie den Fürsten und dem Adel, gestattet.

Der an die Scholle gefesselte Bauer begehrte so gut wie der unserige nach hohem Lohne und Genuß, er bekam sie bloß nicht. Der Adel des alten Regime hat zwar bei naiven Leuten den Namen der Selbstlosigkeit,[1]) aber es

[1]) Es wundert mich auch, den Grafen v. Wartensleben unter diesen letzteren anzutreffen wie doch aus S. 58, 74, 72 seines zitierten Buches hervorgeht, wo er dem Adel eine besondere Selbstlosigkeit und Mißachtung des Geldes zuschreibt! wie erklärt er denn obige, unleugbare Erscheinungen?

geschah doch nicht aus reiner Selbstverleugnung, daß er „die Bauern legte", ihnen ihr Gut abnahm, sie mißhandelte und aussog, das er sich dem Staatsverbande entzog, sich Steuerprivilegien sicherte, die Töchter eines verachteten Standes heiratete, sich sklavischerweise für königliche Gunst samt deren sehr materiellen Vorteilen erniedrigte, wie es doch die Geschichte aller Kulturländer bezeugt hat.

Demokratie und Individualismus, so weit und so reell wir sie jetzt besitzen, haben auch der Menge erlaubt, ihre Selbstsucht zu betätigen, und wir täuschen, von der religiösen Heuchelei ein wenig befreit, auch nicht mehr so viel Selbstlosigkeit vor. Zum Teil wird sich auch bloß die Richtung des Egoismus geändert haben: wer früher um Gottes Gunst zu erwerben seine Brüder dem Henker überlieferte oder wenigstens ihr Leben störte, der sucht sie jetzt durch unehrliche Konkurrenz niederzuschlagen. Die Neigung bleibt dieselbe, bloß die Mittel wechseln.

Die tüchtigen Elemente unserer Gesellschaft sind jetzt wie früher an erster Stelle bestrebt sich selbst zu erweitern resp. zu behaupten, sich durchzusetzen. Unsere ganze Wirtschaft, also der Existenzboden der einzelnen wie der Gruppen, beruht auf dem Wettbewerbe, zwar innerhalb gewisser sehr wertvoller und realer Grenzen, die aber zulassen und zulassen sollen, daß der eine zur Armut herabsinke und der andere sich nach Reichtum durchringe. Und die wirtschaftlich Schwachen? Streben auch sie nach Befriedigung ihres Egoismus? Man stellt es gern vor, als ob dies nicht der Fall wäre. Alle unsere Wohlhabenden und Reichen sind aber aus der armen Klasse, wenn auch vor langer Zeit, hervorgekommen, ihr Emporkommen selbst beweist schon ihre relative Selbstsucht. Die ärmeren, die zurückgebliebenen Leute sind natürlich zum großen Teile schlaff, matt in jeder Lebensäußerung, also auch in der Selbstsucht, deshalb scheint ihnen diese Eigenschaft abzugehen. Der Klassenkampf setzt aber einen allgemeinen Egois-

mus voraus, und was ist das Streben der Arbeiter in Fachvereinen, was ist Sozialdemokratie anders als ein allerdings absolut berechtigter Egoismus? Daß dieser Egoismus mit dem vieler Schicksalsgenossen unter den jetzigen Umständen in derselben Richtung geht, ändert an seinem Charakter nichts.

Ich glaube, wir dürfen schließen, daß der Egoismus uns so wenig fehle, wie unseren Vorfahren, und zwar den niederen Klassen so wenig wie den höheren.

Dieser Egoismus ist aber, weil aktiv, auch aggressiv, er scheut sich unter oft eintretenden Umständen keineswegs Andere aufzuopfern. Ich behaupte keineswegs daß unsere Selbstsucht rücksichtslos sei, so wenig als ich meine, daß sie uns absolut und in allem beherrsche, nur daß sie groß sei und großen, weiten Einfluß übe. Ähnliches gilt von unserem Mitleid, also nicht, wie es sein soll, aber wie es — mit einigen Ausnahmen nach oben oder nach unten — tatsächlich ist. Darauf allein kommt es hier an. Manchen wird es fast unmöglich dieses Problem voraussetzungslos zu erörtern, sie meinen unsere Tugend zu erhöhen, indem sie unsere Laster übersehen. Tatsächlich ist unser Mitleid ziemlich eng beschränkt und an viele Bedingungen gebunden. Das Schicksal fremder Rassen berührt die übergroße Mehrheit kaum, das Elend fremder Völker, wenn es nicht sehr ergreifend dargestellt wird, trifft uns nicht tief und immer nur auf kurze Zeit und ohne je oder fast je zu Taten von einiger Bedeutung zu veranlassen. Die Buren wurden bemitleidet und ganz kleine Summen brachte man, obwohl der Fall sehr pathetisch war, für sie zusammen, außer in Holland, wo das Mitgefühl tief und leidenschaftlich war, hier war man aber auch egoistisch bei ihrem Schicksale interessiert und sich der Stammverwandtschaft sehr bewußt.

Die Existenz der Wagelust bei unseren Kulturvölkern ist kaum fraglich. Werden nicht ungeheuere Summen in

Glücksspielen allerlei Art durch alle Klassen der Bevölkerung verloren und gewonnen? Die großen und kleinen Lotterien, Pferderennen, die Börse, zahllose private Hazardspiele befriedigen die Spielsucht und beweisen mit ebenso zahllosen riskierten Unternehmungen und Handlungen vereint, daß sie wahrlich nicht erheblich abnahm. Die Zahl derjenigen, die für ihre Verhältnisse große, sogar übergroße Summen aufs Spiel setzen, ist gar nicht so klein. Und nicht nur Geld, sondern auch Leben, Gesundheit, Ehre und Glück riskiert man gern und manchmal eines kleinen Gewinnes oder Genusses wegen; man denke an die vielen erstaunlich unüberlegten Ehen, an die Gefahren der Prostitution! Bei zwei hochstehenden Kulturvölkern, den Nordamerikanern und den Engländern, ist die Neigung für Kraftspiele aller Art sowie für gefährlichen Sport und wagehalsige Abenteuer stark ausgeprägt.[1]) Die französischen Kolonialunternehmungen des vergangenen Jahrhunderts haben zur Genüge gezeigt, daß auch in diesem etwas alten Kulturvolke, dessen Mitglieder sonst nicht gern in die Weite schweifen, die Abenteuerlust noch keineswegs geschwunden ist. Die energischen Deutschen überströmen die ganze Welt, die Kultur hat sie wahrlich nicht furchtsam gemacht; vielleicht sind sie jetzt abenteuerlicher als sie je waren; ihre Koloniengründungen zeigen keinen Schrecken vor gewagten Unternehmungen und fast eine Vorliebe für weit entfernten Gewinn. Die ungeheuere Auswanderung aus allen übervölkerten Kulturländern nach den abgelegensten Weltteilen legt gleichfalls ein beredtes Zeugnis für die Fortdauer des alten abenteuerlichen Geistes trotz aller Kultur ab.

Genau dieselben Tatsachen beweisen aber auch den Mut der Kulturvölker, wenigstens den moralischen.

[1]) Vgl. Boutmy, Essai d'une Psychologie Politique du Peuple anglais au 19 siècle, und, Eléments d'une Psychologie politique du Peuple américain.

Der physische Mut läßt sich aus anderen Erscheinungen als gerade aus der Möglichkeit Krieg zu führen wenigstens für die Menge nicht recht beweisen. Wir kommen also später darauf zurück. Überhaupt könnte man mir entgegenhalten, daß, wenn auch die Existenz aller der angeführten Elemente der Kriegslust im europäischen Völkergeiste klar gemacht werden könnte, doch eines, ein essentielles, gewiß fehle, die Gleichgültigkeit gegen das Blutvergießen, gegen die Anwendung physischer Gewalt, die gewisse Roheit, die zum Kriegführen unbedingt notwendig ist.

Ich habe diese Eigenschaft nicht gesondert angeführt, weil sie mir weiter nichts als ein notwendiges Erzeugnis der anderen zu sein scheint, namentlich ein Ergebnis der Mitleidlosigkeit unter bestimmten Umständen. Man wird sich aber auf die Abschaffung der Todesstrafe berufen, und diese als einen Ausfluß des zunehmenden Zartgefühls sogar den verhaßten Verbrechern gegenüber anführen. Wie viel weniger würde ein Kulturmensch einem unschuldigen Fremden wehtun können, wenn er nicht einmal einen Verbrecher empfindlich zu strafen imstande ist? Ich halte dieses Argument nicht für sonderlich stark, weil ich die Abschaffung der Körper- und der Todesstrafe hauptsächlich aus dem Mangel an Furcht vor dem Verbrecher erklären möchte. Die Gebildeten hegen keine eigentliche, persönliche Furcht mehr vor dem gemeinen Verbrecher. Daher das Schwinden ihres Hasses, daher die sanftere Strafe. Kaum daß sie anfingen die anarchistischen Anschläge zu fürchten, da wurden die Forderungen energischer Bestrafung derselben sofort laut.[1]) Man vergißt, daß das feindliche Volk eben unser Feind ist, daß wir ihn hassen und fürchten, sonst gäbe es ja keinen Krieg mit ihm! Daß wir aber dieser Gefühle noch sehr wohl fähig, haben doch die ganz

[1]) Sogar der bekannte Kriminalist und Philosoph Gabriel Tarde sprach sich seinerzeit in der Weise aus.

verrückten Ausbrüche der englischen Jingowut wider die Buren und ihre Verteidiger sogar im eigenen Volke zur Genüge bewiesen.

Man meine doch nicht, daß die Engländer in dieser Beziehung so weit unter den anderen Völkern stünden! Wie bald waren die Franzosen 1870 in ihrem Hasse wider die Deutschen so weit, daß die Franc-Tireurs ganz spontan aufstanden! Diese Zeiten liegen nicht so weit hinter uns, als die Friedensillusionäre uns glauben machen möchten. Es bricht kein Krieg aus, ohne daß die Gemüter gehörig erhitzt sind und dann werden sie, wie aus dem angeführten hervorgeht, so wenig Scheu vor Gewalttaten zeigen wie ihre Väter.

Ich meine also schließen zu dürfen, daß nicht ein einziges der Elemente des kriegerischen Geistes, nicht eine der psychischen Bedingungen des Kriegführens den europäischen Kulturvölkern unserer Zeit abgehe.

Jetzt wollen wir uns die historischen Begebenheiten der letzten Jahre einmal ansehen! Welches Bild zeigt uns die Geschichte der Kulturvölker? England führt seine Kolonialkriege ohne je auszusetzen, die großen illustrierten Blätter bieten immer wieder die Bilder der gefallenen Offiziere, das Publikum verhält sich gewöhnlich ganz indifferent, aber dann und wann bricht der Nationalstolz aus, nicht immer durch Großtaten veranlaßt, und das Volk, hoch und niedrig, berauscht sich an der vermeintlichen Kriegsglorie. So im Burenkriege, der überhaupt ein grelles Licht auf die so hochgerühmte englische Kultur warf! Die Kolonialkriege werden, wie ehemals, meist mit der äußersten Rücksichtslosigkeit geführt, ich denke an die Unterdrückung des Sepoyaufstandes, an Kitcheners Bekämpfung der Mahdisten und an die Kaffernkriege in Süd-Afrika, zuletzt an die grausame Ausrottung der Mashona

vor einigen Jahren und an die der Natalkaffern i. J. 1906. Frischeres kann man kaum verlangen.

Das zum Teile stammverwandte Volk der Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, das in seiner Art auch an der Spitze der Kultur schreitet, hat nach einem „Jahrhundert der Schande" in seiner Ausmordung und Mißhandlung der Indianer[1]) in den sechziger Jahren einen der blutigsten Kriege, und zwar mit den eigenen Brüdern geführt, der jedenfalls mit ganz besonderer Kraft die Fortdauer des kriegerischen Gefühls im amerikanischen Volke bewiesen hat; und zwar war diese Beweisführung um so beredter, als die absolute Demokratie dieses Staates die Einwirkung adliger und monarchischer Traditionen ausschloß. Außerdem mußte das Heer auf beiden Seiten improvisiert werden. Daß dies gelang, und zwar nach kurzer Zeit in ausgezeichneter Weise, beweist ebenfalls, daß die kriegerische Anlage diesem Kulturvolke keineswegs abgeht. Dennoch ist dieses demokratische Kulturvolk der Religion und dem Erwerbsleben ergeben, wie kein anderes! Offenbar schlossen beide Neigungen in diesem Falle die Liebe zum gewalttätigen Kampfe, die sich mit ihnen nicht vertragen soll, nicht aus. Die letzten Jahre haben, wie zu erwarten, das Bild nicht verändert. Der Krieg mit Spanien, die Eroberung der Philippinen, die mit dem größten Eifer unternommen wurden, zeugten wahrlich von keinem Schwinden des kriegerischen Geistes in vollem Umfange.[2])

[1]) Vgl. die beredte Anklageschrift Helen Jacksons, A Century of Dishonor, 1881, und Friderici, Indianer und Anglo-Amerikaner, 1900, beide passim. Andrew Carnegie in seiner Rede an der Andrews University, Voor de Arbitrage, S. 31 (ich benutze die holländische Übersetzung von 1906) erwähnt die Tötung des Feindes durch vergiftetes Trinkwasser unter den Waffen, die wir jetzt nicht mehr verwenden können; seine Landsleute aber haben diese Methode den Indianern gegenüber noch mehrfach in Anwendung gebracht.

[2]) Giddings, Democracy and Empire, 1900, p. 277: „more than once in the past twentyfive years the people of this country have

Welches Bild zeigt uns Frankreich? Der Krieg von 1870 nicht allein, sondern alle die Kriege des zweiten Kaiserreichs wurden ohne tiefere zwingende Veranlassung, in leichtfertiger Weise und sehr schlecht vorbereitet, unternommen. Die Kolonialkriege der Republik zeugen wohl von keinem besseren Geiste und ebensowenig von Achtung vor den Rechten fremder Völker als von Scheu vor den großen Opfern an Gut und Blut, die das eigene Volk bringen mußte! Tonkin und Madagaskar sind wohl keine überzeugenden Beweise erhöhter Friedfertigkeit und von Abscheu gegen Blutvergießen. Dies alles tat die Republik! Die Unterdrückung der Kommune, so notwendig sie gewesen sein mag, geschah doch jedenfalls in der blutigsten Weise, vom Geiste Tolstois spürt man wenig dabei.

Die deutschen Kriege in den sechziger Jahren, Brüderkriege wie der amerikanische Sezessionskrieg, und der Krieg von 1870 haben zur Genüge dargetan, daß hier die psychischen Bedingungen des Kriegführens noch vollständig erfüllt sind. Auch hier brachte die Neuzeit keine erhebliche Änderung, wie aus der Möglichkeit des Kreuzzuges nach China hervorgeht, und durch den Kampf mit den freiheitliebenden Hereros bestätigt wird. Vollends charakteristisch für die herrschende Volksstimmung darf das Ergebnis der Reichstagswahlen von 1907 angesichts dieser Ereignisse genannt werden.

Die vier großen führenden Kulturvölker beweisen

---

been in a state of mind that would have resulted in a declaration of war, if only the occasion had been one that they could conscienciously regard as adequate." Auf dieser und den vorigen Seiten führt der Verfasser manche treffende Zeugnisse für die amerikanische Aggressivität an, auf welche auch H. Delbrück, Zukunftskrieg und Zukunftsfriede, in Preuß. Jahrb. 1899 S. 500 aufmerksam macht: es fehle hier Adel, Heer, Monarch, das Volk hege religiöse Ideale und dennoch breche es auf einmal einen Eroberungskrieg vom Zaun; Europa könne hierin seine Zukunft lesen!

durch ihre Taten, daß sie die zum Kriegführen unbedingt erforderlichen Eigenschaften noch in genügendem Maße besitzen. Der Krieg bleibt ihnen möglich, wie Psychologie und Zeitgeschichte gleichmäßig bezeugen. Die Friedensmänner, die das Entgegengesetzte dartun möchten, haben sich offenbar geirrt, ihre Illusionen haben ihren Blick für die Tatsachen getrübt, wie das eben das wesentliche Schicksal der Illusionisten sein muß.

Die meisten Friedensfreunde werden geneigt sein, mir an diesem Punkte die ganze Friedensbewegung als eine gewaltige Tatsache entgegenzuführen, wohl geeignet, alle die von mir angeführten über den Haufen zu werfen. Sie werden sich selbst als den schlagendsten Beweis für das Friedensbedürfnis der Menschheit zitieren. Haben sie recht?

Ich werde versuchen, die Kraft dieser beachtenswerten Bewegung durch die gesonderte Betrachtung ihrer verschiedenen Elemente und ihrer mächtigsten Stützen in unserer Gesellschaft kennen zu lernen.

Unter den ersten denke ich zuerst an die lange Reihe großer Denker und Menschenfreunde, die sich alle mit vollster Überzeugung wider den Krieg ausgelassen haben. Es gibt wohl keine friedensfreundliche Schrift, die nicht einige von ihnen anführt.[1]) Andrew Carnegie[2]) macht eine ganze Reihe derselben namhaft und meint dann, daß hiermit das Verlangen der Menschheit nach Befreiung von dem Elende des Krieges genügend bewiesen sei. Aber die wenigen Männer, die er nennt, hauptsächlich Schriftsteller, machen doch wahrlich die Menschheit nicht aus! Wie viele gleichfalls berühmte Männer könnte man ihnen gegenüberstellen, welche den Krieg rühmen, vielleicht von

[1]) Vgl. auf der anderen Seite die immer sehr beachtenswerte Schrift von Max Jähns, Über Krieg, Frieden und Kultur, 1893.

[2]) Carnegie l. c. S. 33.

ebenso einseitigem Standpunkte.[1]) Gründe, die jene zu ihrem Urteile bestimmt haben können, führt Carnegie nicht an, außer dem einen, charakteristischen, daß der Krieg Schmerzen mit sich führt, aber das tun der Handel und die Konkurrenz auch, und doch verurteilt er sie nicht! Wie unendlich viel Schmerz unschuldiger Menschen verursacht die Ansammlung eines einzigen großen Vermögens, und dennoch ist hiermit nur ein sehr einseitiges Urteil ausgesprochen!

Solch eine Reihe von Zitaten beweist bloß, daß einige, nicht einmal viele, bedeutende Leute diese menschliche Lebenserscheinung verurteilt haben, wie andere anders taten. Sie können das getan haben entweder aus logischer Konsequenz einer einseitigen und falschen Theorie, aus dem Zwange ihrer Gedankenverkettung heraus, das imponiert uns weiter nicht. Oder aus eigenem Mangel an den von uns angeführten Kriegsqualitäten, was öfter als man meint der Fall sein wird. Man beurteilt die Verhältnisse und die Anforderungen des Lebens nach dem eigenen Charakter und hält sein Urteil für objektiv! Nur die Anwendung der besten Methoden der Untersuchung und der Beurteilung kann hiergegen Schutz gewähren.

Möglich ist es aber auch, daß die großen Friedensfreunde an Hypertrophie des Altruismus litten, die natürlich alle Sympathie mit dem Kriege, welche ein breiteres Lebensinteresse voraussetzt, ausschließt. Die ehrwürdige Reihe von Friedenspropheten, die Carnegie, der große Held des wirtschaftlichen Kampfes, anführt, kann also nur durch ihre Argumente Eindruck auf uns machen, ihre Zahl beweist gar wenig.

Ein anderes Element der Friedensbewegung besteht aus den verschiedenen nationalen und internationalen Ver-

[1]) J. Lagorgette. Le Rôle de la Guerre, 1906. bespricht die Ansichten von manchen dieser. Leider konnte ich das bedeutende Werk nicht mehr genügend berücksichtigen.

einigungen, welche ihr dienen. Sie umfassen ganz gewiß mehrere Tausende von Menschen aus allen Kulturländern, und zwar meistens solche, die durch ihre höhere Bildung eine gewisse Beachtung ihrer Meinungen beanspruchen können. Ich bin keineswegs geneigt, ihre Bedeutung zu unterschätzen: wenn ihre Zahl etwa hundertmal größer wäre, so erwüchse dem Kriege gewiß eine gefährliche Gegnerschaft. Ich würde dann anzunehmen geneigt sein, daß der kriegerische Geist aus den Kulturvölkern geschwunden wäre. Aber einmal ist nicht hundertmal! Jetzt werde ich nur dabei beharren, im Gegensatze zu diesen Symptomen wiederholt auf die von uns untersuchten Erscheinungen hinzuweisen, die alle die Fortdauer der kriegerischen Neigungen aufs entscheidendste dartun.

Es hat ja immer Friedensapostel gegeben, sogar in den meist kriegerischen Zeiten. Carnegie zitiert in seiner Reihe auch den großen Papst Innocentius den Dritten, der in schönen Worten gegen den Krieg zwischen Frankreich und England protestierte, was ihn keineswegs zurückhielt, den grausamen Kreuzzug wider die Albigenser zu predigen und ihre erbarmungslose Ausmordung zu veranlassen.[1])

Sowie es einseitige Verteidiger des Krieges gibt, die aus innerer Anlage nur ihm geneigt sind, so gibt es auch einseitige Freunde des Friedens, welche allein die sanften Triebe anerkennen. Diese letzten dürfen aber so wenig

---

[1]) Man kann eben unglücklich sein in seinen Zitaten. Vgl. Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums, 1901, S. 130 einen Brief vom päpstlichen Legaten an Innocentius den Dritten, in welchem er das Wüten der göttlichen Rache lobt, der 20000 von jedem Geschlecht und Alter zum Opfer fielen. Ein wahrer Friedensbote! Luchaire in Lavisse, Histoire de France Bd. 3 Abt. 1, 1901, p. 268—276 erkennt, daß der Papst den blutigen Kreuzzug befohlen und das Hetzen seiner Legatäre gutgeheißen hat, später soll er müde vom Morden geworden sein.

hypertrophieren wie die ersteren. Die Einseitigkeit ist hier wie immer verfehlt. Ich habe oben nachzuweisen versucht, daß die Kulturentwicklung der Menschheit beide Eigenschaftsreihen, zu einer gewissen Höhe gediehen, gleichzeitig braucht. Ich werde nicht wiederholen. Wie natürlich aber, daß bald diese bald jene Qualitätengruppe sich hypertrophisch, d. h. einseitig in einigen Individuen entwickelt. Dem Stanley-Typus steht der Tolstoi-Typus gegenüber. Die extreme Betonung der einseitigen Tendenz, die eben nur durch ihre Einseitigkeit sündigt, kann sogar ihren Nutzen haben. Die Einseitigen werden am ehesten gehört. Die Propheten sollen einseitig sein, und sie sind es auch immer. Allein die Wissenschaft soll vielseitig sein.

Wir brauchen uns also über die Bedeutung und die Zahl der Friedensvereine noch nicht zu entrüsten. Vorläufig haben sie in unserer an Kriegen und Kriegsgefahren so reichen Zeit ihre sehr berechtigte Funktion in der möglichsten Ermäßigung der Frequenz und des Elends der Kriege zu erfüllen. Ihr Einfluß reicht noch nicht einmal so weit. Was hat ihr Auftreten den Buren genützt? Haben sie die durch den Kriegszweck durchaus nicht gerechtfertigten Leiden der Konzentrationslager zu verhindern gewußt? Sammlung aller Kräfte auf die Erreichung des Möglichen wäre auch ihnen gut.

Wir müssen jetzt unsere Aufmerksamkeit auf die verschiedenartigen Umstände richten, deren Einfluß dem Bestande des kriegerischen Geistes entgegengesetzt sein könnte, und von welchen die Friedensfreunde am meisten für ihre Bewegung und für die Vermehrung der friedlichen Gesinnung in der Menschheit erwarten.

Diese Umstände sind in der Hauptsache die folgenden: der zunehmende Verkehr zwischen den Völkern, der sich ausbreitende Intellektualismus, der Industrialismus und die Weltwirtschaft, die Demokratie, der Sozialismus, die Frauenemanzipation, vielleicht noch andere.

Nur ein kurzes Wort über alle diese Tendenzen unserer modernen Gesellschaft und ihre friedenfördernde Wirkung. Die Völker stehen jetzt in regerem Zusammenhange miteinander, als sie je gestanden haben: die Wohlhabenden reisen hin und her, sogar kleine Leute werden zeitweise im fremden Lande beschäftigt oder bilden sich hier aus; die Geistesprodukte der Kulturvölker werden fortwährend ausgetauscht, obwohl die Wirklichkeit hier nicht so schön ist als die Trinksprüche; die nie ablassende Auswanderung vermischt die Völker in wirksamster Weise. Dazu kommt die immer mehr zur Wirklichkeit gewordene Weltwirtschaft, alle Völker der Erde stehen im Verhältnisse von Produzent und Konsument zueinander. Es fehlen aber die Gegensätze keineswegs. Nach einer kurzen Probe kehrten alle Völker zum Protektionismus zurück, sogar England, der große Zwischenhändler, war auf dem Wege dahin, sie schließen sich wirtschaftlich voneinander ab und verlangen soviel als möglich ihre wirtschaftliche Selbständigkeit und Selbstgenügsamkeit zurück. Das liberal-freihändlerische Ideal wurde fast von allen verlassen und gilt als rückschrittlich. Die Verbrüderung der Völker ist noch immer hauptsächlich Schein, der uns von den Zeitungen vorgetäuscht wird, mit deren Hilfe überhaupt so eine Art Scheingeschichte und Scheinwelt entsteht.

Jeden Augenblick kann der Haß zwischen den Völkern auflodern, wie manche aktuellen Ereignisse beweisen. Völker, die von den Staatsmännern und von den Zeitungen als die besten Freunde ausgerufen werden, werden durch ein Nichts verstimmt. Alle die Verbrüderungsfeste sind doch weiter nichts als oberflächliche Blumengirlanden, lustige Musik, die harte Wirklichkeit wird durch sie nicht verändert, sogar nur sehr blöden Augen verdeckt. Ich frage mich, für welches Publikum die schönen internationalen Phrasen ausgesprochen werden? Die sie hersagen, wissen schon besser Bescheid. Wird auf die Meinung der anderen,

von denen die Klugen ebenfalls verständnisvoll sein dürften, soviel acht gegeben?

Ein anderer Faktor ist der Intellektualismus, der sich angeblich unserer Menschheit bemächtigt. Ich fürchte, daß hier mehr Theorie als Wirklichkeit vorliegt. Nachweisbar intelligenter wurde die Menschheit wohl nicht, wenigstens nicht der Anlage nach. Wie sollte sie auch? Die Erfahrungsmasse nimmt allerdings zu, die Erziehung wird über größere Mengen ausgebreitet, die größere Intensität des wirtschaftlichen Lebens und des individuellen Kampfes um Wohlfahrt und Reichtum mag einige größere Anstrengung des Intellekts zur Folge haben. Aber die übergroße Mehrheit kann sich nun einmal nicht hoch entwickeln, weil ihr die dazu erforderlichen Eigenschaften fehlen; dieselben Bedingungen des modernen Lebens fördern die Einseitigkeit obendrein und erschweren damit die höhere Bildung, einseitiges Fachwissen ist ja gar weit von Bildung entfernt. Die Zeit, daß wir aus Übermaß von Bildung nicht mehr Krieg führen können, liegt wohl noch in nebelhafter Ferne. Es war eine liberale Illusion, die Macht des Volksunterrichts so sehr zu überschätzen. Geben wir diese Illusion wie jede andere auf, sie blendet nur!

Die Wirkung des Industrialismus werde ich sogleich im Verein mit Spencers Theorie behandeln.

Europa wird allmählich demokratisch, einige Regierungen stemmen sich dieser Entwicklung zwar entgegen, aber, wie ich glaube, vergeblich, alle geschichtlichen Mächte wirken nun einmal in dieser Richtung. In den Kulturvölkern jedenfalls hat diese Tendenz zur Zeit fast ganz gesiegt. Ich werde an dieser Stelle nicht untersuchen, inwieweit überhaupt eine jede Demokratie echt sein kann: die unbegabte Menge wird tatsächlich nie herrschen, die Begabten werden immer die Führer bleiben. Nur die Form, in der dies geschieht, ändert sich. Und was unendlich viel mehr bedeutet: die Führerschaft ist nicht

länger an einen Geburtsstand gebunden, sondern nur an die erforderliche Begabung. Der Enkel herrscht nicht mehr, weil der Urahn ein tüchtiger Kämpe war, mit für unsere Verhältnisse sogar wenig geeigneten Eigenschaften. Das ist ein großer Fortschritt, weil eine bessere Anpassung. Hiermit notwendig verbunden wird die bedeutend größere Macht zur Kontrolle der Regierung sein, die die Menge erlangen wird, ihre Interessen werden unvergleichlich besser vertreten werden als ehemals. In diesen beiden Richtungen wird unsere Gesellschaft tatsächlich demokratisch. Die Arbeitervereine machen die Arbeiter mündig, soweit das überhaupt möglich.

Wird diese Demokratie friedlicher sein als die bisherige Staatsgesellschaft? Befragen wir die einzig entscheidenden Tatsachen! Die erste französische Republik und der demokratische Cäsarismus Napoleons waren so kriegslustig wie irgend eine absolute Regierung! Die große amerikanische Republik hat sich kämpfend einen halben Weltteil erobert, den Preis eines mörderischen Bruderkriegs für die Erhaltung ihrer Einheit gezahlt und zuletzt durch Krieg ihre Kolonien erworben. Das heutige Frankreich scheint keinen Krieg zu wünschen, wohl auch, weil es, mit seiner stillstehenden Bevölkerung, bedeutend schwächer ist als seine Nachbarn.

Gerade die ideale Demokratie, in der jeder aller ihm zukommenden Vorteile teilhaft wird, gerade diese Demokratie wird sich anderen Staaten gegenüber mit voller Kraft zu behaupten begehren. Wo alle im geraden Verhältnisse zu ihrer Begabung nach Wohlfahrt streben können, nach Selbsterweiterung, dort wird das Ganze durch die vereinten Begierden aller vorwärts getrieben, wenn nötig auch in den Krieg. Die Knechte einer herrschenden Klasse, die nie von dem Ertrage profitieren, sind dem Kriege selbstverständlich abgeneigt, aber die freien Bürger eines demokratischen Staates? Warum sollten sie? Die

Motive, die früher nur für den Adel gelten konnten, werden jetzt alle bewegen. Gerade weil sie schließlich doch nur die Eigenschaften der Masse besitzen und nicht an Übermaß von Intellektualismus leiden können, werden sie wahrscheinlich durch dieselben Instinkte wie dereinst unsere Ahnen beherrscht, bleiben sie denselben Impulsen zugänglich.

Aber der prinzipiell internationale Sozialismus! Er ist vorläufig international, weil er einen internationalen Feind oder vielmehr mehrere solcher hat. Solange aber ist die Politik nicht von ihm allein abhängig. Wenn er aber einmal herrschte, wenn die Kulturstaaten erst einmal volkstümliche Arbeiterstaaten bildeten, dann würden die Arbeiter, die Bürger dieser Staaten, sehr bald herausbaben, daß die Interessen ihrer Staaten durchaus nicht immer zusammenfallen, im Gegenteil, daß die Kollision vielmehr die Regel ist. Und weil, wie oben schon gesagt, die herrschende numerische Mehrheit dieser Arbeitsstaaten doch nie andere als die Masseneigenschaften und -tendenzen besitzen kann, so werden hier die Veranlassungen zu gewalttätigen Zusammenstößen wahrlich nicht ausbleiben. Die Menschen werden hier eben auch Menschen sein. Die Panegyristen dieser Gesellschaftsform vergessen das nur zu leicht, und kritische Propheten sind seltene Leute.

Übrigens glaube ich nicht so recht an die praktische Zukunft der absoluten, ungemischten Sozialdemokratie. Wie dem auch sei, wenn sie kommt, wird auch sie den Krieg beibehalten, sie erst recht wird die Entfesselung aller Begierden sein, und das ist kein Friedensfundament.

Eine ganz andersgeartete Friedenskraft entfaltet die moderne Frauenbewegung, was ihre geistige Seite betrifft, ein Produkt hauptsächlich der allgemeinen Emanzipation unserer Zeit. Solange die heutige Neigung fortbesteht, den Krieg nur nach individuellen Gesichtspunkten zu beurteilen, ist es nur zu begreiflich, daß die Frauen ihm

absolut verständnislos gegenüberstehen, er erscheint ihnen als die reine Barbarei, höllisch grausam, menschenunwürdig. Es kann dieses Urteil erst anders werden, wenn die Frauen, wie das Publikum überhaupt, in ihm den kollektiven Ringkampf der Völker erblicken. Praktisch aber wird es eher vorkommen, daß die Frauen irgend einen besonderen Krieg, und jeder Krieg ist ein besonderer Krieg, mit großer Gunst betrachten. Ich kenne z. B. holländische Damen, die dem Kriege so sehr abgeneigt sind, wie nur irgend möglich, als Frauen und als Bürgerinnen eines kleinen Staates, die dennoch jeder Kriegserklärung gegen England zur Zeit des Burenkrieges zugejauchzt hätten. Es wird eben kein Krieg mehr geführt werden ohne ein die Massen des Volkes hinreißendes Interesse, und gegen eine solche Zwangsvorstellung werden die Frauen am wenigsten standhalten. Eine durchschlagende Macht gegen den Krieg sehe ich also nicht in der Frauenbewegung.

Ich verhehle mir keineswegs, daß alle diese Tendenzen unter Umständen kräftige Stützen des so natürlichen Verlangens nach Frieden sein können. Ich werde mich sehr freuen, wenn sie ihre volle Kraft in dieser Richtung entfalten. Ohne sie hätten wir bald der Kriege zu viele. Sie bilden die Form, in welcher in unserer Zeit und Kultur das allgemeinmenschliche Verlangen nach den Segnungen des Friedens sich äußert und geltend macht.

Es gibt Neigungen in der normalen Menschenbrust, die zum Kriege drängen, andere, die einen Friedenseinfluß haben, die Resultante beider wird die Abwechslung von viel Frieden und wenig Krieg sein, die ich als den normalsten Zustand für uns betrachte.

Früher gab es andere Einflüsse, die den Krieg in Schranken hielten, wie z. B. die allgemeine Armut, aber es gab doch dann und wann Krieg. Manche modernen Ver-

hältnisse sind auch nur scheinbar und zum Teile dem Frieden günstig. Die Ausbreitung der Weltwirtschaft z. B. macht jetzt zu einer Kriegsveranlassung, was früher keinen berührt hätte. Die ganze Welt wurde jetzt zum Nachbar, und mit dem Nachbar zankt man sich am häufigsten. Zum Zankapfel wurde jetzt, was man früher kaum kannte, wie der Osten Asiens, das Innere Afrikas. Dem wunderbaren Gewirre der Weltgeschichte soll man doch nicht zu schnell eine bestimmte Tendenz in dieser oder jener Richtung zuschreiben![1])

So wie egoistische und altruistische Neigungen in ihrem Zusammenspiele die Kraft und die Gesundheit unserer Entwicklung verbürgen, so, als ein gerader Ausfluß hiervon, werden Frieden und Krieg abwechseln in unserem staatlichen Leben. Die Neigung zu beiden ist gleich festgewurzelt und wird durch die wechselnden Umstände gleichmäßig unterstützt.

Seit den letzten Kriegen hat sich jedenfalls nicht so viel geändert noch droht sich so viel zu ändern, daß hier die begehrte Umwälzung wahrscheinlich wurde.

Wir haben jetzt zwar die einzelnen Faktoren betrachtet, die in unserer Gesellschaft der Neigung zum Kriege entgegenwirken, es erübrigt aber noch der Einwirkung des Gesamttypus der modernen Gesellschaft und ihrer Erfordernisse auf die Möglichkeit des Krieges nachzuforschen. Wie gesagt, wollen wir dies zur Wahrung der größtmöglichen Objektivität an der Hand einiger Schriftsteller tun.

Der erste Soziologe, der tiefer eingehende Betrachtungen über den Einfluß des kriegerischen Lebens auf alle sozialen Verhältnisse veröffentlicht hat, ist wohl der Schotte Adam Ferguson gewesen, der 1767 seinen „Essay on the History of Civil Society“ veröffentlichte, in dem er ein-

[1]) Sehr richtige Bemerkungen hierüber von Prof. Sombart in: Männer der Wissenschaft über die Friedenskonferenz, 1899, S. 15.

gehend auf den großen Gegensatz zwischen „warlike“ und „commercial“ Völkern aufmerksam macht.[1]) Saint-Simon, das weite aber verworrene Genie, hat diesen fruchtbaren Gegensatz schon zu einem der Eckpfeiler seines soziologischen Systems gemacht,[2]) und Spencer hat diese Theorie weiter entwickelt.[3]) Er führt aus, wie im militärischen Gesellschaftssysteme der Zwang und das Interesse der Gesamtheit überwiegen und alles andere unterdrücken, im industriellen oder friedlichen umgekehrt die Freiheit herrscht und die Individuen ihren eigenen Interessen nachgehen dürfen. Der erste Typus beruht auf dem Gegensatze der Völker und fördert ihn, der zweite ist Produkt des Friedens und verlangt diesen zum Gedeihen. Breitet der Industrialismus sich aus, so werden die Grenzen zwischen den Staaten, welche den Verkehr hindern, niedergerissen, man verlangt nach einer Generalregierung![4]) Je mehr eine Gesellschaft nach der höchsten wirtschaftlichen Wirksamkeit strebt, um so mehr ist sie gezwungen zum industriellen Typus überzugehen, der sich veränderten Bedingungen ungleich besser und schneller anpaßt; allmählich schwinden jetzt die militärischen Gefühle und Neigungen, die gegenstandslos geworden sind, sogar der militärische Menschentypus tritt immer weniger hervor.[5]) Grausamkeit und Gewalttätigkeit sind bald nicht mehr bekannt, das

---

[1]) 2. Aufl. von 1768, p. 209, 224 ff., 288 ff.

[2]) P. Barth, Philosophie der Geschichte als Soziologie, 1897, Bd. 1 S. 20 Anm. 2.

[3]) In Spencers, Political Institutions, 1885, p. 568—642. Die weiteste Anwendung erhält die Lehre neuerdings bei C. Kindermann, Zwang und Freiheit, 1901.

[4]) Spencer l. c. p. 615. Eine bequeme Übersicht von Spencers Lehre findet man in Collins, Epitome of Synthetic Philosophy, 1901, und in L. von Wiese, Zur Grundlegung der Gesellschaftslehre, 1906.

[5]) Spencer, Principles of Sociology, Political Institutions, 1885, p. 628 seq.

Unabhängigkeitsgefühl und die Selbständigkeit der Individuen nehmen zu.

Hat Spencer recht? Stimmt seine Schilderung mit den realen Vorgängen überein? Bedingt der wirtschaftliche Fortschritt der Gesellschaft, der ebenso erwünscht wie wahrscheinlich ist, unter allen Umständen den industriellen Typus im Spencerschen Sinne? Und wird die Entwicklung der Kulturvölker sie unabwendbar in diese Richtung führen? Ich glaube, daß Spencer durch seinen einseitigen Individualismus und durch zu hohe Schätzung der ihm gerade vor Augen liegenden Entwicklungsphase der englischen Gesellschaft irregeführt wurde. Der Nationalstolz der Engländer mag ihm sogar die Feder geführt haben. Spencer hat in ganz unmethodischer Weise, wie er denn überhaupt in methodischer Hinsicht uns fortwährend enttäuscht, einen zu kleinen Teil der sozialen Wirklichkeit als Modell betrachtet und alles andere mit diesem gemessen, was höchst gefährlich ist, und er hat nur auf die eine Seite des menschlichen Lebens achtgegeben, die zu seiner Zeit in England so reiche Blüten entfaltete. Er war und blieb mit anderen Worten ein Kind seiner Zeit und seines Volkes.[1]) Seine ungenügende Methode hat ihn vor dieser Gefahr nicht schützen können. Das England, das er auf dem Wege nach dem reinen Industrialismus so schöne Fortschritte machen sah,[2]) dasselbe England hat seitdem, und nur wenige Jahre später, neue Ausbrüche des Jingoismus erlebt, hat sich zum „Empire“ ausdehnen und vom Auslande abschließen wollen!

Dennoch hat sich England wirtschaftlich unausgesetzt und in vorher nie geahnter Weise entwickelt. Die politische Entwicklung, wie die West-Europas überhaupt, nahm aber

---

[1]) Vgl. Bardoux, Essai d'une Psychologie de l'Angleterre Contemporaine, 1906, passim.

[2]) Spencer l. c. p. 639.

eine ganz andere Wendung, und zwar die entgegengesetzte Richtung. Der Individualismus nahm ab, die Staaten flossen weniger ineinander, der Freihandel wurde eingeschränkt, die soziale Politik breitete sich gewaltig aus und steht im Begriff, noch mehr zu umfassen und noch tiefer einzudringen, die wirtschaftliche Freiheit nahm entsprechend ab, das Gebiet des Zwanges wurde aufs neue ausgedehnt. Die Macht der Gemeinschaft nahm wiederum zu. Die nächste Zukunft wird noch keine Richtungsänderung auf diesem Gebiete erleben, die wahre Harmonie zwischen Kollektivismus und Individualismus wurde noch nicht erreicht, wahrscheinlich ist sie unauffindbar, die Entwicklung sucht immer das Gleichgewicht, findet es aber nie, weil die Bedingungen sich fortwährend ändern. Beide Tendenzen werden aber ewig bleiben, wie sie ewig waren, nie fehlte eine, nie wird die eine der anderen das ganze Feld überlassen. Die richtige Mitte muß immer gesucht werden.

Das ideal-industrielle Amerika hat sich als nur sehr bedingt friedliebend erwiesen, ungefähr so wie die anderen, solange es vorteilhaft war![1])

Das militaristische Deutschland hat sich aller Erwartung entgegen als einen sehr tüchtigen — seine Jugend in Betracht gezogen —, sogar als einen gefährlichen Nebenbuhler Englands auf dem ganzen Gebiete des Handels und der Industrie erwiesen. Das militaristische Japan entfaltet sofort nach dem Kriege eine ebenso fieberhafte als erfolgreiche Tätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete.

Also: die industriellen Völker nicht so friedliebend als sie sein sollten, die militaristischen Völker wirtschaftlich viel betriebsamer und glücklicher, als die Theorie ihnen

---

[1]) Auch in anderer Beziehung scheinen die V. S. nicht mehr so „industriell" und liberal im Spencerschen Sinne zu sein; vgl. E. Herr, Der Zusammenbruch der Wirtschaftsfreiheit und der Sieg des Staatssozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika, 1906.

gestattet! Mir scheint die Theorie nach allen Regeln der logischen Kunst ad absurdum geführt!

Spencer hat aber nicht nur die Entwicklungstendenz der europäischen Gesellschaft falsch beurteilt, er hat die Forderungen der Unbemittelten an die Staatsgewalt, welche deren Eingreifen verursachen, vollständig übersehen. Der Staat mußte eine viel wichtigere Aufgabe übernehmen, als Spencer ihm zudenkt. Mit der sozialen Politik nahm die Staatsmacht zu. Gerade die ausgedehnte Sympathie und die freie Vereinigung, die Spencer in der freien Gesellschaft so sehr lobte, führten zur Erhöhung der Staatsmacht.

Spencers Einseitigkeit hat ihn aber noch viel mehr übersehen lassen. Er beachtete die sehr realen Gegensätze der Völker und der Rassen nicht, er meinte, das wirtschaftliche Interesse allein könnte mit ihnen aufräumen, er überschätzte es wie seine ganze Zeit. Spencer, der die Anfänge der Kultur vielleicht etwas zu naturalistisch betrachtete, räumte der Fortdauer der alten automatischen Triebkräfte der Entwicklung entschieden zu wenig Raum ein. Er teilte den Bildungsrausch seiner Periode. Er sah nicht ein, daß es noch, so gut wie ehemals, der großen Bildner des Kampfes und der Auslese bedarf.

Die spätere Entwicklung so gut als die Theorie geben Spencer entschieden unrecht.

Brooks Adams sieht in der Geschichte den Kampf zweier Menschentypen: der eine soll emotionell, furchtsam, religiös und kriegerisch sein, der andere praktisch, nüchtern, berechnend und ökonomisch. Bei steigender Kultur macht der erste Typus dem zweiten Platz, wie der Verfasser für die alten und die neuen Kulturländer zu beweisen versucht. Seiner Meinung nach stirbt der Krieger jetzt aus, die Welt wird zwischen die Bankiers und die Arbeiter verteilt.[1])

[1]) Brooks Adams, La Loi de la Civilisation et de la Décadence, 1899, passim.

Der Beweis scheint mir aber nicht geliefert zu sein. Erstens kann ich die Richtigkeit dieser Zweiteilung und der aufgestellten, übrigens sehr nebelhaften Typen nicht anerkennen, und zweitens stimmt die ganze Theorie nicht zu den Tatsachen. Adams vergißt, wie so mancher, daß gerade in unserer Zeit zwischen ökonomisch sehr hochstehenden Völkern mehrere gewaltige Kriege tatsächlich geführt wurden. Ich erinnere bloß wieder an den amerikanischen Sezessionskrieg. Es scheint also der kriegerische Typus noch nicht ganz ausgestorben zu sein. Wenn er seine Typen charakterologisch etwas schärfer ausgeprägt hätte, würde er auch nicht so leicht einen Gegensatz zwischen beiden angenommen haben. Die Eigenschaften, die den unternehmungslustigen Kaufmann machen, werden dem Krieger nicht so fremd sein: eine gewisse Abenteuerlichkeit, Kühnheit, Selbstsucht, praktischen Verstand, Schlauheit müssen beide besitzen.

Adams irrt ganz auffallend, wenn er annimmt, der Streitinstinkt sei im modernen Leben überflüssig zur Erhaltung des Ichs.[1]) Er selbst schildert ja wiederholt die Intensität unseres wirtschaftlichen Kampfes: ist denn der freie Wettbewerb kein Streit und bedarf es nicht des Streitsinnes, um in ihm zu siegen? England sollte dem amerikanischen Professor nach seine kriegerischen Elemente längst verloren haben: wie wenig stimmt das aber zu der besten psychologischen Analyse des britischen Volkscharakters, die wir besitzen, ich meine zu der Boutmys.[2]) Diese rühmt im englischen Volke vor allen Dingen die Liebe zur Kraft, physischer wie psychischer, in allen Formen, so sehr, daß Carlyle dadurch veranlaßt wurde, in jedem Engländer einen Berserker zu erblicken.[3]) Bardoux spricht

[1]) Brooks Adams l. c. p. 416/17.
[2]) Boutmy, La Psychologie Politique du Peuple Anglais, 1902.
[3]) Carlyle, Past and Present, p. 141.

sogar von „le culte national de l'énergie".[1]) Der letztgenannte Schriftsteller schließt aus verschiedenen von ihm angeführten Tatsachen aus den letzten Jahren, daß es nicht angeht, die Britten nicht mehr kriegerisch zu nennen.[2]) Er leugnet entschieden ihre Ähnlichkeit mit den alten Karthagern. Das Bild, das er vom englischen Volke entwirft, ist zwar etwas zu schön gefärbt: gab es nicht sehr viele Fälle von überraschend leichter Übergabe englischer Soldaten an die Buren, war die fast komische Wut der Engländer gegen diese nicht auch eine Folge der Demütigung, die ihnen von dem kleinen Volke zu Teil wurde? Aber deutliche Zeichen der Erweichung dieses Volkscharakters vermag ich auch nicht aufzufinden.

Bardoux macht uns auf sehr charakteristische Züge aufmerksam, die ein Volk zum Kriege mit den Nachbarn prädestinieren und die zugleich beweisen, wie wenig der moderne Verkehr sogar in diesem ihm am meisten huldigenden Volke die angeborenen Züge verwischt hat. Er bemerkt, obwohl er diesem Volke sehr gut gesinnt ist, bei den Engländern ein deutliches Unvermögen, fremde Völker zu verstehen, und die starke Abneigung, sie ehrlich und gerecht zu behandeln.[3]) Er findet in der englischen Aristokratie, im städtischen Proletariat, in der englischen alttestamentlichen Religiosität einen ausgeprägt kriegerischen Geist.[4]) Die Zeit der religiösen Skrupeln und der idealistischen Träume ist vorbei,

[1]) Jacques Bardoux, Essai d'une Psychologie de l'Angleterre Contemporaine. Les Crises Belliqueuses, 1906, p. 9.

[2]) Bardoux l. c. p. 399 seq. und 12: „Peut-on dire d'un homme, sur lequel le plus noble sentiment de l'âme humaine, la pitié n'a par instants qu'une prise imparfaite, qui trouve dans les émotions du combat un stimulant pour sa sensibilité; peut-on dire d'un peuple qui, formé à l'école de l'énergie, fait de l'exercice de cette volonté une joie, un devoir et un culte, qu'ils ne sont pas belliqueux? Nous ne le croyons pas." Mit Recht!

[3]) Bardoux l. c. p. 16–23.

[4]) Bardoux l. c. p. 26 seq.

die Literatur atmet in einer kriegerischen Atmosphäre, man denke bloß an den „poet laureate“ Austin, an Swinburne und an Rudyard Kipling![1]) Spencer selbst spricht sogar von der „Re-Barbarisation“ von England![2]) Es gibt zwar im jetzigen England politische Strömungen, die auf eine gewisse Reaktion hinweisen, aber das ändert an der Tatsache nichts, daß das hochindustrielle Land sich der kriegerischen Gesinnung außerordentlich zugänglich gezeigt hat.

Die höchste wirtschaftliche Entwicklung und mächtige Kriegsgelüste sind also vereinbar. Was in England möglich, wird sich auch in anderen Kulturländern ereignen können. Die moderne Kultur hat den Krieg bis jetzt nicht unmöglich gemacht.

---

[1]) Bardoux l. c. p. 554.

[2]) Facts and Comments, 1902, p. 132, 133, 122 seq. z. B. spricht er von „this diffusion of military ideas, military sentiments, military organisation, military discipline“ als überall im englischen Leben zunehmend. Diesen Betrachtungen und den sie stützenden Tatsachen gegenüber — man denke an den Mafeking-Jubel, an die Unmöglichkeit, burenfreundliche Bücher in England seinerzeit verlegt und ausgestellt zu bekommen, an die Selbstvergötterung der Mehrheit auch der gebildeten Engländer — nehmen sich die übertriebenen Vorwürfe J. M. Robertsons gegen das seiner Ansicht nach vom Militarismus ganz verdorbene Deutschland etwas sonderbar aus, Patriotism and Empire, 1900, p. 111 seq.

12. Kapitel.

Die Friedenskongresse und die Schranken ihrer Wirksamkeit.

Wenn wir also schließen müssen, daß die Kriege nicht verschwinden, weil keiner mehr Krieg führen möchte, daß der schönste Traum der Friedensfreunde — vorläufig ein Traum bleibt, so müssen wir uns fragen, welchen Einfluß absichtliche Taten, zur Eindämmung der Kriege verrichtet, ausüben werden. Werden die Friedenskongresse, deren Reihe unter der Ägide des russischen Despoten eröffnet wurde, alle die Erwartungen, die sie erweckten, erfüllen? Wird vielleicht von dieser Seite der Fortexistenz des Völkerkampfes Gefahr drohen?

Drei Probleme müssen hier gesondert studiert werden: die Abrüstung, die Schiedsgerichte und die Reform des Kriegsrechtes. Das erste würde am tiefsten eingreifen, die weiteste Ablenkung vom bisherigen Wege darstellen, — fangen wir mit seinem Studium an.

Carnegie, der Stifter des überflüssigen Friedenspalastes im Haag, erwartet, daß die Kriege etwa in einem Jahrhundert aufgehört haben werden![1]) Wenn diese Worte des eminent praktischen Helden des gewaltlosen Kampfes in Erfüllung gehen sollen, dann werden wir baldigst mit den ersten Schritten zur Ausführung anfangen müssen! Diese werden wahrscheinlich in der Einschränkung der Rüstung bestehen müssen: die Staaten werden nicht länger fortfahren dürfen, ihre Heere und Flotten immer mehr zu

[1]) Carnegie, Voor de Arbitrage, 1906, p. 29.

verstärken und zu vergrößern, es wird diesem Treiben eine Schranke gezogen! Es wird uns aber erlaubt sein, nach dem Wie und nach den Folgen zu fragen.

Wie stellt man sich die Abrüstung eigentlich vor? Werden die Budgets und die Zahl der Soldaten für immer auf der jetzigen Höhe festgesetzt bleiben? Dann wird das jetzige Machtverhältnis auf ewig den Sieg entscheiden! Das wäre eine ungeheuere Ungerechtigkeit. Oder die Staaten werden künftig nur ihrem wachsenden Reichtume an Geld und Seelen gemäß ihr Heer und ihre Flotte ausbreiten dürfen? Die Ungerechtigkeit und die Willkür wären nicht geringer! Warum sollte der größere Patriotismus des einen Staates, sagen wir exempli causa einmal Frankreichs, seine geringere Bevölkerungszahl nicht durch größere Opfer kompensieren dürfen? Warum England sein schwaches Heer nicht durch eine teure Flotte wettmachen? Willkür auf allen Seiten!

Warum sollten eigentlich nur diese beiden Elemente der künftigen kriegerischen Macht durch Kongreßbeschlüsse fixiert werden? Es gibt noch so viele andere Faktoren, die über den Sieg entscheiden, es wäre offenbar zu ungerecht, nur diese beiden zu fesseln, und damit die Staaten, die hier stark, in anderem schwach sind, in eine ungünstige Lage zu versetzen! Es müssen also der intellektuelle Fortschritt, die Volkswohlfahrt, die innere Ausbildung der militärischen Angelegenheiten, die Gesundheit der Rasse, die Volksmoralität, und weiter alle anderen möglichen Faktoren des Sieges festgelegt werden, auf immer, und vor allem stetig kontrolliert werden. Wenn ein Volk sich unterfängt, tapferer und disziplinierter zu werden, so wird es von allen anderen nach gehöriger Ermahnung mit Gewalt in den alten Zustand zurückversetzt werden! Wäre es nicht am besten, die gegenseitige Tapferkeit jährlich im Kriege zu erproben?

Spott ist hier die einzig angemessene Form der Kritik!

Man könnte vielleicht darauf verfallen, um wenigstens der zunehmenden Kriegsrüstung eine Schranke zu errichten, ein gewisses pflichtmäßiges Verhältnis zwischen dem Volksreichtume und der Heeresgröße festzustellen. Es bleibt aber die unduldbare Ungerechtigkeit, daß die anderen Machtfaktoren nicht in derselben Weise fixiert werden können.[1])

An die Schwierigkeiten der Kontrolle, an die Gewißheit der Umgehung aller Vorschriften hat man gewiß nicht gedacht! Sobald die Gefahr des Angriffs droht, wird ein Volk gezwungen sein, zu diesen Mitteln zu greifen, besonders wenn der Gegner durch den Zufall der Vorschriften eine günstigere Stelle einnimmt.

Denken wir uns die Sache, ungeachtet aller prinzipiell unübersteiglichen Schwierigkeiten, so gut wie nur möglich durchgeführt, beachten wir augenblicklich die schreienden Ungerechtigkeiten einmal nicht, so wird die absolut unausbleibliche Folge die sein, daß der Krieg wieder zur improvisierten statt zur vorbereiteten Affäre wird. Ob die Völker, die Kultur, die Humanität dabei gewinnen werden? Die Antwort scheint mir sehr fraglich. Oder werden schließlich nicht andere, mehr verborgene Vorbereitungen getroffen werden?

Die absolute Abschaffung des Krieges und damit die Aufhebung aller Heere und Flotten scheint mir fast rationeller und eher durchführbar als dieser Mischmasch von Willkür, Ungerechtigkeit und Zufall, dessen glückliche Wirkung doch eine reine Glaubenssache ist! Die absolute Abschaffung des Krieges „sans phrase" würde aber nie mehr als eine bloße Phrase sein können, ein frommer Wunsch![2])

---

[1]) Lagorgette l. c. p. 666 hat offenbar absolut keine Ahnung von diesen Schwierigkeiten! Die Naivität dieser „Staatsmänner", und das sollten sie doch sein, grenzt ans Unglaubliche.

[2]) Lagorgette l. c. p. 665 sagt ganz richtig: „le désarmement moral doit précéder le désarmement matériel. Ce dernier ne saurait donc être immédiat." Wozu dann die Abrüstungsvorschläge?

Ich frage mich, welchen Zweck einige Regierungen mit dem anscheinenden Eingehen auf den Wunsch nach Abrüstung verfolgen können? Für wen wird die Komödie eigentlich aufgeführt? Wollen sie weiter nichts, als einige unruhige Illusionisten zufriedenstellen, mit einer bewußten Lüge? So ist das ihrer wenig würdig und nicht zweckmäßig, da der Betrug nur so kurz dauern kann. Wollen sie in dieser Weise ihre Unschuld an künftigen Kriegsplänen beteuern, so sollten sie doch ein anderes Mittel wählen, es gibt deren ja so viele! Bleibt das gebildete Publikum denn auf immer ein großes Kind, daß es solchen seichten Betrug akzeptiert und eigentlich begehrt? Wird es denn nie die Wahrheit vertragen können?

Die zweite Aufgabe der Friedenskongresse soll die Förderung der Schiedsgerichte sein. Wir wollen einmal festzustellen versuchen, welche Bedeutung diese völkerrechtlichen Schiedsgerichte überhaupt erlangen können.

Ihre begeisterten Freunde erwarten, daß sie künftig und zwar recht bald alle Zwistigkeiten zwischen Staaten auf jedem Gebiet erledigen und in dieser Weise alle Veranlassungen zu Kriegen aufheben werden. Zwar werden augenblicklich noch sehr viele Fälle von der schiedsgerichtlichen Entscheidung ausgeschlossen, auch durch die Staaten, welche übrigens sich zur gegenseitigen Arbitrage entschlossen haben, z. B. alle Ehrensachen, und was ließe sich nicht hierauf reduzieren? Die Hoffnung ist aber einst alles, was einen Krieg entfachen könnte, dem internationalen Gerichte zu unterbreiten. Dieses Gericht soll in jeder Beziehung zum höchsten und ohne höhere Instanz, sogar zum letzten Arbiter der Völkergeschicke werden.[1])

[1]) Ich berufe mich wieder auf die zitierte Schrift Carnegies, die wahrscheinlich als vorzüglich typisch für die hier beurteilten Illusionen gelten darf, die gewiß von zahllosen und sehr hochstehenden Leuten geteilt werden. Der Krieg, meint er, sei jetzt ohne jede

Fried erwartet vom zweiten Haager Friedenskongreß einen tüchtigen Schritt in der Richtung der obligatorischen Vermittlung, sowie der obligatorischen Schiedsverträge.[1]) Ernste Juristen wie O. Nippold hegen dieselbe Erwartung.[2])

Die Herren haben von der ganzen Sache eine durchaus falsche Vorstellung. Carnegie z. B. spricht nur von Zwisten und Streitigkeiten zwischen den Staaten und meint, daß eine Beleidigung nie durch Kampf, sondern nur durch Richterspruch gesühnt werden kann und darf![3]) Er sieht in einem Staate weiter nichts als eine Ansammlung von Individuen,[4]) die Form, zu der sein Plan die Staaten auch reduzieren würde, die aber vorläufig nicht die wirkliche ist, im Zeitalter des übertriebenen Individualismus jedoch das Ideal von Zahllosen. Jedenfalls übersieht diese Auffassung, daß die Kriege nur ausnahmsweise, jetzt wohl eigentlich nie, durch solche Zwiste ohne weiteres veranlaßt werden, wie sie unter Privaten durch den Richter beglichen oder entschieden werden können. Eben deshalb gibt es aber auch kein Recht, nach dem diese Probleme gelöst werden könnten, und ist dieser Mangel keine einstweilige Lücke, die künftige Kongresse ausfüllen könnten, sondern eine essentielle und hochwichtige Erscheinung. Gäbe es hier ein Gesetzbuch, so sollte es verbrannt werden.

Entschuldigung, da es ja ein Gericht für solche Sachen gebe (p. 35); der Zwist (!) zwischen Rußland und Japan hätte durch das Schiedsgericht im Haag beigelegt werden können p. 41 und passim.

[1]) Friedenswarte, April 1906.

[2]) Otfried Nippold, Die Fortbildung des Verfahrens in völkerrechtlichen Streitigkeiten, 1907, S. 448ff.

[3]) Carnegie l. c. p. 39.

[4]) Carnegie l. c. p. 40: die Völker sind weiter nichts als Sammlungen von Individuen, eine Meinung, gegen welche Gierke mit Recht Einspruch erhebt, Das Wesen der menschlichen Verbände, 1902, S. 22.

Der Krieg ist kein Ersatz für den Richter und soll es nie sein! Er entscheidet keine Rechtsfragen, sondern Probleme der tatsächlichen Macht, der Völkerkraft und Rassenvitalität.

Das Recht bezieht sich immer auf Erworbenes, auf die Vergangenheit, der Krieg bestimmt die Zukunft, den neuen Erwerb, die Ausdehnungsmöglichkeit. Was soll hier der Richter? Sollte er vielleicht erkennen: Völker Asiens, richtet euren Blick künftig nicht allein auf Europa, sondern auf die beste Kraft unter euch selbst, die durch Taten bewiesen hat, Europa in mancher Beziehung ebenbürtig zu sein. Völker Asiens, erhebt euch, ringt euch durch gewaltige Anstrengungen zur Befreiung Europas durch! Meint man, daß ein europäisches Schiedsgericht je so erkannt haben würde und damit einen gleichen Erfolg wie der russisch-japanische Krieg hätte erzielen können? Diese Meinung, wenn einer sie je hegen könnte, richtet sich selbst.[1])

Ist der Gedanke nicht abscheulich, daß ein Juristenkollegium, unter vielen Einflüssen gewählt, dessen Mehrheit doch keine göttliche Objektivität besitzen kann, über die Zukunft von hunderten, ja tausenden von Millionen Menschen aburteilen wird, entweder nach irgend einem Gesetzbuche oder nach irgend einer von ihm vorgenommenen Schätzung der gegenseitigen Volkskräfte und der Bedürfnisse der Menschheit![2]) Welchen Maßstab werden sie

[1]) Sehr richtig sind die Bemerkungen H. Delbrücks: „es bleibt dabei, daß es Fragen gibt, die kein Volk irgend einem Schiedsrichter je unterwirft", nicht durch das Recht bestehe die Zusammenstellung der jetzigen Staaten, wurden Afrika und Asien aufgeteilt. „Soll es alles so bleiben, wie es zufällig gerade in diesem Augenblicke ist, daß die Engländer, Russen und Franzosen große Reiche, Deutschland bloß eine kleine Anwartschaft besitzt?", Preuß. Jahrb. 1899, S. 515.

[2]) Ausgezeichnet sagt Prof. F. Störk: „das schöne Wort ‚die Weltgeschichte ist das Weltgericht' würde in die öde Formel um-

hier anlegen? Wer wird je Zutrauen zu ihrem Ausspruche haben können? Wie denkt man sich doch die Ausführung und deren Kontrollierung?

Wie wird, wo es um solche gewaltigen Interessen geht, der Einfluß der Vorurteile, der Korruption sich geltend machen! Ein Mensch, der die Vermessenheit haben könnte, in diesem Gerichte Platz zu nehmen, sollte sofort als unzurechnungsfähig abgeführt werden.

Ist dieser Gedanke nicht der verrückteste, der je ausgeheckt wurde: die Zukunft der Rassen und Völker, der ganzen Menschheit durch Richterspruch nach Schätzung und Gesetzesparagraphen gelenkt! Wie wenig zeugt diese entsetzliche Illusion von Ehrfurcht vor den höchsten Interessen der Menschheit, vor der Zukunft der Völker!

Die ganze Ausdehnung des Schiedsgerichtsgedankens von juristischen Bagatellfragen auf die großen Tatsachenprobleme, welche die Völker trennen,[1]) ist nur möglich, wo alles Denken durch Mitleid und Furcht vor den Leiden des Krieges paralysiert wurde! Sie vergißt vollständig, daß sie selbst, sogar abgesehen von allen schlechten Folgen der Abschaffung der Kriege, durch ihre eigenen notwendigen Folgen und Konsequenzen unendlich viel mehr Leid und Verderben verursachen würde. Nur der blindeste Vernunftwahn kann dies leugnen. Es geht uns Menschen einfach alles ab, was die Aussprüche des Schiedsgerichts über die Völkergeschicke zu etwas anderem als einer ungeheueren Gefahr gestalten könnte.

Sind denn die Erfolge unserer Gesetze derart, daß

gedreht werden: das Weltgericht setzt fortan Weltgeschichte!" in „Männer der Wissenschaft über die Friedenskonferenz", 1899, S. 20; auch Prof. v. Bar ibidem S. 3 erachtet die Schiedsgerichte nur für Streitigkeiten von minderer Bedeutung für ein geeignetes Mittel.

[1]) Nippold l. c. S. 601 denkt sich die internationalen Interessen ganz gemütlich solidär! Wo denkt er nur hin?

wir ermutigt sein dürften, auf endlos erweitertem Gebiete ebenfalls maßregelnd einzuschreiten?

Geht unsere Geschichtsphilosophie schon auf so sicheren Wegen, daß wir versucht sein könnten, der künftigen praktisch vorzugreifen, die Geschichte der Zukunft im voraus zu gestalten?

Kurzsichtiges Mitleid zieht hier einmal wieder die Interessen der Hunderttausende denen der Hunderte von Millionen vor. Im Namen der Menschlichkeit wird die Menschheit verhöhnt und geschädigt!

Das Schiedsgericht, wie wir es jetzt besitzen, könnte vielleicht noch etwas ausgedehnt und verallgemeinert werden: es betrifft ja nur Fälle, die sozusagen die privatrechtliche Seite der Staaten betreffen, um welche nie ein Krieg stattfinden dürfte. Es ist möglich, daß es hier besser wirken wird als die alte Diplomatie, obwohl die Art seiner Wirksamkeit tatsächlich dieselbe bleiben muß.[1]) Diplomatie und Schiedsgericht können den Ausbruch des Krieges bis auf gelegenere Zeit hinausschieben, ihn ersetzen können sie nie und nimmer, weil sie seine Funktion, die des Ringkampfs, der Kräftemessung, nie übernehmen können.

Ich glaube nicht einmal, daß die Arbitrage die Zahl der Kriege wesentlich vermindern wird, durch den friedlichen Austrag der Zwiste als möglicher Veranlassungen zu Kriegen. Wer den Krieg nicht wünscht, aus welchen Gründen es sein mag, der bricht ihn auch jetzt nicht vom Zaune, der läßt gar furchtbar viel über sich ergehen ohne beleidigt zu werden, weil er eben weiß, daß der wahrscheinliche Ausgang des Krieges ihm auch keine Ehre

[1]) Prof. F. Störk äußert sich in derselben Weise, er hält die Wirksamkeit der Schiedsgerichte nur auf einem eng beschränkten Gebiete des Völkerverkehrs für möglich und ihre Tätigkeit der Diplomatie gegenüber für minderwertig, gefährlicher für den Völkerfrieden. Männer der Wissenschaft über die Friedens-Konferenz, 1899, S. 19.

eintragen wird. Ich fürchte fast, die Arbitrage wird nie andere als Scheinerfolge einheimsen, solche aber um so mehr. Dem Publikum wird ja damit geschmeichelt und die Sache bleibt dieselbe!

Ich möchte wissen, wie man sich die Praxis eigentlich denkt! Zwischen zwei Ländern findet sich ein großes wenig bevölkertes Gebiet, kaum staatlich organisiert; beide Nachbarvölker wünschen dieses Gebiet in ihr Machtbereich zu ziehen, sich darüber auszudehnen: wie wird das Schiedsgericht entscheiden? Es kann alles der Privatinitiative überlassen, die Anarchie dauernd machen und verschärfen, es kann auch eine Zweiteilung vornehmen entweder zu gleichen Teilen oder im Verhältnis zu irgend einem willkürlich bestimmten Maßstabe der beiderseitigen Volkskräfte. Noch eine Möglichkeit wäre alles im status quo zu belassen. Eine ewige Erstarrung, nur durch die Bestrebungen der einzelnen unterbrochen. Die großen Kollektivitäten wider alle Vernunft zur Ohnmacht verdammt! Warum doch nur? Ein erbitterter, immer schärferer Konkurrenzkampf der einzelnen, aber die Staaten in gelogener Solidarität gefesselt!

Da ist der häßliche, dumme Traum der Kommunisten: die ganze Menschheit, 1 600 000 000 Seelen, in einem Brüderbunde organisiert, wenigstens konsequenter!

Denken wir uns einmal den Zustand, wo die Kriege zwischen Kulturvölkern ganz abgeschafft und durch allgemeine Arbitrage ersetzt sein werden. Was wird die unausbleibliche Folge sein? Der Staat wird für die internationalen Verhältnisse ganz ausscheiden, alles wird nach privatrechtlichen Gesichtspunkten geordnet, der staatliche Gesichtspunkt absolut verlassen werden. Die Staatsgebiete werden nicht mehr gegeneinander abgegrenzt werden, sondern die absolute Amalgamierung aller Völker

wird erst virtuell, bald tatsächlich eintreten.[1]) Denn, was jetzt die Völker zusammenhält, die Anlehnung an die Macht des eigenen Staatsverbandes, hört dann zu wirken auf. Wozu der Staat, der ja nichts tun darf? Die Menschheit wird dann aber nicht, wie wir oben ausgeführt haben, zu einem großen alle umfassenden Staate werden, sondern zu einer chaotischen Masse, deren Einheit nie wirksam sein kann, eine Einbildung bleiben wird, bis endlich sich neue Einheiten zusammenballen, Kraft schöpfend aus ihrer Beschränkung, diese aufeinander prallen, und die Sache von vorne anfängt.

Ein kolossaler Rückgang aller Kultur wird der einzige Gewinn sein.

Die dritte Aufgabe der Friedenskongresse wäre die Ausbildung und Verbesserung des Kriegsrechtes und der Kriegsmoral. Nur ein paar Worte über diesen Gegenstand, der nicht zu unserem eigentlichen Thema gehört.

Seit dem letzten großen europäischen Kriege haben sich hier bedeutende Änderungen vollzogen oder stehen im Begriffe sich zu vollziehen. Es versteht sich, daß die menschenfreundliche Gesinnung, die unsere Zeit kennzeichnet, gerade auf diesem Gebiete ihre Forderungen stellt. Zwar sind die positiven Ergebnisse der Brüsseler Konferenz gerade keine glänzenden gewesen und hat die Haager Konferenz wohl auch mehr Enttäuschung als Befriedigung gebracht.[2]) Um so mehr bleibt der nächsten Zukunft vorbehalten.

Das positive, also das durch internationale Verträge

[1]) Der Idealzustand nach dem Geschmacke Novicows l. c. p. 478 und sonst Finots, Le Prejugé des Races, 1905, passim, s. meine Abhandlung, De Rassenkwestie, in De Gids 1907.

[2]) Der neueste Bearbeiter des Kriegsrechts Albert Zorn, Das Kriegsrecht zu Lande, 1906, S. 9 und 10 nennt das Gesamtergebnis „keineswegs so gänzlich bedeutungslos“ wie die enttäuschte öffentliche Meinung.

festgelegte Kriegsrecht wird sich immer zwischen zwei Extremen bewegen. Den einen Pol bildet die Notwendigkeit des Krieges, die sich natürlich im Prinzip gerne alles erlaubte, den anderen alle Linderung des ungeheueren Schmerzes, die menschliches Mitleid anbringen möchte. Es gilt die richtige Mitte zwischen diesen beiden Extremen aufzufinden. Einerseits muß der Kriegszweck erreicht werden, es ist nun einmal Krieg, und der besteht in der Niederwerfung, der militärischen Vernichtung des Feindes. Andererseits sind auch die Kriegführenden Menschen, und zwar Menschen eines bestimmten Kulturkreises und eines bestimmten Zeitalters, von Gefühlen beseelt, die sich auch im Kriege nicht verleugnen lassen und die einiges erlauben, manches aber auch absolut untunbar machen, wenn auch die Erreichung des Kriegszwecks dadurch beeinträchtigt wurde. Der Kriegszweck bildet nie eine absolute Entschuldigung, obwohl er ebensowenig je aus den Augen verloren werden darf.

Eine mit dem Wesen des Krieges unvereinbare Humanität wäre in keiner Beziehung zweckdienlich, weil ihre Anwendung die möglichst schnelle und kräftige Führung des Krieges beeinträchtigen und damit den Krieg in die Länge ziehen würde, was den Interessen der Humanität nie entsprechen könnte. Dem Zwecke des Kampfes, der Niederzwingung des Gegners, soll mit voller Kraft nachgestrebt werden, nur ist es eben unvermeidlich, daß er durch Menschen erstrebt wird, deren Gefühle hier wie überall schließlich maßgebend sind. Das Kriegsrecht darf nie mehr sein, aber auch nie weniger als die Umschreibung der im Gefühl real gegebenen Schranken. Das Recht als solches wird hier keine andere Rolle als seine gewöhnliche spielen können, die Ausnahmen innerhalb der Regel zu halten, die Auswüchse abzuschneiden. Es hilft nicht und kann nie helfen, ein höheres Niveau zu erreichen. Dieses ist ja das Ergebnis ganz anderer Mächte, die das mensch-

liche Gefühlsleben gestalten; das Recht aber formuliert und reguliert allein. Die einzige reale Verbesserung des Kriegsrechts wie der Kriegssitten, wird also der Ausdruck einer wirklich eingetretenen Erhebung unseres Gefühls sein, die uns wie schon oft zur Unmöglichkeit machen wird, was jetzt noch ganz gewöhnlich ist. Das Recht wird dann den richtigen Ausdruck hierfür suchen und etwaige Abweichungen vom erreichten Gefühlsniveau verhindern.

Die höheren und die niederen Führer des Heeres sowie die Mannschaften, alle werden dem im Volke lebenden Gefühle schon ganz spontan Rechnung tragen, weil sie ja zu ihm gehören, dieses Gefühl ihnen also keineswegs fremd ist. Die öffentliche Meinung der ganzen gebildeten Welt wird einen immer wachsenden Einfluß üben. Das tatsächliche Betragen im Kriege kann nie anders als die Resultante aller dieser sehr realen Mächte sein, das Kriegsrecht wird sie registrieren.

13. Kapitel.

Endurteil.

Wir sind jetzt zum Abschlusse unserer Betrachtungen über die Philosophie des Krieges gekommen, wir glauben uns jetzt besser als vorher zu einem Endurteile befähigt.

Bevor wir ein solches versuchen, wollen wir uns noch einmal von dem Wesen unserer Gegnerschaft Rechenschaft geben. Solange wir das nicht klar ergründet haben, kann es einen gewissen Einfluß auf unser Urteil üben, wir können sogar unter den Eindruck kommen, es wäre doch möglich, daß sie Recht hätten, daß wir nur aus Tradition eine bereits innerlich überwundene Meinung verkündigten. Kann dem so sein? Welche Tendenzen beseelen unsere Gegner? Ich glaube in der Hauptsache zwei verschiedene. Einerseits gewiß Mitleid, aber andererseits ebenso gewiß mangelndes Verständnis für das Wesen des Staates.

Es ist klar, daß man nicht die Konkurrenz verteidigen und dennoch den Krieg aus Mitleid bekämpfen kann, ohne sich einer groben Inkonsequenz schuldig zu machen. Kommunismus hier und Menschheitsorganisation dort gehören zusammen, das eine ist nicht unmöglicher und gefährlicher als das andere. Mitleid allein kann nie zur Kriegsgegnerschaft führen sowie es nie den Kommunismus begründen kann. Nur ganz kurzsichtiges, kenntnisloses, vorurteilsvolles Mitleid kann dies wähnen. Wer da meint das Leid schon dadurch vermindern zu können, daß man eine bestimmte Leidensquelle verstopft, der kann den Krieg allein

aus Mitleid verurteilen. Wer dagegen weiß, daß man auf diesem Wege gar leicht viel schwererem Leide die Türe öffnen könnte, der wird sich durch sein Mitleid nur das allgemeine Ziel setzen lassen, von der Erfahrung und dem Nachdenken die Anweisung der Wege dahin erwarten. Ich hoffe gezeigt zu haben, daß diese die Erhaltung des Krieges als eines unentbehrlichen Mittels mit vielen anderen zur Hebung des menschlichen Glücks erwünscht machen.[1])

Wahrlich, Mitleid allein braucht den Krieg nicht zu verwerfen, wenn es nur tief und weit ist. Warum sollte es nicht der menschlichen Natur Rechnung tragen, wie diese nun einmal ist und der es doch Linderung schaffen will, und keiner vermeintlichen Menschennatur, die seiner Hilfe nicht braucht. Die Engel brauchen den Krieg zu ihrem Fortschritte nicht, leider brauchen sie unser Mitleid auch nicht, die Menschen, die es entschieden verdienen, können des Krieges nicht entbehren.

Wenn nur gezeigt werden kann, daß der Völkerkampf mehr Glück als Unglück bringt, sei es auch auf indirekten und etwas weiten Wegen, so hat sich das einsichtige, das ungefährliche Mitleid zu Gunsten des Krieges zu entscheiden.

Absolutes Mitleid, das jedes Leid aufheben möchte, ist ein Widerspruch, ist weit schlimmer als die ärgste Grausamkeit. Das höchste, dem Menschen zuträgliche Mitleid muß sich für den Krieg aussprechen.

Ich möchte nicht gerne die Meinung erwecken, als ob ich das jetzt erreichte Mitleidsniveau in der Kulturwelt schon für das höchst erreichbare oder gar das wünschenswerte Maß hielte. Das Gegenteil ist der Fall.

Wenn ich mir das gewöhnliche Betragen der großen Mehrheit sogar der gebildeten Menschen vor Augen halte,

[1]) Novicow l. c. p. 442ff. meint, der Krieg sei noch besser als gar kein Kampf, er wünscht sogar immer mehr Kämpfe, nur sollen sie rein intellektuell und ökonomisch sein! Fallen denn keine Opfer dabei? tut dieser Kampf denn nicht weh?

da fällt es mir gar nicht ein, hier die höchste erreichbare Stufe zu erblicken. Im Gegenteil. Wer sich die Unterdrückung des Taipingaufstandes mit Hilfe der Europäer vergegenwärtigt, oder die Äußerungen des englischen Jingoismus, oder die ungezählten innerhalb der eigenen Völker verübten Hartherzigkeiten, der weiß nur zu wohl, daß hier das Optimum noch keineswegs erreicht ist. Ich glaube gar nicht an die Herrlichkeit unseres Mitleids. Die sich hier so empfindlich äußern, sind manchmal ganz anderer Stimmung, wenn das eigene Interesse handgreiflich an sie herantritt.[1])

Nicht ein Zuviel an Mitleid, sondern ein Zuwenig an Einsicht und vor allem an Staatsgefühl führt zur Verurteilung des Krieges. Es ist dasselbe oberflächliche Köchinnenmitleid, das so viele der gebildeten Stände in die Arme des Sozialismus treibt. Die reine Affenliebe: man kann keinen Schmerz sehen, wohl aber die nachweisliche Sicherheit vermehrten Schmerzes übernehmen! Mehr noch als dieses ist für die vorliegende Erscheinung das mangelnde Staatsgefühl entscheidend. Ich neige dazu hierfür einerseits den übertriebenen Individualismus unserer Kulturvölker, andererseits die bald sehr berechtigte, bald ganz verständnislose Kritik der Leistungen der Staaten verantwortlich zu machen. Männer wie Novicow und Robertson zeigen nur zu deutlich, daß sie gar keine Ahnung

[1]) Wie ruhig erträgt man fremdes Leid, wie sehr bedingt und durch die Fantasie beschränkt ist unser Mitleid! Am Abende, da jeder wußte, daß noch zwei Frauen auf dem Wrack der „Berlin" zurückgeblieben waren (Febr. 1907), allein, nach zwei Tagen von Elend, mit stetig schwindender Hoffnung, — da waren die Theater im Haag, so nah bei dem Orte des Unglücks gut besetzt, auch durch sehr empfindliche Seelen! So ist die Wirklichkeit. Nein, vor Mitleid können sie noch auf lange hinaus Krieg führen. Man denke in solche Gemüter nur ein bischen politische Aufregung, die so leicht gemacht wird, und die Kriegsstimmung ist da!

vom Wesen und Werte des Staates besitzen. Die metaphysisch-mystische Hypostasierung des Staates, wie sie in Deutschland seit Hegel üblich wurde und noch keineswegs verschwand (wie der Neudruck von Lassons Werk über den Krieg, sonst sehr verdienstvoll, beweist) macht die unberechtigte Aburteilung auf der anderen Seite begreiflich. Beide Auffassungen verließen den Boden der Erfahrung und der Menschenkenntnis. Beide deklamierten. Sowie die mystische Verhimmelung der Moral diese den nüchternen Leuten verhaßt machte, und mit Recht, so verschafft der metaphysische Unsinn über den Staat diesem nur Feinde unter den denkenden, kritischen Geistern, die in seinem täglichen Gebahren gar wenig vom hehren Ideale entdecken.

Der Staat ist nichts ideales, sondern etwas sehr reales, das nicht weggedacht werden kann, nie schwinden wird, und so ungefähr unseren eigenen Charakter wiederspiegeln wird. Er wird unserer Mehrheit, unserer Seelenkräftemehrheit verzweifelt ähnlich sehen. Als Organisation des Volkes, und zwar als höchste und weiteste, bildet der Staat ein unentbehrliches, unersetzliches und sehr starkes Mittel zu vielen Zwecken. Als lebendige Einheit des Volkes, als Verkörperung unserer Kultur verdient der Staat unsere Liebe und unsere Hingebung. Auf die Dauer und allgemein können diese Wahrheiten nicht verkannt werden. Das wäre ja die allerschlimmste Volkskrankheit, die es gäbe! Leider bilden die Überzeugungsjingos wie Robertson und Novicow keine ganz vereinzelten Fälle. Hoffen wir, daß die Staaten, indem sie gerechter und demokratischer werden, ihre Feinde von heute in warme Freunde verwandeln werden.

Sobald der Staat als realer Organismus ohne jede Mystik erkannt wird, sobald die heutigen Feinde des Krieges aus Mitleid mit den Opfern einsehen, daß er mehr Glück als Unglück schafft, wird die Kriegsfeindschaft auf-

hören. Nicht eher. Soweit die Aufklärung hier Wandel schaffen kann, hoffe ich meinen bescheidenen Teil zu dieser Stimmungsänderung beigetragen zu haben.

Vielleicht könnte ich noch auf ein paar andere Momente zur Erklärung der heutigen Kriegsfeindschaft hinweisen: die Verkennung der Tragik des Lebens, und den optimistischen Wahn, die Menschenwelt durch unsere berechneten Eingriffe gestalten zu können. Was das erste anbetrifft, verkennt man die Wahrheit, die doch einem jeden geläufig sein könnte, daß alles Gute hier mit schweren Opfern erkauft werden muß, daß nun einmal nur der Kontrast des Schmerzes den Genuß wirksam erhöht, daß ein jedes Leben unendlich viel des Traurigen enthält . . . Begreiflicherweise hängt mit dieser Verkennung der Tragik unseres Lebens der genannte optimistische Wahn zusammen, die Menschenwelt frei nach unseren Schemen gestalten zu können, der utopistische Zug, der unserer Zeit aufs neue eigen ist. Bis jetzt gelang nie ein einziger weiter ausholender Versuch, die Gesellschaft nach irgend einem Ideale umzugestalten. Man weiß das bereits lange. Jetzt vergessen es manche schon wieder. So geht es immer. Erfahrung wirkt nur so kurz nach. Bis jetzt interessierte diese Wahrheit nur für das Einzelleben. Da wir im Begriffe stehen, das Leben der Massen und der Staaten frei schöpferisch zu modeln, bedauern wir ihre Gültigkeit mit noch mehr Recht.

Nein, es wird noch sehr lange erhabene Mächte über uns geben, die wir vielleicht erkennen, aber nicht durch unsere bewußten Eingriffe ersetzen können.

Buchdruckerei Robert Noske, Borna-Leipzig.

Literaturverzeichnis.

Adair, Geschichte der amerikanischen Indianer. 1782.

Adickes, E., Kant contra Haeckel. 1906.

Almanach de Gotha.

American Journal of Sociology. 1901.

Ammon, O., Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft. 1906.

Ammon, O., Die natürliche Auslese beim Menschen. 1893.

Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung. 1903.

Ashley, W. J., Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert. 1906.

Atkinson, The industrial Progress of the Nation. 1890.

Aubertin, C., Les Allemands en Bourgogne. Revue des deux Mondes 1871.

Aubry, P., La Contagion du Meurtre. 1888.

Bagehot, Ursprung der Nationen. 1883.

Bar, von, in, „Männer der Wissenschaft über die Friedenskonferenz". 1899.

Barine, Louis XIV et la Grande Demoiselle. 1905.

Bardoux, Essai d'une Psychologie de l'Angleterre contemporaine. 1906.

Barth, P., Philosophie der Geschichte als Soziologie I, 1897.

Bartlett, Personal Narrative of Explorations . . . in Texas etc. 1854.

Barzini, Mukden. 1906.

Beloch, J., Griechische Geschichte. 1893.

Beloch, J., Die Bevölkerung im Altertum. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1899.

Beloch, J., Die Bevölkerung im Mittelalter. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1900.

Benzoni, G., History of the New World; ed. by Smyth. Hakluyt Society 1857.

Berndt, O., Die Zahl im Kriege. 1897.
Bernstein, Die Voraussetzungen des Sozialismus. 1899.
Bloch, von, Der Krieg. 1899.
Bloch, Iwan, Das Sexualleben unserer Zeit. 1907.
Bluntschli, von, Des moderne Völkerrecht in dem französisch-deutschen Kriege von 1870.
Bonger. W. A., Criminalité et Conditions économiques. 1905.
Bonney, Customs of the Aborigines of the River Darling N. S. Wales. Journ. of the Anthrop. Institute. vol. 13.
Bournet, De la Criminalité en France et en Italie. 1884.
Boutmy, Le Développement de la Constitution et de la Société politique en Angleterre. 1903.
Boutmy, Essai d'une Psychologie politique du Peuple anglais au 19. siècle. 1902.
Boutmy, Éléments d'une Psychologie politique du peuple américain.
Brachelli in, „Statistische Skizze des Deutschen Reichs".
Brenet, A., La France et l'Allemagne devant le droit international etc. 1902.
Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit. 1901.
Breysig, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. 1905.
Brooke, Lord, An Eyewitness in Mandchuria. 1906.
Brooks Adams, La Loi de la Civilisation et de la Décadence. 1899.
Brough Smyth, The Aborigines of Victoria. 1878.
Brüggen, von den, Wie Rußland europäisch wurde. 1885.
Brüggen, von den, Das heutige Rußland. 1902.
Brüggen, von den, Polens Auflösung. 1878.
Brühl, Die Kulturvölker Alt-Amerikas. 1875—1887.
Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft.
Burckhardt, Kultur der Renaissance.
Buschan, im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. Bd. 1.
Caesar, Commentarii de Bello Gallico.
Carlyle, Past and Present.
Carnegie, A., Voor de Arbitrage. Holländische Übers. 1906.
Charlevoix, Histoire de la Nouvelle France. 1744.
Clausewitz, von, Vom Kriege.
Collins, An Account of the English Colony in New South Wales 1798.
Collins, Epitome of Synthetic Philosophy. 1901.
Coste, A, L'Expérience des Peuples. 1900.
Cunningham, Western Civilisation in its economic Aspects. 1900.
Dawson, Australian Aborigines. 1881.
Decken, von der, Reisen in Ost-Afrika. 1871.

Delbrück, H., Geschichte der Kriegskunst. 1901.
Delbrück, H., Zukunftskrieg und Zukunftsfriede. Preuß. Jahrb. 1899.
Dellenbaugh, The North-Americans of Yesterday. 1901.
Denis, Histoire française contemporaine.
Deutschlands Heer in österreichischer Beleuchtung. 1906.
Dimitroff, Die Geringschätzung des menschlichen Lebens bei den Naturvölkern. 1891.
Donaldson, Th., The six Nations of New York. 1892.
Dragomirof, La Guerre et la Paix. 1896.
Dubois, Pithecanthropus erectus. 1894.
Durkheim, E., Le Suicide. 1897.
Encyclopedie van Nederlandsch Indië.
Engel, E., Beiträge zur Statistik des Krieges von 1870/71. Zeitschr. d. königl. preuß. Statist. Bureaus. 1872.
Fairbanks, A., Introduction to Sociology. 1899.
Felix, Der moderne Reichtum. 1906.
Ferguson, Essay on the History of Civil Society. 1768.
Ferrero, Il Militarismo. 1898.
Ferrero, La Morale primitiva e l'atavismo del delitto. Archivio di Psichiatria, Scienze Penali ed Anthropologia Criminale. 1895.
Ferri, Studi sull Criminalità in Francia. Annali di Statistica 1881.
Finot, Le Préjugé des Races. 1905.
Fischer, F., Die wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands und seiner Kolonien. 1906.
Fischer, W., Die Greuel des russisch-japanischen Krieges.
Friderici, Indianer und Anglo-Amerikaner. 1900.
Fried, in, „Friedenswarte". 1906.
Fritsch, G., Die Eingeborenen Süd-Afrikas. 1872.
Froude, J. A., Caesar. 1890.
Fruin, Verspreide Geschriften. 1900.
Fustel de Coulanges, La cité antique. 1878.
Fukuda, Tokuzo, Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Japan. 1900.
Gädke, Kriegsbriefe aus der Mandschurei. 1906.
Ganz, Hugo, Vor dem Zusammenbruche. 1905.
Geffcken, H., Preußen, Deutschland und Polen seit dem Untergange des polnischen Reiches. 1906.
Giddings, Principles of Sociology. 1896.
Giddings, Democracy and Empire. 1900.
Gierke, Otto, Das deutsche Genossenschaftsrecht. 1868.
Gierke, Otto, Das Wesen der menschlichen Verbände. 1902.

Giffen, Sir Robert, Some economic Aspects of the War. Economic Journal. 1900.
Giffen, Sir Robert, Further Notes on the economic Aspects of the War. Econ. Journ. 1901.
Glaser, Die Franziskanerbewegung. 1903.
Gneist, Das englische Verwaltungsrecht. 1844.
Godard, Patriotism and Ethics. 1901.
Göhre, Paul, Drei Monate Fabrikarbeiter. 1891.
Goltz, von der, Das Volk in Waffen. 1899.
Gothein, Der christlich-soziale Staat der Jesuiten in Paraguay. 1883.
Götz, Der Syllabus. 1905.
Goudswaard, De Papoewas van de Geelvinksbaai. 1863.
Grandprey, Clément de, Le Siége de Port-Arthur. 1906.
Gregorius von Tours, Zehn Bücher fränkischer Geschichte; übers. von W. von Giesebrecht.
Grün, Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. 1880.
Guyau, Esquisse d'une Morale sans obligation ni sanction. 1885.
Haendcke, B., Deutsche Kultur im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. 1906.
Hale, H., Ethnography and Philology, United States Exploring Expedition. 1846.
Hale, H., The Iroquois Book of Rites. 1883.
Halle, von, Die Weltwirtschaft. 1906.
Hamilton, Jan, A Staffofficers Scrapbook. 1905.
Hartmann, Eduard von, Zur Zeitgeschichte.
Haycraft, Darwinism and Raceprogress. 1897.
Headley, Problems of Evolution. 1900.
Hearn, Lafcadio, Glimpses of unfamiliar Japan. 1903.
Hearn, Lafcadio, Out of the East. 1904.
Heckewelder, Account of the History of the Indian Nations. 1817.
Herr, E., Der Zusammenbruch der Wirtschaftsfreiheit und der Sieg des Staatssozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika. 1906.
Hertz, Moderne Rassentheorien. 1904.
Hobson, The Psychology of Jingoism. 1901.
Hugo, Victor, Histoire d'un Crîme.
Huxley, Stellung des Menschen in der Natur. 1863.
Imbart de la Tour, Les Origines de la Réforme. 1905.
Ixtlilxochitl, Histoire des Chichimèques. 1840.
Jackson, Helen, A Century of Dishonor. 1881.
Jähns, M., Heeresverfassungen und Völkerleben. 1885.
Jähns, M., Über Krieg, Frieden und Kultur. 1893.

Jhering, von, Geist des römischen Rechts.
Joly, La France criminelle.
Jorissen, Transvaalschen Herinneringen. 1897.
Joteyko, Entrainement et Fatigue au point de vue militaire. 1905.
Junker, Reisen in Afrika.
Key, Ellen, Über Liebe und Ehe. 1904.
Kidd, Social Evolution. 1895.
Kindermann, C., Zwang und Freiheit. 1901.
Koser, R., König Friedrich der Große. 1900.
Krapf, Reisen in Ost-Afrika.
Kulischer, Der Dualismus der Ethik bei den primitiven Völkern. 1885.
Kurella, Naturgeschichte des Verbrechers. 1893.
Lagneau, Les Conséquences des Guerres. Séances et Travaux de l'Académie des Sciences morales et politiques. 1892.
Lagorgette, Le Rôle de la Guerre. 1906.
Lander, Richard and John, Discovery of the Termination of the Niger. 1832.
Lapouge, De, Les Sélections sociales. 1896.
Lasch, Über Vermehrungstendenzen bei den Naturvölkern. Zeitschrift für Sozialwissenschaft. 1902.
Laßberg, von, Mein Kriegstagebuch. 1906.
Lasson, A., Das Kulturideal und der Krieg. 1868 und 1906.
Lavisse, Histoire de France.
Lavisse, L'Armée à travers les âges. 1899.
Lebon, Psychologie du Socialisme. 1898.
Lehmann, Freiherr von Stein. 1903.
Lenz, West-Afrika. 1878.
Leroy-Beaulieu, P., La Rénovation de l'Asie. 1900.
Letourneau, La Guerre dans les diverses Races humaines. 1895.
Levasseur, La Population française. 1891.
Lewis and Clarke, Journals of the Expedition; ed. 1902.
Leyds, Dr. W. J., Eerste Annexatie van Transvaal. 1906.
Lilly, W. S., India and its Problems. 1902.
Lindner, Geschichtsphilosophie. 1901.
Lipps, Th., Die ethischen Grundfragen. 1905.
Liszt, von, Das Verbrechen als sozial-pathologische Erscheinung. 1899.
Lobedank, E., Rechtsschutz und Verbrecherbehandlung. 1906.
Loir, Étude d'un Cas concret de la Guerre russo japonaise. 1906.
Lombroso, Die Ursachen und Bekämpfung des Verbrechens. 1902.

Loskiel, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder und der Indianer in Nord-Amerika.
Low, Sarawak. 1848.
Lumholtz, Among Cannibals. 1889.
Lütgenau, Darwin und der Staat. 1905.
Macaulay, Macchiavelli. Critical and historical Essays 1877.
Maggyar, Reisen in Süd-Afrika.
Mahaffy, J. P., The Progress of Hellenism in Alexander's Empire. 1905.
Malarce, A. de, Les caisses d'Épargne en France et en Angleterre depuis la Guerre. Revue des deux Mondes 1872.
Mallock, W. H., Labour and the Popular Welfare.
Marina, Romanentum und Germanenwelt. 1900.
Martin, Die Zukunft Rußlands. 1906.
Matiegka, in, Polit. Anthrop. Revue 1904.
May, R. E., Die Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 1901.
Mayo-Smith, Statistics and Sociology. 1895.
Mayo-Smith, Statistics and Economy. 1899.
Mayr, von, Statistik und Gesellschaftslehre. 1897.
Mehring, Jena und Tilsit. 1906.
Menger, A., Neue Staatslehre. 1904.
Messuny, Mise au Point Nécessaire. 1906.
Mézieres, A., Silhouettes de Soldats. 1907.
Milioukov, Essais sur l'Histoire de la Civilisation russe. 1901.
Milioukov, Russia and its Crisis. 1906.
Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums. 1901.
M'Kenney, Memoirs and Travels. 1846.
Moerenhout, Voyages aux iles du Grand-Océan. 1837.
Mommsen, Römische Geschichte. 1838.
Morgan, League of the HO-de-no-sau-nee or Iroquois. 1851.
Morrison, Juvenile Offenders. 1896.
Morselli, Il Suicidio. 1879.
Müller de la Fuente, Die Vorgeschichte der Menschheit. 1906.
Nachod, Geschichte von Japan. 1906.
Nieboer, Slavery as an Industrial System. 1900.
Nieboer, Die Bevölkerungsfrage bei den Naturvölkern. Korresp.-Blatt der deutschen anthrop. Gesellschaft 1903.
Nippold, Otfried, Die Fortbildung des Verfahrens in Völkerrechtlichen Streitigkeiten. 1907.
Nörregaard, Port-Arthur. 1906.
Noti, Das Fürstentum Sardhana. 1906.

Novicow, J., Les Luttes entre Sociétés humaines et leurs Phases successives. 1896.
Oettingen, A. von, Moralstatistik. 1882.
Ollone, D', La Chine novatrice et guerrière. 1906.
Passek, W., Ein deutscher Kaufmann in der Mandschurei. 1906.
Paulitschke, Ethnographie Ost-Afrikas. 1896.
Paulsen, Einleitung in die Philosophie. 1903.
Pearson, C. H., National Life and Charakter. 1893.
Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. 1877.
Pfotenhauer, I., Die Missionen der Jesuiten in Paraguay. 1891.
Pike, Owen, History of Crime in England. 1876.
Ploetz, A., Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. 1895.
Plutarque, Les Vies des Hommes illustres; trad. Ricard. 1858.
Querton, Le Rendement de la Machine humaine. 1905.
Raffalovich, Le Marché Financier. 1906.
Rambaud, L'Armée à travers les âges. 1902.
Ratzel, F., Glücksinseln und Träume. 1905.
Ratzel, F., Völkerkunde.
Ratzel, F., Einige Aufgaben einer politischen Ethnographie. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1900.
Rauchberg, in Handw. der Staatswissenschaft. Bd. 2.
Reclus, Elisée, Une Commission sanitaire de la guerre aux Etats-Unis. Revue des deux Mondes 1864.
Ree, Der Ursprung der moralischen Empfindungen. 1877.
Ree, Die Entstehung des Gewissens. 1855.
Ribot, La Psychologie des Sentiments. 1896.
Ripley, Races of Europe. 1899.
Robertson, J. M., The Saxon and the Celt. 1897.
Robertson, J. M., Patriotism and Empire. 1900.
Robertson, J. M., Introduction to English Politics. 1900.
Rochas, De, La Nouvelle Calédonie. 1862.
Rogers, J.E.Thorold, The economic Interpretation of History. 1888.
Rolph, Biologische Probleme. 1884.
Sach, A., Deutsches Leben in der Vergangenheit. 1891.
Sallustius, Jugurtha.
Sarrasin, Die Weddahs von Ceylon.
Schallmayer, W., Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. 1903.
Schallmayer, W., Die soziologische Bedeutung des Nachwuchses der Begabteren und die psychische Vererbung. Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1905.

Scherff, von, Die Lehre vom Kriege. 1897.
Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. 1900.
Schneider, G., Die großen Reiche. 1904.
Schoolcraft, Hist. and Statist. Information resp. the History etc. of the Indian Tribes of the U. S. 1851—1860.
Schultze, Psychologie der Naturvölker. 1900.
Schwalbe, Die Vorgeschichte des Menschen. 1904.
Schwaner, Borneo. 1853.
Sembratowycz, Roman, Polonia irredenta. 1903.
Semon, R., Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. 1896.
Simmel, G., Die Probleme der Geschichtsphilosophie. 1905.
Socquet, Contribution à l'Étude statistique de la Criminalité en France. 1884.
Sombart, Der moderne Kapitalismus. 1902.
Sombart in. Männer der Wissenschaft über die Friedenskonferenz. 1899.
Spann, Dr. Othmar, Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse im Dienstboten- und Arbeiterinnenstande. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1904.
Spencer, Political Institutions. 1885.
Spencer, The Principles of Ethics. 1892.
Spencer, Principles of Sociology. 1893.
Spencer, Facts and Comments. 1902.
Spielmann, Die Taiping-Revolution in China. 1900.
Stade, R., Frauentypen aus dem Gefängnisleben. 1903.
Starke, Verbrechen und Verbrecher in Preußen.
Statesmans Yearbook. 1896.
Steinmetz, Nachwuchs der Begabten. Zeitschrift f. Sozialw. 1904.
Steinmetz, Prof. Treubs Marx. De Gids 1904.
Steinmetz, Les Sélections indirectes ou corollaires. Annales de l'Inst. Int. de Sociologie 1898.
Steinmetz, Ethnol. Studien zur ersten Entwicklung der Strafe. 1894.
Steinmetz, Der erbliche Rassen- und Volkscharakter. Viertelj. f. wissensch. Phil. u. Soziologie 1902.
Steinmetz, Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern bei den Naturvölkern. Zeitschr. f. Sozialw. 1898.
Steinmetz, Endokannibalismus. 1895.
Steinmetz, Kritiek op de Proletarische Moraal. 1905.
Steinmetz, De Rassenkwestie. De Gids 1907.
Steinmetz, Die neueren Forschungen zur Geschichte der menschlichen Familie. Zeitschr. f. Sozialw. 1899.

Steinmetz, Bedeutung und Tragweite der Selektionstheorie in den Sozialwissenschaften. Zeitschr. f. Sozialw. 1906.
Störk, F., in, „Männer der Wissenschaft über die Friedenskonferenz". 1899.
Strinnholm, Wikingzüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier. 1839.
Supan, A., Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. 1906.
Sutherland, The Origin and Growth of the moral Instinct. 1898.
Sybel, von, Geschichte der ersten Kreuzzüge.
Tacitus, De Origine etc. Germanorum.
Taine, Origines de la France Contemporaine. 1882.
Taine, L'Ancien Régime. 1882.
Taine, La Révolution.
Thurnwald, R., Historisch-soziale Gesetze. 1906.
Thomsen, W., Der Ursprung des russischen Staates. 1879.
Tille, A., England in seinen Flegeljahren. 1901.
Tocqueville, L'Ancien Régime et la Révolution.
Tolstoi, Physiologie de la Guerre. 1888.
Tolstoi, Pensées. 1898.
Tolstoi, La Guerre et la Paix.
Treitschke, H. von, Politik. 1899.
Turner, Samoa a hundred Years ago. 1884.
Uhde, Die Länder am unteren Rio Bravo del Norte. 1861.
Uhlenhuth, Ein neuer biologischer Beweis für die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen- und Affengeschlecht. Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1904.
Ular, A., Russia from Within. 1905.
Untrodden Fields of Anthropology, by a French Army-Surgeon. 1896.
Urba, Die Revolution in Rußland. 1906.
Vallentin, Kaiser Wilhelmsland. Neue deutsche Rundschau 1897.
Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. 1896.
Wachsweiler, Esquisse d'une Sociologie. 1906.
Wagner, A., Das Reichsfinanzwesen. Jahrb. f. Gesetzg., Verwalt. u. Rechtspfl. 1874.
Wagner, A., Die finanzielle Seite des deutsch-franz. Krieges. Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege 1874.
Wagner, C., Die Sittlichkeit auf dem Lande. 1896.
Waitz, Anthropologie der Naturvölker.
Wartensleben, Graf von, Veränderte Zeiten. 1906.
Warwick, Countess of, A Nation's Youth. 1906.

Wellesley, With the Russians in Peace and War. 1905.
Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte. 1901.
Westergaard, Mortalität und Morbidität. 1904.
Wiedersheim, Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit. 1893.
Wiese, L. von, Zur Grundlegung der Gesellschaftslehre. 1906.
Williams, The Fiji-Islands and their Inhabitants. 1858.
Williams, A Review of the Systems of Ethics founded on the Theory of Evolution. 1893.
Wirth, Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. 1901.
Wolf. J., Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. 1892.
Woods, The native Tribes of South-Australia. 1879.
Ziliacus, Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland. 1905.
Zorn, A., Das Kriegsrecht zu Lande. 1906.

Namenregister.

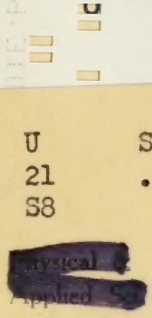
Adair S. 55.
Adickes, E., S. 182.
Ammon, O., S. 143, 147, 274.
Aschaffenburg S. 113, 115, 120, 121, 131, 132.
Ashley, W. J., S. 72, 161.
Atkinson S. 91.
Aubertin, C., S. 85, 86, 87.
Aubry S. 122.
Bagehot, S. 29, 32, 34, 167.
Ballod S. 175.
Bar, von, S. 329.
Barine S. 76.
Bardoux S. 317, 321, 322.
Barth, P., S. 316.
Bartlett S. 55.
Barzini S. 109, 126, 160, 206, 207.
Beloch, J., S. 39, 51, 60, 61, 96, 184.
Benzoni, G., S. 251.
Berndt, O., S. 49, 50, 65, 71, 73, 293.
Bernstein S. 266.
Bloch, von, S. 48, 72, 92, 93, 97, 99, 274, 282, 285, 291.
Bloch, Iwan, S. 240.
Bluntschli, von, S. 77.
Bonger, W. A., S. 114, 124.
Bonney S. 52.
Bournet S. 116, 156.
Boutmy S. 143, 301, 320.
Brachelli S. 99.
Brenet, A., S. 77, 85, 89.
Breysig S. 12, 141.
Brooke, Lord, S. 176.
Brooks Adams, S. 319, 320.
Brough Smyth, S. 52.
Brüggen, v. d., S. 143, 175, 232.
Brühl S. 59.
Bücher S. 9.
Burckhardt S. 65.
Buschan S. 269.
Caesar S. 61.
Carlyle S. 320.
Carnegie, A., S. 304, 306, 323, 326, 327.
Charlevoix S. 54, 55.
Clausewitz, von, S. 77, 86, 89, 109.
Collins S. 52, 316.
Coste, A., S. 39, 268.
Cunningham S. 105.
Dawson S. 52.
Decken, von der, S. 67.
Delbrück, H., S. 62, 63, 285, 291, 305, 328.
Dellenbaugh S. 56.
Denis S. 228.
Dimitroff S. 19.
Donaldson, Th., S. 251.
Dragomirof S. 205.
Dubois S. 19.
Durkheim, H., S. 129.
Effertz S. 97.
Engel, E., S. 48, 49, 83.
Fairbanks, A., S. 40.
Felix S. 91, 92, 97.
Ferguson S. 315.
Fernandez S. 97.
Ferrero S. 27, 91, 148.
Ferri S. 92, 113, 115, 116, 117, 120.
Finot S. 332.
Fischer, F., S. 102, 162.
Fischer, W., S. 47.
Friderici S. 304.
Fried S. 327.
Fritsch, G., S. 56.
Frommel, E., S. 128.
Froude, J. A., S. 61.
Fruin S. 224.
Fustel de Coulanges S. 10.
Fukuda, Tokuzo, S. 39, 234.
Gädke S. 94.
Ganz, Hugo, S. 176, 229.
Geffcken, H., S. 192, 233.
Giddings S. 13, 21, 260, 304.
Gierke, Otto, S. 239, 327.
Giffen, Sir Robert S. 93, 106, 107.

Glaser S. 172.
Gneist S. 150.
Godard S. 199, 210.
Göhre, Paul, S. 130.
Golz, von der, S. 33, 86, 138, 188, 273, 290.
Gothein S. 221.
Götz S. 195.
Goudswaard S. 53.
Grandprey, Clément de, S. 177, 252.
Gregorius von Tours, S. 62.
Grün S. 65.
Guyau S. 7.
Haendcke, B, S. 110.
Hale, H., S. 52, 54.
Halle, von, S. 175.
Hamilton, Jan., S. 252.
Hartman, Eduard von, S. 142.
Haushofer S. 274.
Hausner S. 51.
Haycraft S. 265.
Headley S. 30, 33, 41, 255.
Hearn, Lafcadio, S. 9. 176, 182.
Heckewelder S. 55.
Herr, E., S. 318.
Hertz S. 269.
Heymans u. Wiersma, S. 34.
Hobson S. 210.
Hugo, Victor, S. 228.
Huxley S. 19.
Imbart de la Tour S. 144.
Ixtlilxochitl S. 59.
Jackson, Helen, S. 304.
Jähns, M., S. 58, 144, 269, 306.
Jhering, von, S. 34.
Joly S. 116.
Jorissen S. 40.
Josua S. 58.
Joteyko S. 230, 237, 293.
Junker S. 19.
Key, Ellen, S. 239.
Kidd S. 182.
Kindermann, C., S. 316.
Koser, R., S. 40, 225.
Krapf S. 56, 57.
Kulischer S. 24.
Kurella S. 120.
Lagneau S. 48, 49, 50.
Lagorgette S. 272, 307, 325.
Lander, Richard and John, S. 57.
Lapouge, De, S. 51, 271, 272, 277.
Lasch S. 28.
Laßberg, von, S. 74, 82, 85, 112.
Lasson, A., S. 157, 191, 193, 194, 215.
Lavisse S. 64, 152.
Lebon S. 170.
Lehmann S. 40, 224, 225, 226, 227, 269.
Lenz S. 67.
Leroy-Beaulieu S. 93, 234.
Letourneau S. 53, 57, 58, 59, 64.
Levasseur S. 48, 49, 50.
Lewis and Clarke S. 56.
Leyds, Dr. J. W., S. 89.
Lilly, W. S., S. 259.
Lindner S. 12.
Lipps, Th., S. 44, 174, 187, 193, 198.
Liszt, v., S. 121, 135
Lobedank, E., S. 125.
Loir S. 207.
Lombroso S. 113.
Loskiel S. 54.
Low S. 67.
Luchaire S. 308.
Lumholtz S. 52.
Lütgenau S. 207.
Macaulay S. 197.
Maggyar S. 56.
Mahaffy, J. P., S. 40, 41.
Malarce, A. de, S. 92.
Mallock, W. H., S. 270.
Malmesbury, Lord, S. 226.
Marina S. 62.
Martin S. 147, 175, 180, 185, 229.
Matiegka S. 269.
May, R. E., S. 98, 161.
Mayo-Smith S. 97, 272, 274.
Mayr, von, S. 72.
Mehring S. 202, 227.
Menger, A., S. 191.
Messuny S. 280, 281.
Mézieres, A., S. 177, 228.
Milioukov S. 143.
Mirbt S. 308.
M'Kenney S. 56.
Moerenhout S. 53.
Mommsen S. 61.
Morgan S. 54.
Morrison S. 121.
Morselli S. 129.
Müller de la Fuente S. 20.
Nachod S. 39.
Nieboer S. 26, 28, 29.

Niebuhr S. 227.
Nippold, Otfr., S. 327, 329.
Nörregaard S. 109, 292.
Noti S. 141.
Novicow S. 104, 164, 170, 200, 217, 256, 262, 332, 336.
Oettingen, A. von, S. 51, 83, 118, 275, 277, 278.
Ollone, D', S. 252.
Passek, W., S. 137, 177.
Paulitschke S. 57.
Paulsen S. 8, 182.
Pearson, C. H., S. 254.
Peschel S. 251.
Pfotenhauer, I., S. 221.
Pike, Owen, S. 110, 268.
Ploetz, A., S. 267, 268, 274.
Plutarque S. 61.
Querton S. 237.
Raffalovich S. 287.
Rambaud S. 33, 141.
Ratzel, F., S. 56, 75, 82, 184.
Rauchberg S. 96.
Réclus, Elisée, S. 84.
Rée S. 7.
Ribot S. 7.
Richter S. 58.
Rieß S. 175.
Ripley S. 274.
Robertson, J. M., S. 41, 141, 148, 153, 167, 204, 251, 322.
Rochas, De, S. 54.
Rogers, J. E. Thorold, S. 105, 107.
Rolph S. 7.
Sach, A., S. 110.
Saint-Simon S. 316.
Sallustius S. 61.
Samuel S. 58.
Sarrasin S. 19.
Schäffle S. 93.
Schallmayer, W., S. 8, 132, 149, 256, 269, 273, 277.
Scharnhorst S. 202, 224.
Scherff, von, S. 147.
Schmoller S. 70, 72, 97.
Schneider, G., S. 43, 169.
Schoolcraft S. 55.
Schultze S. 31.
Schwalbe S. 19.
Schwaner S. 67.
Sembratowycz, Roman, S. 233.
Semon, R., S. 53.
Simmel, G., S. 12.
Socquet S. 116.
Sombart S. 119, 315.
Spann, Dr. Othmar, S. 131.
Spencer S. 31, 67, 153, 316, 317, 322.
Spielmann S. 60.
Stade, R., S. 131.
Starke S. 117, 119, 122.
Stein S. 227, 269.
Steinmetz S. 8, 9, 10, 19, 23, 24, 25, 32, 42, 69, 102, 132, 151, 246, 250, 256, 261, 262, 265, 273, 297, 332.
Störk, T., S. 328, 330.
Strinnholm S. 63.
Supan S. 107.
Sutherland S. 9, 22, 25.
Sybel, von, S. 64.
Tacitus S. 62.
Taine S. 141, 179, 181, 268.
Tarde, G., S. 302.
Thurnwald, R., S. 12.
Thomsen, W., S. 141.
Tille, A., S. 290.
Tocqueville S. 179.
Tolstoi S. 52, 204.
Treitschke S. 194, 243.
Turner S. 53.
Uhde S. 55.
Uhlenhuth S. 19.
Ular, A., S. 175.
Urba S. 93, 94.
Vallentin S. 54.
Vierkandt S. 3.
Wachsweiler S. 21.
Wagner, A., S. 91, 92.
Wagner, C., S. 128.
Waitz S. 56.
Wartensleben, Graf v., S. 119, 252, 286, 298.
Warwick, Countess of, S. 237.
Weinhausen S. 131.
Wellesley S. 137.
Wellhausen S. 39.
Westergaard S. 83.
Wiedersheim S. 19.
Wiese, L. von, S. 316.
Williams S. 7, 53.
Wirth S. 258.
Wolf, J., S. 104.
Woods S. 52.
Ziliacus S. 229.
Zorn, A., S. 85, 332.

PDC 3663-30
UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
PLEASE LEAVE THIS CARD
IN BOOK POCKET
LOCATION
PASC
DIE PHILOSOPHIE DES KRIEGES

U
21
S8
...Die philosophie des krieges
Steinmetz, Sebald Rudolf



UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 08 22 03 001 4